P. o. germ.
958 ed -1
Mügge, Th.

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36603275770017

<36603275770017

Bayer. Staatsbibliothek

Tänzerin und Gräfin.

Ein Roman

von

Theodor Mügge.

Erster Theil.

Leipzig.
Leopold Michelsen.
1839.

421. 1)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Tänzerin und Gräfin.

Erster Theil.

Das Ballet war fast beendet, als eine der Logen im ersten Range ungestüm geöffnet wurde, und ein großer, schlanker junger Mann rasch daraus hervortrat. Er wickelte sich in seinen Mantel, drückte den Hut tief in die Augen und eilte die Treppe hinab. — Ein Anderer stieg diese so eben herauf, und bei der Biegung trafen beide hart genug zusammen. Der Aufsteigende taumelte an die Einfassung, der Andere ließ den Mantel halb sinken, und indem er seinen fallenden Hut mit der Hand fing, wandte er sein zorniges Auge auf den schweigenden, finster blickenden Fremden.

„Mein Herr, das ist zu arg, Sie konnten sich vorsehen," rief er rasch und kurz; im Augenblick aber änderte er den Ton und die Sprache, und reichte jenem lebhaft überrascht die Hand. — „Roden," sagte er erfreut, „Sie sind wieder hier, wie sehr freut es mich, trotz der allzueindringlichen Art unseres Wiederfindens. — Was thut ein tüchtiger Puff mehr oder

weniger in diesem Leben, lieber Graf," versetzte der Fremde lächelnd; „und überdies war er uns beiden nöthig, wie ich glaube, zur Rückkehr in die Wirklichkeit."

„Verdammt nöthig, mein theuerer Freund," erwiederte der Graf, den Mantel aufhebend. „Aber wo stecken Sie seit einem Jahre, Sie treuloser Flüchtling? Sie waren verschwunden, wie ein Nachtgespenst, und erscheinen von Neuem, wie der Sturm, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, um biblisch mit Ihnen zu sprechen." — „Ich komme von Paris und bin erst zwei Stunden hier," sagte der Fremde. — „Das Ballet ist aus, Sie kommen zu spät," sagte der Graf. „Wollen Sie die langweilige, schöne Müllerin durchaus genießen, welche man dem reizenden Feenkinde Aline nachschickt, so haben Sie eben Zeit noch mich ein Stückchen zu begleiten. — Welch glücklicher Mensch sind Sie, Roden. Sie schwärmen in der Welt umher, reisen und genießen, genießen und reisen, und ein Leben um solche Achsen rollt wie ein langer, unendlicher Frühlingstag hin."

„So scheint es," versetzte der Andere, „aber dafür fehlt mir die Stabilität, die feste Sicherheit, das Glück, welches aus den heiligen Quellen des Familienlebens fließt. Glauben Sie, daß ein Zugvogel glücklich sein kann? Er fliegt von einem Sommerlande in das andere, aber er scheidet mit Sehnsucht von seinem Neste, und sitzt tagelang schwer-

müthig in tiefen Schmerzen, ehe er dem dunklen unheimlichen Triebe folgt, der ihn aus der Heimath in fremde Länder, aus dem laubigen Dache der treuen Eichen und Buchen zu den schattenlosen Palmen in die Wüste treibt.“

„Und er verläßt die zärtliche, langweilige Hausfrau,“ rief der Graf spottend, „die schreienden ungezogenen Kinder seiner legitimen Ehe und wirft sich in einen ewig neuen wechselnden Himmel voll Liebe und Lust. — Das ist die Poesie des Lebens, mein Freund, von der ich allzufrüh scheiden soll, ohne sie einmal recht gekannt zu haben. Doch, Sie wissen nicht, daß ich heirathen soll.“ — „Sie, heirathen? sagte Roden lachend.

„Nun ja, allerdings, lachen Sie immer über den sonderbaren Ehemann, den ich abgeben werde,“ erwiederte der Graf; „ich lache ja selbst darüber, wenn ich es bedenke. Aber es ist einmal so; meine Mutter hat es sich in den Kopf gesetzt, und sich mit der unfruchtbaren Sorge belastet, mir eine Braut auszusuchen.“

„Und jedenfalls die würdigste aus einem möglichst diluvianischen Geschlecht,“ erwiederte Roden spöttisch.

„Aelter als die Arenbergs,“ sagte der Graf lachend, „deren Familienpapiere doch nur bis zur Sündfluth reichen. Aber sie soll jung und leidlich hübsch sein.“

„Sie kennen Ihre Zukünftige nicht?“

„Kennen? Nein. Doch ja, ich habe sie flüchtig gesehen, als sie zwölf oder dreizehn Jahr alt war. Es war ein stilles Fräulein vom Lande, Lilien und Rosen, wie gewöhnlich; blondes Haar, blaue Augen, ein schmachtender, schüchterner, sanfter Blick und ein schwärmerischer, romantischer Name: Hortensie. Das ist Alles.“

„Sehr wenig,“ sagte Roden.

„Rechnen Sie dazu eine schlanke Gestalt und einige hundert tausend Thaler,“ fuhr der Graf lachend fort, „und Sie werden sagen: Sehr viel!“

„In der That, sehr viel, das ändert die Sache,“ versetzte der Freund.

„In Summa ist es eine von den alten Familiengeschichten,“ rief der Graf. „Verbraucht, abgegriffen und mir deshalb eigentlich in tiefster Seele zuwider. Unsere Güter grenzen, unsere Rechte sind verwickelt. Da giebt es bald Streite über Wald und Jagd, bald über Fischerei und Hütung. Am besten also, ich führe das Schäfchen in mein Haus und schere ihm die goldene Wolle ab, wie es Noth thut. Hortensie ist ein einsamer Sprößling, ich auch, und die Alten sind darauf versessen, Seele, Körper, Dörfer, Wälder, Namen und Wappen zusammenzuthun. Au fin! ich füge mich.“

„Als gehorsamer Sohn eines edlen Hauses,“ erwiederte der Fremde, „wenn auch mit Widerstreben.“

„Ich könnte nein sagen,“ rief der Graf „und wäre halsstarrig genug, dies Nein auch zu behaupten,

wenn nicht ein romantisches Element dabei wäre, das mich heimlich zum Ja treibt. — Wir kennen uns beide nicht, mein Bild allein, mit zweitausend Thaler Fassung, die meiner Mutter zu gute kommen, habe ich ihr vor sechs Wochen gesandt. Das ihre habe ich gar nicht erhalten, nur die naive Entschuldigung, daß kein Maler da sei, als ein Stubenmaler, der vergebliche Versuche gemacht habe, man aber nächstens mir dafür das schönere, lebendige Original zufertigen würde. Neben dem Briefe des alten militairischen Barons lag dann ein Zettelchen mit feinen, mikroskopischen Buchstaben und Hieroglyphen, und dies ist das einzige Zeichen ihrer jungfräulichen Zuneigung. — Lächerlich, höchst lächerlich und ergötzlich! Gottes Wille bildet die Einleitung, die Wünsche der gnädigen Eltern kommen hinterher und den Schluß machen die Versicherungen ihrer eigenen, unwandelbaren Liebe und Treue."

„Ein einfaches Naturkind also," sagte Roden.

„Ein süßes, einfaches Naturkind," rief der Graf lachend, „eine Mimili, eine Florinde, eine Gurli, voll Schüchternheit und naiver Unbefangenheit, im weißen Kleide mit kurzer Taille, drei lange Locken, tire-bonchons, an jeder Seite des Madonnenköpfchens, den züchtigen Busen mit einem langen Kragentuche bedeckt, Korallen oder Bernstein, oder gar eine dicke, goldene Schlächterfraukette um den schö-

nen Hals, und wo möglich im selbstgewebten Röckchen, wie ein würdiges Ritterfräulein."

„Das muß allerdings Ihre Gefühle verletzen."

„Meine Gefühle verletzen?" lachte der Graf. „Keinesweges, mein Theurer, ich freue mich darauf, wie ein Kind, und verspreche mir davon den höchsten Genuß; denn eine solche Erscheinung ist neu und doppelt reizend für mich. Schöne Kinder à la première mode de Paris haben mich seit Jahren umringt, und ich habe sie gesehen in der grande parure, wie im verführerischen Negligee. Aber man stumpft ab, es ist die Eine wie die Andere, der haut-goût verlangt das Seltene und Pikante, und was kann lieblicher sein, als so ein frisches Geschöpfchen, das seinen ganzen Vorrath naiver Ungelenkigkeit, Provinzialzärtlichkeit und ländlich sittlicher Einfalt verschwenden muß und zum besten giebt. — Das erregt natürlich meinen ganzen Enthusiasmus; ich versichere Sie, ich kann den Augenblick kaum erwarten, wo sie als eine neue Göttin mir erscheint, und unfehlbar werde ich nie ausschweifend feuriger und zärtlicher Liebhaber sein."

„Alles wird alt in der Welt, lieber Graf," sagte Roden lächelnd.

„Guter Gott! nun ja, Alles wird alt," rief der Graf, „und meine Liebe wird keine Ausnahme von der Regel machen; aber das zu verlangen, ist eine der bittersten Thorheiten unseres Jahrhunderts, ein gänzliches Verkennen der menschlichen Natur. Tou-

jours perdrix, Sie kennen die Geschichte Heinrichs des Vierten, die jeder auswendig lernen müßte. — Die Frauen, mein Freund, sind aber von jeher klüger gewesen, als die Gesetze, und haben die Welt, mit ihren Schwachheiten genommen, wie sie ist, nicht wie Moralisten und andere Narren sie gern wünschen."

„Allerdings," sagte Roden, „und doch ist die Welt moralischer geworden."

„Wir sind aus dem galanten Zeitalter getreten, das wir bei aller Galanterie und allem modernen Leichtsinne verspotten, und die Interessen der Völker drehen sich nicht mehr um die feilen Reize irgend einer Courtisanne."

„Und halten Sie das für ein großes Glück?" rief der Graf. „Beim Himmel! die Welt war besser daran unter jener Herrschaft der Schönheit und anathusischer Reize, als jetzt unter den Grübeleien hirnverbrannter Dummköpfe, welche jeden Bauernbengel zum Philosophen und Staatsbürger stempeln möchten."

Beide waren inzwischen längst aus dem Hause getreten, und hatten, indem sie die große Promenade hinaufgingen, eine der durchkreuzenden Straßen eingeschlagen. Der Abend war dunkel und unfreundlich, die Gasflammen sprühten in einem trüben feuchten Nebel wie hüpfende Irrlichter auf, und die Trottoirs zeigten sich öder, als es sonst in diesem glänzenden Theile der Residenz der Fall war.

„Wohnen Sie jetzt in diesem entfernteren Quar-

tiere?" fragte der Baron endlich, als der Graf um eine neue Ecke bog, und eine breite, lange, aber ungemein ruhige Straße sich vor ihnen öffnete.

„Hier!" rief der junge Mann mit komischem Entsetzen. „Der Himmel verzeihe Ihnen diesen infernalischen Gedanken, mich, den fashionabelsten Gentleman des Reichs, hierher versetzen zu wollen. — Unzweifelhaft," fuhr er fort, „wohnen auch hier viele noble und rechtliche Menschen neben den holden Kindern, welche sich ihre Tempel in diesem stillen Quartiere der Liebe erbauten. Sehen Sie da und dort die schimmernden Lichtchen, die halb zurückgezogenen gelben Gardinen, und die Lockenköpfchen, welche winkend dahinter hervorblinzeln. Licht, mein Freund, ist hier so verdächtig, wie zuweilen in Kirche und Staat, und wird bewacht, gemieden und gesucht, wie es kommt."

„Was aber haben Sie hier zu schaffen?" rief Roden erstaunt.

„Das ist ein Geheimniß," sagte der Graf lachend, „und wie Sie leicht denken können, ein süßes, zärtliches Geheimniß. Ist der Mensch nicht dazu bestimmt, die Freude und das Glück zu suchen, wo er es findet? Ich sagte Ihnen, daß man abstumpft in dem Getümmel der Welt, unter dem faden, gleichmäßigen Schritt der modernen Albernheit; man muß das Pikante aufsuchen, dem Ungewöhnlichen sein Herz öffnen. Und so sehen Sie mich hier, um zu den Füßen eines Wesens zu sinken, die mich bezau-

bert in ihren Netzen hält, durch Reize gefesselt, die einer Circe angehören, und welche, wie Alexander Farnese von der Maria von Medici behauptete, mehr göttlich als menschlich sind. Und die Braut, das pikante Kind der Natur," sagte Roden spöttisch.

„Ist denn ein großes Herz nicht weit genug für die ganze Welt?" rief der Graf lachend. — „Sie werden sehen, daß ich ein Weltbürger bin, und wenn Hortensie meinen Hoffnungen entspricht, soll sie mit mir zufrieden sein. — Aber ich habe Sie um die schöne Müllerin gebracht, ich bin Ihnen Ersatz schuldig und werde nächstens zahlen. — Morgen besuchen Sie mich, wir machen einen Ritt durch den Park, und wenn Sie mich bitten, sollen Sie erfahren, ob ich glücklich war. Sie sollen meine Vettern bei mir treffen, den Gelehrten und den Soldaten, beide charmante Jungen, aber curiose Häupter, und jetzt, Roden, lassen Sie mich allein. — Gott mit uns, wie es auf den Thalern steht, ein vortrefflich passender Sinnspruch für das Münzwesen, und nun gehen Sie, und kommen Sie morgen nicht zu spät, dann sollen Sie mehr erfahren. Meine Wohnung ist die alte."

Lächelnd drückte Roden seinem jungen Freunde die Hand. „Viel Glück!" „sagte er, aber merken Sie den weisen Spruch: Mäßigung ist die Quelle des Vergnügens."

„E qui ben vive, vive lungo!" rief der Graf lachend und eilte über den Fahrweg schnell auf die

andere Seite der Straße. — Langsam ging Roden zurück. Er sah seinen Begleiter dicht an den Häusern hinabgehen und endlich in eins der stattlichsten schlüpfen. — Jung, einnehmend und reich, sagte er zu sich selbst, indem er umwendend sich das Haus betrachtete; mit diesen drei höchsten Tugenden der Erde geziert widersteht kein Weiberherz. — Im ersten Stockwerke war ein hell erleuchtetes Zimmer, Roden glaubte die hohe Gestalt seines Freundes zu erkennen, der hastig auf und nieder schritt. Jetzt wurden die weißen Vorhänge von einer alten Dienerin herabgelassen, zugleich fuhr ein eilig heranrollender Wagen vor, der Schlag öffnete sich, hinter dem Vorhang lauschend, wurde der schwarze Kopf des Grafen einen Augenblick sichtbar. Eine junge Dame hüpfte leicht den Wagentritt hinab und eilte in das Haus, dann rollte die Karosse davon und bald bewegten sich zwei Gestalten in dem Zimmer.

Lachend ging Roden davon. — „Das ist also das ganze Abenteuer," sagte er. „Ein rendez-vous mit irgend einer gefälligen Schönen bei einer noch gefälligeren alten Hexe. Und der junge Roué schwelgt in Champagner und Liebe bis an den hellen Morgen und leert die Becher bis zur Nagelprobe. — Es ist doch Schade um diesen jungen Taugenichts, er wäre vielleicht noch im Stande etwas Besseres zu thun. — Gut, morgen denn," fuhr er nach einer tiefen Pause fort, „wir wollen sehen, was mit ihm zu machen ist."

2.

Der Graf hatte leise an einer Klingel im ersten Stock gezogen, eine alte Frau öffnete mit mürrischem Gesicht; als sie jedoch den Störer erblickte, verwandelte sich der Unmuth schnell in ein freundliches Lächeln.

„Guten Abend, Christine," sagte er, und trat schnell herein, „ich will Josephinen erwarten, sie war heute zum Entzücken schön. Hole Champagner, Austern, Trüffelpastete, was Du willst; hier ist Geld, geh geschwind und laß mich allein."

„Sehr wohl, liebster Herr Graf, und wurde mein Josephinchen denn auch beklatscht, wie es sich gehört?"

„Alles, alles," rief der Graf lachend, und warf sich auf das Sopha, „und jetzt geh!"

Die Alte eilte davon und der junge Mann streckte sich der Länge nach auf die weiche Ottomane. Vor ihm stand ein gedecktes Tischchen, zierliches Geschirr vom feinsten Porzellan à vermeille, ein silbernes vergoldetes Besteck, ein silberner, reich gezierter Becher in der Mitte, und eine hell flammende bronzene Astrallampe im Verein mit dem drachenbewachten silbernen Armleuchter, vor welchem drei Wachskerzen flammten, warfen ihr intensives Licht über das große, reich in Grün und Gold Velour tapezierte Zimmer.

Mit lächelnden Blicken übersah der Graf die

romantische Unordnung, welche rund umher verbreitet war. — Die Stühle lagen vollgepackt voll Gegenstände aller Art. Hier stand eine lange Pappschachtel mit Schminktöpfchen und eine röthlich gefärbte Hasenpfote lag daneben, eine Büchse mit aromatischem Puder war auf den Teppich gefallen, und halb umgestürzt wurde sie von seidenen Schminklappen begraben. Bunte Röckchen und grellfarbige Mieder hingen und lagen an den Wänden, von der Seite des drappirten Nipptischchens flatterten zwanzig schöne Gürtelbänder herab, ein geöffneter Kasten zeigte ein Gemisch von goldenen Ringen, Schnallen, Brochen, Ketten, Armbändern und Nadeln; geöffnete Etuis mit reichen Diademen, Schlössern, Ohrgehängen, Halsbändern und anderer Schmuck bedeckten den übrigen Raum, und eine Fluth der schönsten pariser Rosen, Maiblumen und hundert andere Kinder des Lenzes, bald zu Kränzen, Kronen und Guirlanden vereint, bald zerstreut mit kunstvollen Gold- und Silberblättern umringt, bedeckten im schönsten Farbenspiel den Tisch. Dabei standen mehrere große Kartons, deren Deckel bunt zusammen und über einander geworfen, ein Gewirr von reichen Kleidern, köstlichen Stickereien, Kragen- und Taschentücher und die ganze zahllose Abwechselung im Putze einer eleganten Dame zur Schau legten.

Ueber die Lehne des Sophas aber hingen mehrere rosa gefärbte Seidentricots, blendende weiße, weite Röckchen waren darüber geschlagen, ein Hau-

fen weißer und rother Seidenstrümpfe füllte die Ecke und in der anderen lagen mehr als zwanzig Paare feiner Seidenschuhe, um die dünnen Sohlen zusammengerollt und mit den leichten Bändern zusammengeknüpft.

Der Graf betrachtete mit flammenden Augen diese Attribute, und drückte Tricot und Schuh seiner Geliebten feurig an sein verlangendes Herz. — „Meine Josephine!“ rief er halblaut, „Du sollst mein bleiben, und kämen alle Grafentöchter des heiligen römischen Reichs, und ich müßte sie Alle heirathen.“

Nun hörte er den Wagen rollen, die Alte kam herein und rief ihm zu, daß sie nach einer prächtigen Abendmahlzeit ausgesandt habe, dann nahm sie den schweren Silberleuchter und sprang ihrer jungen Gebieterin entgegen. — Den Blick fest auf die Thür gerichtet, lag der Graf mit ausgestreckten Armen. Jetzt flogen leise Tritte durch das Vorgemach, plötzlich öffnete sich die Thür, und eine kleine, zarte Gestalt schwebte sylphenartig herein. Der dunkle Mantel fiel von ihren Schultern, und in graziöser Attitüde, wie aus den Lüften herabgesunken, stand sie in dem weißen von Gold und Flittern flimmernden Tanzrocke, das Füßchen ausgestreckt, die Hände in schöner Biegung, und den dunkelglühenden Blick voll Liebe und holder Freude auf den Freund gerichtet, der sie erwartet hatte.

„Heinrich!“ rief sie, „o! das ist herrlich, ich sah

Dich aus der Loge eilen, und mein ahnendes Herz rief: Er will zu Dir!" —

„Mein theuerstes, geliebtestes Kleinod!" rief der Graf, und richtete sich halb empor, „o! komm zu mir, komm in meine Arme, du holdeste, süßeste Nymphe, du reizende Zauberin, du feines Elfenkind, weiß und zart wie ein Mondstrahl."

„Aber ein verkörperter Mondstrahl," rief sie lachend und trippelte auf den Spitzen der kleinen Füße mit unnachahmlich leichter Grazie bis an den Sopha. Hoch bog sie sich über den Verlangenden, als wollte sie ihn umfangen, plötzlich aber beugt sie das Knie, ihre feinen, weichen Arme wanden sich blitzschnell um den Hals des Geliebten, sie zog seinen lockigen Kopf fest an ihre pochende Brust und eine Fluth von zärtlichen Küssen sank, wie ein Blüthenregen des Mais, auf den durstigen, unersättlichen Boden.

„Engel, mein süßer Engel!" rief der Graf. „O! was ist das Leben gegen eine Stunde in deinen Armen! — Genuß, Genuß, das ist der Zweck des Daseins, und genießen müssen wir, genießen wollen wir, und alle Zukunft den Thoren überlassen, welche darüber grübeln wollen."

Er nahm ihr den Kranz von blauen Blumen aus den Locken, welche er leise löste; die Nadeln der Flechten fielen in seine Hand, muthwillig entfernte er, was noch fest saß, und nun rollte das dunkle, glänzende, reiche Meer über Nacken und

Rücken herab, und er drückte mit zitternder Lust sein glühendes Gesicht in das seidene, duftige Gewebe. Scherzend schüttelte sie den reichen Schmuck von allen Seiten über sich und den Geliebten, und der weite glänzende Kreis bedeckte ihre glühenden Wangen, ihre Küsse, ihr Liebesgeflüster.

„Du siehst aus wie die heilige Genoveva," sagte der Graf endlich, „nur ein Einziges fehlt dir noch dazu."

„Und was denn, Heinrich," rief sie lustig lachend; „ich möchte für mein Leben gern eine Heilige sein."

„In deinem weißen Tanzröckchen und dem leichten Tricot siehst Du aus wie die arme Heilige, als sie nackt und bloß verstoßen wurde. Dies Zimmer ist die Höhle, dies weiche Sopha der harte Stein, ich die nährende Hindin — du siehst wie Alles zutrifft — und nun fehlt nur noch in deinen Armen das Kind."

Die Tänzerin hatte sich mit ihrem kleinen, gelenkigen Körper ganz in eine Ecke des breiten Divans, neben den Kopf des Grafen gesetzt, unbekümmert um ihren reichen, goldgestickten Ueberwurf, oder die zerdrückten Blondenbesätze an den Schultern und Achselbändern. — Plötzlich aber sprang sie hoch von ihrem Platze auf. — „Abscheulich!" rief sie, „abscheulich! ein Kind, lieber ein Wallfisch, ein Ungeheuer! Ich, ein Kind, ich ein Kind! Heinrich, Du bist wahnsinnig oder thöricht. Geh, Du

Taugenichts, ich mag nichts weiter mit Dir zu schaffen haben."

Mit einem leichten Sprung war sie über den Kopf ihres Geliebten auf dem Teppich, und drehte vor dem hohen Spiegel eine graziöse Pirouette. Dann band sie mit wunderbarer Geschwindigkeit den Tanzrock los, schlüpfte in einen weiten watirten, schwarzen Mantel, schleuderte die Schuhe von den kleinen Füßen, fuhr in ein Paar silbergestickte Saffianpantoffeln, und indem sie das wirre Haar in einem Knoten zusammenfaßte, ging sie mit schnellen Schritten von einem Ende des Zimmers schmollend zum andern, ohne auf die Bitten des Grafen zu achten.

„Du wunderliches, närrisches Mädchen," rief dieser endlich, laut lachend, „so sei doch versöhnlich, so höre doch auf so verzweifelt ernsthaft die Wände anzustarren. Bei Gott! ich glaube, wünschte ich dir ewige Verdammniß, Du könntest nicht böser sein."

„Und was wünschest Du mir Besseres?" sagte sie. „Ein Kind ist der entsetzlichste Gedanke, den ich seit meiner frühsten Jugend hege. Wüßte ich, daß Du solche Absichten hättest, ich würde Dich keinen Augenblick länger in diesem Zimmer dulden."

Der Graf hatte sich aufgerichtet, und mit einem spöttischen, finsteren Lächeln strich er sein lockiges Haar von der hohen Stirn. — „Wie unna-

türlich," sagte er. „Weißt Du, Josephine, was der Zweck der Weiber auf der Erde ist?"

„Du willst den ganzen albernen Trödel mir wahrscheinlich vorerzählen von dem Priestersprüche: Er soll dein Herr sein, bis zu dem: seid fruchtbar und vermehret Euch. — Die Masse der gemeinen Weiber hat freilich nichts Besseres zu thun, so wenig wie der große Haufen Deines Geschlechts, allein beweise mir, daß dies das Hauptziel alles Lebens sei, daß wir sammt und sonders untergehen sollen in der Production unserer Nachfolger."

Der Graf lachte laut. „Mein kleiner Philosoph," rief er, „Du bist entzückend mit diesen blitzenden Augen, aber ein Ausbund von Eigensinn und Laune. Du eine Tänzerin, ein Geschöpfchen, das durch und durch an eine materielle Welt klebt, und von dieser getragen und bewundert wird, willst deine eigene Natur verdammen? — O! meine Josephine, das heitere bunte Leben klammert sich an den Genuß, die Menschheit ist auf ihn gewiesen, trübsinnige Thoren allein haben uns die freie, schöne Wechselwirkung des Daseins entrissen, für Gegenwart uns Hoffnung gegeben und den schönsten Frühling unserer Menschheit verödet. Was ist größer und himmlischer auf dieser Erde als die Liebe; jene Liebe, die den Geist in den Geist versenkt, und die Körperwelt, als ein untergeordnetes Moment, in den Rausch seiner höchsten Leidenschaft verwebt; was kann ein liebendes Mädchen Schöneres begehen,

als Welt und Menschheit in den Armen dessen vergessen, der ihre Gottheit, ihre Zukunft ist; was giebt es Erhabeneres im Himmel und auf Erden, als eine junge, reizende, liebeschmachtende Mutter!"

Josephine hatte aufmerksam vor ihm gestanden, die Arme gekreuzt und den Blick fest auf sein Feuer sprühendes Auge gerichtet; jetzt wandte sie sich lebhaft von ihm. „Ach!" rief sie, „ich verstehe, mein Freund; doch was Du Liebe nennst, ist nur der Genuß, der sinnliche thierische Trieb, der das Edelste zerstört, der uns in Gemeinheit und Laster reißt, und, was göttlich in uns ist, mit dem Brandmark der rohen Natur stempelt."

„Aber liebes Närrchen, was willst Du denn?" rief der Graf.

„Frei will ich ganz dem folgen, was ich für Recht erkenne," sagte sie, „und ich kann mich nicht überzeugen, daß ich geboren bin, um wie ein Thier zu lieben und zu sterben."

Der Graf fuhr mit den Händen durch sein lockiges Haar. „Ist es möglich," sagte er, „im neunzehnten Jahrhundert träumt eine Tänzerin von platonischer Liebe. Aber, mein süßes Närrchen, die Zeiten sind vorbei, wo man die Thorheiten des griechischen Weisen bewundert, der seine poetischen Ausgeburten niemals in die Realität seiner Welt zu verpflanzen vermochte, wie viel weniger in die unsere."

„Will ich denn die Welt bekehren," rief Jo-

sephine. Nur ich, ich allein will thun, was ich als das Beste erkenne; was geht mich Dein griechischer Philosoph an, von dem ich nichts weiß und nichts wissen will."

„Du närrisches Mädchen," rief der Graf. „Ich darf Dich in meine Arme schließen, Du überhäufst mich mit den zärtlichsten Namen, Du fachst in meinen Adern dasselbe rasende Feuer der Leidenschaft an, welches in den Deinen glüht, und dann stößest Du mich plötzlich zurück, dann fliehst Du mich dann befiehlst Du mir, augenblicklich zu gehen. — Du schreiest auf, wenn ich mich nahe, Du verschließest Dich in Dein Schlafgemach und keine Bitten, kein Flehen können Dich bewegen. — Du spielst mit mir ein grausames, unnatürliches Spiel; was willst Du aus mir machen? — Seit Monaten führst Du mich an einem magischen Faden, der sich verzehrend um meine Seele schlingt, Josephine! wie tausend Male hast Du mir ewige Liebe und ewiges Glück geschworen."

„Und ich liebe Dich, Bösewicht!" rief sie heftig und warf sich in seine Arme. „Ich liebe Dich so unendlich, wie ich Dich hasse. Heinrich! bist Du wirklich einer jener Dutzendmänner, die zu Tausenden sich durch das Leben drehen, süßlich, fade, geckenhaft zum Erbrechen; nichts träumend, als von eroberten Herzen, nichts hoffend, als ihre Siege, nichts glaubend, als ihre Unfehlbarkeit, und Alles, was sie nicht begreifen mit

ihren verbrannten, ausgemergelten Sinnen, frech verspottend."

Der Graf sah ihr fest in das glühende Gesichtchen. „So soll ich Dich lieben," sagte er, „wie man die Freundschaft schildert, kalt, ruhig, mit reiner Hingebung, aber ohne Wunsch. Josephine, Du kannst es so wenig wie ich. Die Flamme, welche Dich verzehrt, ist nicht auf diese stille Weise zu löschen."

Sie ging der Thür zu, aber der Graf eilte ihr nach, schlang seine Arme um sie und bedeckte sie mit seinen Küssen. „Geliebtes, theures Wesen," rief er, „kannst Du meinem kummervollen Herzen kein hartes, thörichtes Wort verzeihen? Und soll nicht Eifersucht und Schmerz, wie ein brennender Pfeil meine Adern durchfliegen, wenn ich Deine Kälte sehe und die reichen Geschenke betrachte, welche Dir von so vielen gespendet werden?"

„Laß' sie doch; laß' sie doch!" rief Josephine lachend, und erwiederte seine Küsse. „Warum soll ich nicht annehmen, was die Narren mir zu Füßen legen? Ich gebe Ihnen dafür die Erlaubniß, eine Viertelstunde mir lästig zu fallen, ich entzücke sie durch ein Wort, durch einen Blick, ich verrücke den Rest ihrer verschrumpften Sinne durch ein Lächeln, ich mache sie toll, wenn ich ihnen endlich erlaube, meinen Arm zu küssen, oder ihre Hand auf mein Herz zu legen, oder mit meinen Fingern zu spielen. — Heinrich, das kannst Du Ihnen gönnen; wir lachen sie aus, die Thoren."

„Und ich,“ sagte der Graf traurig, „ich küsse Deinen schönen Mund, ich spiele mit Deinen Haaren und Flechten, und du schläfst an meinem heißen Herzen ein.“

„O! Undankbarer!“ rief sie, und schlug ihn mit den kleinern Fingern sanft auf die Lippen, „ist das nicht genug, ist das noch nicht genug?“

„Wie ein Verdammter, wie ein Mensch unter Tantalusqualen bin ich seit Monaten!“ rief er heftig. „Bin ich denn besser als jene, die Deine Fingerspitzen küssen, und Dein Herz ruhig schlagen hören, während die ihren fieberisch klopfen? Nein, Josephine, schlimmer ist es mit mir, tausendmal schlimmer. Aber ich will wissen, woran ich bin, ich will wissen, wohin es mich führen soll; wissen will ich, ob Du eine Circe bist, die mich zu ihrer Heerde zählt, oder ein liebendes Mädchen, für welche kein Opfer mir groß genug ist.“

„Und was willst Du mir opfern, Heinrich?“ fragte sie und umfaßte seine Schultern, während ihre Linke vor seiner Stirn die Locken strich, welche düster über die flammenden Augen hingen.

Der Graf schien ein wenig verwirrt. „Alles, Alles,“ sagte er dann, „fordere, was Du willst.“

„Die Ehe,“ sagte sie schnell.

„Die Ehe? Du verwirfst, Du verachtest sie.“

„Du hast Recht, allein es ist Gebrauch. Mache mich zu Deiner rechtmäßigen Frau.“

Einen Augenblick stand er im tiefen Sinnen. — „Ich habe Vieles zu bedenken," sagte er, „und vor Allem, daß ich bis zum Tode meiner Mutter von dieser so gut wie abhängig bin; allein dennoch will ich. — Ich will Dich heirathen, Josephine, nur muß es verborgen bleiben, bis die Umstände günstiger sind."

Sie lachte laut auf, und sprang lustig im Zimmer umher. „Und die stolze Gräfin, die Du heirathen sollst — Heinrich! willst Du mich betrügen, oder sollen wir ein Leben, wie der Graf und die Gräfin von Gleichen führen?"

Der Graf stand erbleichend vor ihr. „Du weißt es also," sagte er, „wer hat es Dir gesagt?"

„Daß Du heirathen willst? Die ganze Stadt. Ich komme mit so Manchem zusammen, und so erfuhr ich es schon längst, aber ich wartete, daß Du mich zu Deiner Vertrauten machen solltest. Du hast es nicht gethan, und das ist ein Zeichen, daß Du mich liebst. — Heirathen mag ich Dich nicht, was ich sagte, war Scherz, darum nimm Du immerhin Deine Gräfin, Dein Schäfchen vom Lande, das soll unsere Freundschaft und Liebe nicht auflösen, nein wahrhaftig, es soll mich herzlich freuen, wenn Du mir von Deiner Frau, deinem Hause, deinen Festen und Kindern etwas Schönes zu erzählen weißt."

„Höre mich an, Josephine," rief der Graf, „höre aufmerksam mich an."

„Ich bin ganz Ohr, mein süßer Freund," sagte die kleine Tänzerin schmeichelnd, und spielte mit seinen Locken.

„Ich soll heirathen, aber ich mag nicht, und bei meiner Ehre! ich will nicht, wenn Du mein sein willst. — Wenn ich hoffen darf, Josephine, wenn Du versprichst mir zu gehören, mir ganz zu gehören, so will ich dem Zorne, dem Lachen, dem Spotte der ganzen Welt Trotz bieten."

„Und Du willst mich heirathen?" fragte sie.

„Ich will, ich will, und sollte ich mit Dir nach Amerika fliehen."

„Welche Thorheiten," rief sie. „Heinrich! Du, ein Graf, ein Philosoph, wie Du mir oft gesagt hast, mich heirathen, eine Tänzerin heirathen?"

„Ich will," rief er heftig, „ja, als Philosoph will ich, und glücklich werde ich sein in Deinen Armen."

„Doch ich nicht in den Deinen. Nein, mein Herr Philosoph, fort mit dem albernen Gedanken. Niemals, bei allen Heiligen! werde ich Deine Frau.'

Er sah das reizende, lachende Mädchen mit zornigem Auge an. „Wenn Dich so große Opfer nicht zu bestimmen vermögen," rief er heftig, „was habe ich dann noch zu erwarten?"

„Opfer!" versetzte sie, „große Opfer? Nun, mein schöner Herr, wenn es Ihnen so große Opfer und Anstrengungen kostet, mir Ihre hochgräfliche Hand anzutragen, so müssen Sie mir doppelt verpflichtet sein, wenn ich Ihnen diese spare."

„Josephine," rief er bittend und bewegt, „scherze nicht mit meiner Liebe!"

„Ernst, heiliger Ernst, mein Freund," versetzte sie. „Höre es, einmal für tausend. Sei mein lieber Freund, wie bisher, und heirathe Deine Gräfin, so viel Du willst; ich mag Dich nicht zum Mann."

„Und was habe ich zu hoffen, um Dich ganz mein zu nennen?" rief er leidenschaftlich sie umschlingend, „wenn selbst meine Hand Dir nicht genügt?"

„Das kannst Du wohlfeiler haben," versetzte sie. „Sieh! ich bin eine Tänzerin, ich huldige meiner Kunst, und kann weder einen Mann, noch ein Kind brauchen. O, ihr Heiligen! ein Kind, welch entsetzlicher Gedanke! Denke Dir, Heinrich, stelle mich Dir vor im züchtigen Hauskleide mit aufgewickeltem Haar, an der Wiege meines Erstgebornen, Nachtmützen nähend, ein Schlaflied vom schwarzen und weißen Schafe singend, und mit dem Fuße den Takt auf dem Wiegenbrette tretend. — Heilige Katharina! Meine Schutzpatronin segne und behüte mich. — Und nun nimm mich, wie ich bin, jung, bewundert, die Krone des Ballets, angebetet, von tausend Operngucken täglich durchbohrt, mit Schmeicheleien, Bitten, Geschenken überhäuft, was soll ich thun, was soll ich wählen? Was würdest Du thun, mein süßer Freund, in meiner Stelle?"

„Wenn Du mich liebtest, wie ich Dich," rief er, „Du könntest diese Frage nicht an mich richten."

„Wie ich Dich?" versetzte die Tänzerin. „O! Heinrich, ich liebe Dich recht von Herzen, allein ich will und kann mich nicht opfern. — Ueberzeuge mich, daß ich wohl daran thue, daß es meine Bestimmung sei, wie jedes andere Weib einen Mann zu nehmen, daß ich dieses Zweckes halber mich, meine Kunst, mein freies, liebes Leben, meine Gewohnheit von Jugend auf, Glück, Zufriedenheit, kurz Alles, Alles opfern muß, und ich will Dein sein, heut noch, ohne Ehebund, ohne Priestersegen, die überflüssig sind, wenn die Herzen in Liebe glühen und die Vernunft uns zuruft: Gott und Natur haben diesen Weg für Dich bestimmt!"

„Was Du sagst, ist Hohn!" rief der Graf heftig. „Bitterer Hohn gegen mich. Was soll ich Dir durch kalte Worte beweisen, wenn Dein Herz den großen Zug der Liebe nicht empfindet, die allmächtig über das Schicksal der Menschheit waltet. Ich bin getäuscht, mein Glaube, meine Empfindungen sind betrogen, ich stehe am Scheidewege. Josephine, ich muß Dich aufgeben, Dich verlassen. — Ich glaubte ein liebendes Wesen gefunden zu haben, das in meine Gedanken, in mein Sein und Leben sich verschmelzend, die ganze Welt vergessen könne, und ich sehe nun eine böse Fee, die mit den heiligsten Empfindungen spielt, nichts kennt als ihre Eitelkeit, ihr äußeres buntes Leben, ihren Tand,

ihre grausamen Künste, die Verzweiflung und Fluch erzeugen müssen. Leb' wohl, leb' wohl, Du hast mich elend genug gemacht."

Er eilte hastig hinaus. Die kleine Tänzerin antwortete nichts, sie rief ihn nicht zurück, sie streckte keine Hand nach ihm aus. — Stumm saß sie in der Ecke des Divans, die Füße zusammengezogen, die Arme verschränkt, und verfolgte ihn mit den großen, schwarzen Augen. — Die Thür in der Hand blieb der Graf einen Augenblick stehen, als erwartete er ihren Ruf, dann murmelte er einige heftige, unverständliche Worte und stürmte durch den Vorsaal die Treppe herab.

Die alte Haushälterin trat so eben mit den Austern, der Pastete und den versilberten Champagnerflaschen herein.

„Was soll denn das wieder heißen?" rief sie laut und ärgerlich. „Da läuft der Graf die Treppe hinunter und schlägt die Hausthür zu, daß alle Nachbaren zusammenlaufen; und hier stehe ich mit meinen schönen Gerichten, wie eine Närrin."

„Läuft er?" sagte Josephine. „Laß ihn laufen, den Thoren, er wird wiederkommen, er muß wiederkommen. Er hat mich schwer beleidigt, er soll zu meinen Füßen abbitten."

„Nun, nun," sagte die Alte, „und wenn er nicht wiederkommt, so ist es kein Unglück. Wir haben Ueberfluß an schönen, jungen Herren, die viel darum gäben an seiner Stelle hier zu sitzen."

Die Tänzerin heftete einen langen Blick auf ihre Vertraute. „Keinen will ich, durchaus Keinen,“ rief sie, „sie sind Alle wie er. — Aber er wird morgen einen langen Brief schreiben und mich versöhnen.“

„Wir werden ja sehen,“ kicherte Christine, „aber er war in voller Wuth. Nie soll mein Fuß diese Schwelle mehr berühren, rief er noch draußen, und fiel beinahe die Treppe hinunter. — Doch wir wollen die Dummheit jetzt vergessen, der Tisch ist gedeckt und Alles sieht so appetitlich und niedlich aus, daß man hinein beißen möchte.“

„Ich mag nicht, ich kann nicht,“ rief die Tänzerin lebhaft, und schob hastig den Teller zurück, welchen Christine ihr hinreichte. „Iß, trink, thu, was Du willst, aber laß mich in Ruhe und allein.“

Aergerlich ging die Alte hinaus. Josephine starrte in die Flamme, endlich erloschen die Lichter; sie legte das Köpfchen auf die weiche Lehne des Sophas und entschlief. Spät in der Nacht erwachte sie. „O! Heinrich,“ rief sie mit zärtlichem Tone, „verlaß mich nicht, ja ich will, ich will, denn ich bin ein Weib, und meine Bestimmung ist die Liebe.“

Die erlöschende Lampe flackte hell noch einmal auf, langsam erhob sie sich und schob die Vorhänge einer tiefen Nische zurück, in welcher ein weißglänzendes Bett bereit stand. Sie drückte die Hände vor die heiße Stirn. — „O! der Thor,“ sagte sie

„käme er jetzt, es wäre um alle meine Grundsätze geschehen. Heilige Katharina, beschütze mich!"

3.

Der Graf erwachte am nächsten Morgen nach einem kurzen unruhigen Schlafe mit einem leichten Kopfschmerz, der ihn noch mißlauniger machte, als er war. — Lange Stunden hatte er darüber gesonnen, ob er an Josephinen schreiben, und ihr nochmals seine Liebe und ihre Thorheit erklären, oder ob er abwarten solle, bis Reue und Eifersucht sie veranlassen würden, ihn aufzusuchen; oder endlich, ob er ein Mädchen ganz vergessen müsse, die herzlos, und umstrickt von Eitelkeit und Gefallsucht, selbst nicht zu wissen schien, was sie wolle, und in Verblendung über ihre eigene Bedeutung und Erscheinung, alle weibliche Würde und Gefühle verloren hatte. — Allein das Pochen seines unruhigen Herzens sagte ihm, daß es unmöglich sei, dies auszuführen, denn reizender, interessanter, verführerischer und liebenswürdiger war sie ihm nie erschienen, als gestern. Sie stand in aller ihrer pikanten Schönheit lebendig vor seiner Seele. Er sah das schelmische Lächeln, die glänzenden Reihen weißer Zähne, den süßen Mund, die dunklen, liebesprühenden Augen, die ganze ätherische Gestalt, und breitete in heißem Verlangen die Arme nach dem Luftbilde aus, das in der mitternächtlichen Stille spottend an ihm zerfloß, um immer von Neuem auf

zutauchen. „Nein, nein!“ rief er laut, „ich kann nicht von dir lassen, Josephine. Du bist jung und vom Beifall umrauscht, die Huldigungen der Ersten und Schönsten haben dein Köpfchen verdreht; du kannst dir kein ander Glück denken, als in dem großen Kreise deiner Welt, und fühlst ein Grauen vor dem Gedanken einem Einzigen anzugehören, und eine neue kleine Welt, die Welt der Häuslichkeit, der stillen Liebe, um dich aufzubauen. Aber diese schwärmerische Eitelkeit kann nicht anhaltend dich entzücken; nein, Josephine! dein Herz ist zu heiß, zu glühend, zu voll von Leidenschaften und Stürmen, um eine wahre Kokette zu sein. Du bist nicht dazu geboren, dich selbst und Andere zu betrügen, und du wirst mein sein, du mußt mein sein, denn du kannst nicht anders.“

Als der Graf dann sinnend auf dem Sopha lag, und den Entschluß befestigt hatte, was es ihm auch kosten möge, einige Tage lang die kleine Tänzerin ganz zu meiden, trat der Kammerdiener mit einem Briefe herein.

„Von wem, Franz, von wem?“ rief ahnungsvoll sein Herr, und richtete sich schnell empor. — Der Diener hielt den Brief hoch und sagte lachend: „Das nenne ich mir Hülfe,“ mein gnädiger Herr. „Er ist von Ihrem Herrn Oheim, und bringt uns, was wir am nöthigsten bedürfen, Geld!“

Mit mürrischer Miene lehnte sich der Graf getäuscht zurück, und erbrach das große, adelige Sie-

gel. — Beim Entfalten fiel ein Blättchen zur Erde, Franz hob es schnell auf, und legte es ausgebreitet auf den Tisch, indem er mit vergnügtem Blicke halblaut vor sich hin murmelte: „Der brave, alte Herr, wieder ein Wechsel von zwei tausend Thalern; ja, wenn wir den nicht hätten, das ist ein Onkel, wollte Gott, sie wären alle so!"

Der Graf hatte den Brief durchflogen. „Nimm das Papier," sagte er, „und sorge für die Auszahlung; ich brauche Geld."

„Wie befinden sich der Herr Graf," sagte Franz, und steckte den Wechsel ein.

„Ganz wohl. Er wird kommen."

„Kommen?" fragte der Kammerdiener gedehnt.

„Kommen und mich besuchen," versetzte der Graf. „Was meinst du, Franz?"

„Ich meine, Herr Graf, daß das nicht die beste Neuigkeit des Briefes ist." —

„Mein Onkel ist ein wenig wunderlich." —

„Ein Herr aus der alten Zeit," sagte Franz achselzuckend, „der den Zopf und das spanische Rohr niemals abgelegt hat."

„So wenig wie den blauen Rock, mit den großen goldnen Knöpfen," sagte der Graf lächelnd.

„Und die Anrede aus der dritten Person," fuhr Franz fort.

„Auch das," sagte der Graf; „allein ich denke, er wird uns diesmal nicht viel schelten, denn er kommt mit meiner Braut, zur Hochzeit."

„Also bald," versetzte Franz.

„Darüber schwebt ein Dunkel," sagte der Graf, „ich glaube, man will uns überraschen, und wir müssen auf unserer Hut sein."

„Alles ist bereit, mein Herr Graf," versetzte Franz mit einem pfiffigen Blicke, „wir sind jetzt die Ordentlichkeit selbst."

„Um so besser. So geh' und hole das Geld, ich habe es nöthig."

Der Diener ging, und verdrüßlich nahm Graf Heinrich den Brief wieder auf. — „Das fehlt noch," sagte er spöttisch lachend, „der alte brummige, übellaunige Onkel, dem nichts recht ist, und am allerwenigsten mein Müßiggang, wie er es nennt. — Ich muß ihm freilich viel zu Gute halten, denn in seinen Adern rinnt der Quell alles Lebens, das Geld, und er giebt, wenn er auch brummt, denn nach seiner Idee muß ein echt adeliges Blut Geld verthun, und die Ehrfurcht dadurch vermehren, die sein Stammbaum nicht mehr ganz erzwingen kann."

Die Thür öffnet sich jetzt, und ein großer junger Offizier trat rasch herein, und schleppte sein klirrendes Schwert hinter sich her.

„Grüß Dich Gott, Heinrich," rief er lachend, und warf den Helm auf den Tisch. „Dir geht's wohl, wie ich sehe. — Die Cigarre im Munde, die Caffeetasse vor sich, und der Länge nach ausgestreckt auf dem weichen Sopha kann man dem Regen und Sturm schon die Spitze bieten."

„Und wahrscheinlich hast Du diesen bequemen Feldzug doch nicht lange erst aufgegeben," versetzte der Graf.

„Ich wünschte, Du sagtest wahr," versetzte der Offizier, indem er vor den Spiegel trat und eine feine Bürste aus der Tasche zog, mit deren Hülfe er sein reiches braunes Haar und den jung aufgeschossenen Schnurrbart ordnete. „Allein ich war schon zwei Stunden in der Reitbahn, und während Du, der Himmel weiß, von welcher Deiner Geliebten träumst, machte ich Volten und Paraden, und ärgerte mich über die Hartmäuligkeit und Widerspenstigkeit meiner Josephine."

„Deiner Josephine?" rief der Graf lachend.

„Ja, meiner Josephine, die wenigstens eben so eigensinnig und unlenksam ist wie die Deine. — Ah! sage, wie stehst Du mit der kleinen Tänzerin? Man behauptete gestern, Du hättest sie aufgegeben wegen Deiner Heirath; Andere sagten im Gegentheil, daß sie Dich verabschiedet im Betreff eines gewissen Prinzen. Man erzählte abenteuerliche Geschichten, daß Du nie eigentlich reussirt hättest, daß Du sie heirathen würdest, entfliehen würdest, die glücklichen Inseln Ardinghellos mit ihr entdecken würdest, kurz man lachte, spottete, witzelte auf Deine Kosten."

„Und Jeder wäre doch gern in meiner Stelle," sagte der Graf selbstgefällig.

„Du hast es getroffen," rief der Offizier leb-

haft. „Das sagte ich ihnen auch, und wettete, Du würdest weder einen tollen Streich machen, noch glückliche Inseln aufzusuchen brauchen, um Deine Verhältnisse als ein echter Mann der grande société zu ordnen.“

„Du bist immer mein kluger Vetter,“ sagte der Graf lachend.

„Aber nun sage mir aufrichtig, was denkst Du anzufangen?“ fragte der Offizier.

„Anzufangen? nichts, mein Freund. Laß Tänzerin Tänzerin und Gräfin Gräfin sein und bleiben.“

„Das heißt, laß die Tänzerin mein Liebchen bleiben und die Gräfin meine Frau werden,“ rief der Offizier lustig. „Das ist recht, das ist ein kluger, schöner, liebenswürdiger Entschluß. — Was hast Du da für einen Brief? Schreibt Dir die Liebe oder die Ehe, predigt und moralisirt die zukünftige Hausfrau, oder schwärmt und glüht Zephirinchen, und winkt Dir in Piruetten und Battements eine unvergleichliche bonne nuit?

„Es ist ein Brief von meinem Oheim,“ sagte der Graf trocken.

„Von dem alten Zopfhelden?“ rief der Lieutenant, „dem edlen, ehrenfesten Ritter und Komthur des Ordens vom heiligen vermoderten Johannes des Täufers, der immer noch nicht den Napoleon vergessen kann, und von Malta erzählt, 1797, wo er La Valette so heldenmüthig vertheidigen half.“

„Spotte nicht, Ernst," sagte der Graf lächelnd. „Er ist trotz seiner Eigenheiten ein ehrwürdiger und edler Mann."

„Und ein reicher Mann, Heinrich, was Du nie vergessen mußt," rief der Offizier. „Bei meiner Ehre! wäre ich in Deiner Stelle, fiele mir das große schöne Vermögen zu, die reichen Güter und Herrschaften, ich thäte meiner Mutter den Gefallen nicht, und heirathete nach ihrem Willen."

„Ich heirathe nach meinem Willen, lieber Ernst," sagte der Graf, „denn glaube mir, wenn ich nicht frei eingewilligt hätte, so würde Niemand mich zwingen und am wenigsten meine Mutter."

„Nun, Du machst eine gute Parthie," rief der Offizier, „und bist von Deiner Wiege an ein Glückskind gewesen, warum also nicht auch diesmal?"

„In der That," sagte der Graf, nachsinnend, „was man gewöhnlich Glück nennt, hat mich bis hierher immer begleitet. Am Tage meiner Geburt gewann mein Vater den großen Prozeß, der ihm den größten Theil seiner Güter erhielt, mitten aus dem Brande unseres Schlosses ward ich gerettet, und wo der Zufall irgend sonst eine Entscheidung hatte, fiel sie nie gegen mich aus."

„Ich wundere mich, Heinrich, daß Du nicht in den Staatsdienst getreten bist," sagte der Offizier. „Du trittst nicht in die Fußtapfen Deiner Ahnen, Du hättest Soldat werden sollen."

„Ich habe studirt," sagte der Graf.

„Gut, aber wozu? Du studirst immer fort, kaufst Bücher, beschäftigst Dich wohl auch mit den alten vermoderten Lateinern und Griechen, hast eine Liebhaberei für Gemmen und Münzen, die ich freilich auch habe, besonders wenn sie von Gold sind und im besten Curs stehen, und giebst Dich nicht allein mit Tänzerinnen, sondern auch mit Kräutern und Pflanzen ab, als wolltest Du ein Apotheker oder ein Giftmischer werden. — Statt dessen solltest Du ein Examen machen, wenn es sein muß, was ich aber nicht glaube, da der Fürst Bärenstein Dir wohl will, und mit Deiner hübschen Gestalt, mit Deiner Tournüre, Deiner Sprachkenntniß und vorzüglich mit Deinem Gelde müßtest Du in kurzer Zeit Legationsrath, Geschäftsträger, oder gar minister plenipotentiaire sein."

„Mein Freund," sagte der Graf stolz lächelnd, und stützte sich auf den Ellenbogen, „Deine guten Ermahnungen kommen leider zu spät, denn vor einigen Tagen bin ich in mein fünf und zwanzigstes Jahr getreten. — Hätte ich Soldat werden wollen, mußte ich vor zehn Jahren beginnen. Aber warum? Um Lieutenant zu werden, mit der Aussicht auf den einstigen Feldmarschall? Nein, Ernst, ein Soldat im Frieden ist eine Karrikatur auf den Krieg."

„Es ist der ehrenvollste Stand im Staate," sagte der junge Soldat beleidigt.

„Mag sein, mag sein," versetzte der Graf, „aber ich beneide Dich nicht darum. Ich liebe die Unab=

hängigkeit, die Freiheit zu sehr, um mich einer militairischen Disciplin unterzuordnen."

„So hättest Du eine Civilcarrière machen sollen."

„Und weshalb denn?" sagte Graf Heinrich, „etwa um Attaché bei irgend einer Gesandtschaft zu werden? Um unter dem Corps diplomatique die Staffelleiter der Gunst, oder der Anciennität emporzuklimmen, die mich in zehn Jahren zum Legationssecretair oder zum Gesandten an einem Hofe dritten Ranges, in zwanzig zum Ambassadeur bei einem Könige oder Kaiser, und in dreißig vielleicht zum Minister gemacht hätte? Großer Gott! wenn ich das denke; volle zwanzig, dreißig verkümmerte Jahre, hingebracht in Dienstbarkeit und Arbeit, unter Verstellung und Müßiggang, bei steifen Hoffesten und künstlichen diplomatischen Diners, in den Vorzimmern der Fürsten und der Antichambers ihrer Minister und Günstlinge. Nein! Vetter Ernst, ich preise den Himmel, daß er mir den festen Entschluß einhauchte, frei, mir selbst zu leben. — Was willst Du denn, daß ich thun soll? Ich bin reich, unabhängig, jung, frei, kann leben, wie und wo ich will, und habe keinen Herrn über mir, als Gott und das Gesetz."

„Und den König, hast Du vergessen," sagte der Offizier.

„Als Vollstrecker des Gesetzes, als Haupt des Staates, doch nicht als meinen Herrn, so lange ich

nicht sein Diener bin; und der will ich so leicht nicht werden."

„Kuriose Grundsätze hast Du," sagte der Offizier kopfschüttelnd, „und wenn das Philosophie ist, so ist es eine, die für Dich, da Du Graf und Standesherr bist, ziemlich sonderbar klingt. Doch, ich will mit Dir nicht darüber streiten, mir thut es nur leid, daß ein junger thatkräftiger, reicher und kluger Mann sich dem Dienste des Königs, diesem Brennpunkt aller Noblesse, ganz und für immer entzieht."

„Vielleicht nicht für immer," sagte der Graf sinnend, und warf die langen Locken seines dunkeln Haares von der hohen Stirn; allein niemals kann ich den Weg gehen, den die alltägliche Gemeinheit wandelt, die große befahrene Straße, welche so bequem für die stupide Mittelmäßigkeit ist."

„Was meinst Du damit, Du sonderlicher Mensch," rief der Lieutenant laut lachend und drehte den Bart.

„Das sind die starren, nichtssagenden, trägen Zeitläufe," sagte Graf Heinrich langsam und eintönig, „wo der Staat, wie ein aufgezogenes Uhrwerk seinen Weg regelmäßig abschurrt, wo Alles fein säuberlich und ordentlich im Haushalte ist, jedes Ding seinen bequemen Nagel hat, Alles nach Schnur und Glockenschlag, heute wie morgen, und so fort vom Vater zum Sohn geschieht, und die Diener des Staates, von der Pieke auf, Subordi-

nation und Rangordnung, Achtung vor dem hohen Vorgesetzten und gehorsamste Unterthänigkeit lernen, bis sie nach gerade selbst befehlen können. Solchen Weg gehst Du, mein Freund, und Du befindest Dich wohl dabei, für mich aber ist er nicht gemacht; ich kann keine subalterne Stellung gebrauchen."

„Das heißt, man soll Dich gleich zum Gesandten, wo nicht gar zum Minister machen?" rief der Lieutenant lachend.

„Das soll man, oder ich bleibe, was ich bin," versetzte der Graf ernsthaft, „und nun lache, wie Du willst; Du begreifst das nicht, und ich vergebe Dir gern."

„Der Lieutenant war noch im vollen Ausbruch seiner Lustigkeit, als ein anderer junger Mann ins Zimmer trat, der den Hut auf dem Kopfe behielt, und so an der Thür stehend die beiden Streitenden einen Augenblick betrachtete."

„Nur näher, mein Bruder Philosoph," sagt der Offizier „und beweise mir diesem Menschen, daß es hier" — er deutete auf die Stirn — „sehr im Argen bei ihm liegt."

„Was behauptet er denn?" sagte der junge Mann.

„Er will, Gott weiß es, Gesandter, Minister, König wo möglich werden, aber plötzlich, ungefähr wie in tausend und einer Nacht, oder in indischen Märchen."

Ein spöttisches Lächeln schlich über die bleichen Züge des jungen Mannes. — „Er verachtet den Schneckengang der Gewöhnlichkeit,“ sagte er nach einer kleinen Pause, mit scharfer betonter Stimme, „da hat er Recht, es giebt nichts Erbärmlicheres in der Welt, als den Weg zu kriechen, der für die Millionen Dummköpfe bestimmt ist. Allein wer springen will, muß seine Muskeln anstrengen, und wer Auszeichnung will, muß sie verdienen, und etwas thun, um die Augen der Welt auf sich zu lenken, Du aber, Heinrich, bist bis jetzt nur ein petit-maître, ein Müßiggänger, ein junger Roué, ein reicher, vornehmer Taugenichts gewesen.“

Der Graf warf einen halb spöttischen, halb beleidigten Blick auf den jungen blassen Mann, der einen Stuhl genommen und sich ihm gegenüber an den Tisch gesetzt hatte; und während er sein ruhiges großes Auge fest auf den Liegenden heftete, das Morgenbrödchen des Grafen, das dieser unberührt gelassen, in große Stücken zerriß und sich in den Mund stopfte.

Es war die charakteristische Gestalt eines Gelehrten in allen Zügen des kleinen Menschen ausgedrückt. -- Sein kurzer Körper, sein bleiches, langes und schmales Gesicht, die scharf markirten Mienen desselben, das erschlaffte Fleisch seiner abgezehrten Hände, unter deren durchsichtig feinen und glänzenden Haut jeder Muskel und Knochen spitz hervor trat und ein unendliches Delta, kleines Geäder

bis in die Spitzen der langen Finger ausschickte, Alles kündete den Mann an, der hinter Büchern und Papier oft die stille Mitternacht herangewacht hatte; aber dennoch schien er nicht die Ruhe, die sinnende Beharrlichkeit, die stupide Ausdauer eines echten Stubengelehrten zu tragen. In der zuckenden Beweglichkeit seiner Glieder, in der spöttischen Verzerrung seiner feinen, schmalen Lippen, in den krampfhaften schnellen Veränderungen seiner Hände und Finger, wie aus der dunklen Glut seiner feurigen Augen blitzte vielmehr eine fast fieberhafte Unruhe, die sich mit abstracter Gelehrsamkeit niemals einigen kann.

„Du scheinst heut wieder Deinen bösen Tag zu haben, Leopold," sagte der Graf; „und die Malice und Zänkerei liegt Dir in jedem Mundwinkel. — Wenn Du mir vorwirfst, ich habe nichts gethan, so erwiedere ich Dir, daß ich wenigstens meine Jugend genieße, und mir meine hesperischen Gärten schaffe, wie ich es vermag. Was aber, Du weiser Mensch, hast Du denn bisher geleistet, obgleich Du drei oder vier Jahre mehr zählst, als ich?"

„O!" sagte der Lieutenant, „hat er nicht eine gelehrte Untersuchung über die Hyperboräer, oder wie die Kerle heißen, herausgegeben?"

„Eine Satyre auf unsere Zeit, die ihm übel bekommen konnte," sagte der Graf.

„Aber seine Gedichte, seine Briefe eines reisen-

den Esquimaux, seine Uebersetzung der Ritter und der Vögel aus dem Persischen."

„Aus dem Griechischen," versetzte der Graf, „die in allen gelehrten Zeitungen verdientermaßen gerüffelt wurde."

Aber seine Abhandlung über Seerecht, seine Untersuchung über Nordafrika, seine Schrift gegen die Barbaresken, für die er ein so schmeichelhaftes Handschreiben vom Herrn von Villele erhielt. Nein, ich lasse es mir nicht nehmen, Leopold ist ein ausgezeichneter Kopf und tüchtiger Gelehrter, der unserer ganzen Familie zur Ehre gereicht.

Der bleiche junge Mann hatte sein Lob mit einem starren, ironischen Lächeln angehört, und erwiederte jetzt langsam: „Ich hoffe, wir Alle werden der Familie zur Ehre gereichen, Du als Feldmarschall, ich als Gelehrter, und Heinrich, als der erste Schafzüchter Deutschlands; denn wenn er jetzt heirathet, wird er hoffentlich auf seine Güter gehen, und dort unter den Augen seiner jungen häuslichen und frommen Gattin wenigstens ein nützlicher Mensch und tüchtiger Landwirth werden."

„Deine Hoffnung täuscht Dich," sagte der Graf, „denn im Gegentheil denke ich hier zu bleiben und meine häusliche fromme Gemahlin zu einer modernen Figur von Außen und Innen umzuwandeln.

„Nach den Nachrichten, welche ich habe," versetzte der Gelehrte, „möchte Dir das nicht leicht werden. Hortensie soll ernst, still und in sich gekehrt

sein, und mit jugendlichem Fanatismus sich der Religion hingegeben haben, von welcher sie durch einen ihrer orthodoxesten Diener zu einer wahren Frömmlerin gemacht worden ist. — Es ist sogar schon ihren Eltern zu bunt geworden, denn sie hat sich geweigert diese in Theater und Gesellschaften zu begleiten, eine öffentliche Lust ist ihr Greuel und vorzüglich der Tanz eine Todsünde."

Der Lieutenant lachte laut, und drückte die herabhängende Hand seines Vetters. „O! Du armer Heinrich," rief er, „wie wird Dirs ergehen? Morgens im Bett mußt Du beten, eher bekommst Du kein Frühstück, zu Mittags und Abends lerne immer einige Dutzend Tischgebete auswendig, und die Morgen- und Abendsegen dazu. Ich werde Dir Witschels Gebete als Hochzeitsgeschenk verehren und das Schatzkästlein für wahre Christen; überdies aber für Dich auf die neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes in doppelten Exemplaren pränumeriren."

Den Grafen verstimmten diese Nachrichten, wie das Gelächter seiner Vettern sichtlich, und eine dunkle Glut färbte seine Wangen. „Wenn ich nicht mit Deiner Manier, Alles zu übertreiben, völlig bekannt wäre," sagte er zu dem Gelehrten, „so würde ich allerdings innerlich erbangen, denn so lieb und werth mir wahre Frömmigkeit des Herzens und Gemüths ist, so widerlich berührt mich jede Frömmelei."

„Darum verkehrst Du auch so gern mit Tän-

zerinnen," versetzte der blasse Vetter, und lächelte wieder so ironisch, daß ein Strom von Zorn plötzlich durch alle Adern des jungen Grafen rann.

„Immer besser, als mit Gesindel, Vagabonden, Fantasten und lächerlichen Schreiern, welche sich zu Rettern des Vaterlandes berufen glauben," sagte er, und heftete den durchdringenden Blick auf jenen.

„Mich berührst Du nicht damit, Heinrich," versetzte dieser kalt. „Mein Umgang erstreckt sich freilich nicht auf Grafen und Prinzen, denn meine Vermögensumstände sind nicht glänzend genug dazu und mein Geschmack ein etwas seltsamer. Ich verkehre lieber mit Gelehrten und Künstlern, von denen ich etwas lernen kann, oder mit Leuten, die praktischen Verstand und Kenntnisse besitzen, welche in das Getriebe des Lebens und des Staates greifen. —

„Laß die Ader an Deiner Stirn nicht schwellen, ich will Dich nicht beleidigen."

„Du willst nicht, aber Du thust es," sagte der Graf.

„Wahrheit hört der Mensch nie gern, und Medizin verleidet uns den Arzt," sagte der junge Mann.

„Du bist weder mein Rathgeber, noch mein Doctor," rief der Graf heftig.

„Aber Dein Freund und Dein Verwandter," versetzte der Gelehrte ruhig. — „Du bist im Begriff Dich zu verheirathen, und führst nach wie vor

ein lockeres Leben, und setzt Deine Bekanntschaft mit einer Tänzerin fort. Ich bin Dein Rathgeber nicht, und möchte es auch keinesweges sein, aber Deine Ehre muß mir am Herzen liegen, und ehrenvoll, mein Freund, ist es nicht, wenn man seine Braut täglich erwartet, und jede Mitternacht von der Geliebten kommt."

„Wer sagt das?" rief der Graf.

„Die ganze Stadt, Alle, die Dich kennen," fuhr jener fort.

Ein schwerer Kampf schien in der Brust des Grafen zu toben; er legte die Hand auf seine heiße Stirn und drückte sie fest gegen die Lehne des Sophas. — „Was ich thue, ist meine Sache allein," sagte er dann stolz, „und Niemand hat davon etwas zu vertreten."

„Du bist wenigstens alt genug, um zu wissen, was Dir geziemt," sagte der Gelehrte, „indeß solltest Du den Ruf und die Ehre Deiner Braut schonen."

„Nein laß ihn," rief der Lieutenant, „vielleicht wenn sie dergleichen Geschichten hört, nimmt sie ihn nicht, und er ist frei."

„Nehmen wird Dich Hortensie gewiß," sagte Leopold, „und fände sie Dich selbst in den Armen ihrer Nebenbuhlerin, denn sie wird Leib und Seele opfern, um Dich zu bekehren."

„So setzen wir Bekehrung gegen Bekehrung," versetzte der Graf. „So laß uns denn sehen, wer

Sieger bleibt; laß uns sehen, wessen Gott der gewaltigere ist."

„Ich will wünschen, der Deine," sagte der junge Mann, und nun laß uns ganz darüber schweigen; ich habe Dir nichts weiter zu sagen."

„Aber ich," erwiederte der Graf versöhnlich. — „Roden ist hier und wird mich heut zum Frühstück besuchen."

„Das ist eine gleichgültige Nachricht," versetzte Leopold, „er ist ein kleiner Mensch, den ich gern sehen mag. — Er ist Dein Verführer, Du suchst ihm nachzustreben."

„Wer ist Roden?" fragte der Offizier.

„Erinnerst Du Dich nicht?" versetzte der Graf. Vor zwei Jahren war er hier, und die Seele aller feiner Cirkel der Gesellschaft."

„Ach! der das Rancontre mit dem Baron Seltheim hatte," rief der Offizier. „Ein ausgezeichneter Reiter, ein geschickter Fechter."

„Ein liebenswürdiger Gesellschafter," sagte der Graf.

„Ein sogenannter geistvoller Mensch obenein," fügte der Gelehrte hinzu. „Geistvoll, aus tausend Lumpen zusammengeflickt."

„Und ein glücklicher, selbstständiger Mensch," sagte der Graf. „O! wie oft habe ich ihn beneidet. Seit seiner frühesten Jugend ist er der unbeschränkte Besitzer eines großen Vermögens."

„Er ist ein Däne," sagte der Gelehrte.

„Ein Däne der Abstammung seiner Eltern nach," versetzte Graf Heinrich, „allein sein Vater trat früh in holländische Dienste, und ging nach Indien. Dort ward Roden geboren und verlebte seine Jugend unter Palmen, und den träumerisch zauberischen Eindrücken der großartigsten Bildungen der Natur. Endlich ward er nach Europa geschickt, um zu studiren und während dieser Zeit starben seine Eltern."

„Hast Du davon gehört, wie sie starben?" fragte Graf Leopold.

„Das ist eine dunkle Stelle," versetzte Heinrich, „und nie hat er sich näher darüber ausgedrückt. Sein Vater war General und Gouverneur, und man sagte, er sei in einer Empörung umgekommen."

„Das heißt in einer Empörung, deren Oberhaupt er selbst war," erwiederte der Gelehrte kalt. „Die Regierung ließ ihn plötzlich fest nehmen, und ohne Weiteres enthaupten, sagt man, oder vielmehr, das sagt er. — Seine Mutter starb im Gefängniß durch Gift, das entweder sie selbst oder eine dienstfertige Hand mischte."

„Die traurige Geschichte erzählt man sich allerdings," versetzte der Graf, „und mir hat sie Roden doppelt interessant und theuer gemacht. Wie viel Wahres oder Falsches übrigens an der ganzen Sache ist, habe ich nie recht erfahren können. Entstellt aber ist sie gewiß, denn war sein Vater in der That so strafbar, wie man erzählt, warum erhielt Roden

sein elterliches Vermögen, warum confiscirte man dies nicht zum Besten des Staates, was man doch bei solcher Gelegenheit nie unterläßt?"

Der Gelehrte zuckte die Achseln und sagte: „Die napoleonische Zeit ist reich an natürlichen Wundern. Wer weiß, wie Alles zusammenhing, und ob man nicht Ursache hatte, der Welt ein Beispiel der Großmuth zu geben."

„Wie dem auch sein mag," fuhr der Graf fort, „genug Roden war in seinem vierzehnten Jahre der Besitzer eines großen Vermögens, nur dies hat er, wie ich glaube, durch kluge Speculationen seitdem noch sehr vergrößert."

„Wo lebt er denn eigentlich, dieser interessante Sohn des Empörers?" sagte der Lieutenant.

„Nirgends und überall, „versetzte der Graf „und das ist es, weshalb ich ihn vorzüglich beneide. Ich glaube fast, daß es keinen Ort in der Welt giebt, wo er nicht gewesen wäre. Er hat den ganzen Orient bereist, ist in Amerika gewesen, und in allen Ländern Europa's heimisch." —

„Und glaubst Du, daß er glücklich ist?" fragte der Gelehrte mit einem finsteren, ironischen Lächeln. „Glücklich mit einer Unruhe im Herzen, die ihn bis in die Wüsten Asiens und zum ewigen Eise Grönlands treibt."

„Sonderbar," versetzte der Graf, „er sagte mir das selbst. Ihr müßt in Euren innern Empfindungen sehr sympathisiren."

„Gewiß nicht," erwiederte Leopold rasch, „oder wenigstens nur allein in dieser. Aber hast Du nie davon gehört, daß ein böses Gewissen den Menschen ruhlos über die Erde jagen kann, daß weder die Tropensonne sein Gedächtniß ausbrennen, noch das Eis der Pole es erstarren kann? Ich sage nicht, daß ich irgend von Roden dergleichen meine, allein ich mag keinen Menschen leiden, der sich aus den Brocken aller Völker der Erde zu einem Ganzen zusammengestickt hat. Schon sein Ursprung, halb Däne, halb Deutscher; dann eine Portion Holländer, Indier, Neger und Malaie, endlich ein Stück Franzose, und nun das Plunderwerk der ganzen übrigen Welt dazu. Welch Ganzes soll da herauskommen?"

„Der eines Kosmopoliten," sagte der Graf.

„Kosmopolit?" versetzte der Gelehrte plötzlich, „das ist ein albern erfundenes, und noch alberner angewendetes Wort. Ei freilich, heut zu Tage, wo jeder sich weit mehr um des Nachbars Thun, als um das eigene Wohl bekümmert, ist es billig zu erlangen, und nach und nach auch ein Götzenbild der modernen Welt geworden; allein, geht auf den Grund, nehmt die Fantasterei und den Schwulst unreifer Empfindungen davon, mit welchen man die Köpfe der Menschen jetzt umnebelt, und ihr findet gerade einen solchen zusammengeflickten Lumpenkönig, wie ihr braucht, um Sperlinge zu verjagen."

„So willst Du, daß jeder Mensch ein Spießbürger sein soll?“ sagte der Graf.

„Nenn's, wie Du willst,“ versetzte Leopold, „aber ich verlange von der gesunden Vernunft eines Jeden, daß er erkenne, wie ihm das Hemd näher sei, als der Rock. — Weltbürger! das klingt hochtrabend, fantasievoll und schön, aber was kömmt dabei heraus? Nichts als Unheil und Unruhe. — Hüte Jeder sein Haus, bewahre die Sitten seiner Voreltern, lebe nach den Gebräuchen der Ahnen, übe deren Tugenden, sei, wenn er ein Deutscher ist, ganz ein Deutscher, bewahre seine Nationalität, und halte auf sein Recht und seine Treue.“

„Großer Gott! deutsche Nationalität!“ rief der Graf lachend. „Leider haben wir sie verloren,“ versetzte der Gelehrte, „allein nur an uns liegt es, wenn wir dies höchste Gut nicht zurück erhalten. Ist es denn so schwer, wenn wir einig wären? Sind wir nicht Alle eines Namens, verbinden uns nicht gleiche Sitten, gleiche Gebräuche, und die gleiche Sprache zu einem einigen festen Ganzen? — Die Natur will unsere Verbindung, und Unnatur ist die Trennung allein.“

Noch ehe der Graf antworten konnte, trat Roden herein, und unterbrach das Gespräch. Es war eine hohe, imponirende Gestalt, von den schönst[...] und ausdrucksvollsten Formen. Schlank und [...] breiter Brust, nervig und körperkräftig, und do[...] in aller elastischer Kraft der Jugend. — Seine

gelmäßigen südlich antiken Züge germanisirten sich durch ein lichtbraunes volles, aber schlichtes Haar, und dunkelblauen großen Augen, die eine unnachahmliche Ruhe und die volle Sicherheit eines Mannes ausstrahlten, der gewöhnt ist, sich in den größten und höchsten Kreisen des Lebens zu bewegen. — Diesem angemessen war sein Anstand, die Leichtigkeit seiner Unterhaltung und die Feinheit seiner Kleider, an der nichts vergessen war, von den zarten langen Manchetten, welche die halbe Hand und den blendenden Glacéhandschuh bedeckten, bis zu der Brillantnadel, die das zierlich gefaltete Hemd schloß.

Der kleine Gelehrte in der schwarzen schlichten Tracht, und den langen, dunklen Locken, die hinten halb über dem Nacken niedersanken, bildete mit ihm den größten Gegensatz, und Niemand bemerkte dies mehr, als der Offizier, der einen langen forschenden Blick über die beide warf, und dann sich lächelnd abwendete, als er das spöttische Zucken an den Mundwinkeln seines Bruders bemerkte; denn offenbar kritisirte Leopold jetzt den sogenannten Kosmopoliten in Rodens äußerer Erscheinung.

Mit der ganzen Gewandtheit eines Weltmannes hatte inzwischen der Baron das Gespräch eröffnet und bald drehte es sich um die verschiedenen Punkte, um Kunst, Literatur, Politik und die ialen Verhältnisse und Personen. — Roden war rtraut mit Allem; er besaß im hohen Grade die st seine Unterhaltung belebt und interessant zu

machen; tausend treffende Bemerkungen drängten sich in seine Erzählung, und seine lebendigen Schilderungen bekannter Persönlichkeiten und Zustände würzte sich durch die eingestreuten treffenden Anekdoten."

„Wie genau kennen Sie alle Verhältnisse des Hofes!" sagte endlich der Graf verwundert. „Wie lange waren Sie nun wieder in Paris?"

„Zwei Winter," versetzte der Baron; „allein diese Zeit ist eigentlich lang genug, um die sämmtlichen Höfe Europa's kennen zu lernen, wenn überall das Salonleben vorhanden wäre, wie dort. Sie können sich nichts Reizvolleres denken, als einen Abend in den verschiedenen Cirkeln der Parteien. Welche entgegengesetzte Meinungen hört man, welche feine und treffende und doch so verschiedene Ansichten über einen und denselben Gegenstand! Man macht hier seine Studien ohne Professoren des Staatsrechts. Jeder lernt vom Anderen, verficht seinen Glauben und seine Ueberzeugung, und je größer der Widerstand ist, um so mehr wächst die Energie, die erfindungsreiche Leidenschaft des Hasses, des Zorns, der Verachtung. — Man erzählt verletzende Anekdoten, pikante Bonmots, witzige Sentenzen; Spott, Hohn und Grimm kreuzen sich mit der ruhigen Ueberlegung. — Die Ultramontanen setzen Himmel und Hölle in Bewegung, die Aristokraten beschwören vergangene Jahrhunderte, die Vermittelnden leben von ihrem philosophischen système de bascule,

die Advocaten und Bankiers, die grands seigneurs des dritten Standes, sprechen von den Erfahrungen des neunzehnten Jahrhunderts und den Rechten der Bildung und des Geldes, die Liberalen schreien den Ministern wie dem Volke die Aussprüche des Contrat social entgegen, und die Republikaner pochen auf die Reden des Convents."

„Welch unheimliches Treiben!" sagte der kleine Gelehrte.

„Diese Franzosen wissen selbst nicht, was sie wollen!" rief der Lieutenant. — „Politik und nichts als Politik! Alles dreht sich bei ihnen darum, und wer daran nicht Geschmack hat, wie ich zum Beispiel, wer gewöhnt ist, ein ruhiges und glückliches bürgerliches Leben zu führen, muß sich zu Tode ennuyiren bei ihren sogenannten Lebensfragen."

„Glauben Sie das durchaus nicht," versetzte der Baron lächelnd; „man weiß in Paris sehr wohl, daß das Leben nicht allein aus politischen Streiten bestehen kann. — Die Politik ist nur das reizende Gewürz, der spanische Pfeffer, der die gewöhnlichen Gerichte ätzt. Die Arme der Liebe sind in Frankreich eben so weich als hier, und das Wort der Freundschaft eben so treu und wahr."

„Daran erlauben Sie mir zu zweifeln, Herr Baron," erwiederte Graf Leopold rasch. „Deutschlands Liebe und Freundschaft ist eine andere, als die der Franzosen; ja ich will es behaupten, kein

Volk versteht diese höchsten und heiligsten Wörter so ganz, wie das unsere."

„Ich dächte," versetzte der Baron, „daß diese Wörter Gefühle ausdrücken, welche eine ewig gleiche höchste Bedeutung haben."

„Der Begriff an sich drückt freilich überall dasselbe aus," versetzte der Graf, „allein wie weit die verschiedenen Völker sich dessen Idealität nähern, das hängt allein von der Innigkeit und Tiefe ihrer Gefühle und ihres Nationalcharakters ab. Der Franzose wird vielleicht von einer blendenden Aeußerlichkeit, der Engländer durch praktische Eigenschaften zu dem geleitet, was er Liebe nennt, und bei dem einen ist die Liebe ein jähes, loderndes Feuer, beim andern ein trüb brennender, dauernder Funken. Deutschland aber ist das Land des Gemüths, das Land, wo das Herz von jeher die größte Rolle gespielt hat, und ein solches Land muß das eigentliche Vaterland der Liebe und Freundschaft sein."

„Wer kann sagen, daß die Liebe einem Volke besonders angehöre?" versetzte der Baron lächelnd. Sie ist eine Tochter des Himmels, der sie gütig für alle Wesen bestimmte, und in das Herz des Wilden, wie des Deutschen, gepflanzt hat. Was in den Wäldern Amerika's, oder in den glühenden Wüsten der Tropen empfunden wird, ist vielleicht das wahre einfache Gefühl der Natur, welches wir Alle in Europa längst begraben haben. Dort geben sich die Urgefühle in ihrer ersten Unmittelbarkeit, und zei-

gen sich freilich ganz auders als die Kunstproducte, zu welcher sie bei uns ein zweitausendjähriger Kulturwachsthum gemacht hat. Oder glauben Sie, daß die Liebe eines alten Deutschen aus dem dritten oder vierten Jahrhundert noch dieselbe ist, wie die eines Deutschen aus dem neunzehnten Jahrhundert? Sie würden sich sehr täuschen, denn eine Dame unserer Zeit würde schwerlich jemals eben so wenig an einem Sohn jener rohen Tage Geschmack finden, wie dieser an einem Modepüppchen aus den Kreisen unseres Lebens."

„Und was bezwecken Sie mit dieser ganzen Definition?" fragte der Gelehrte.

„Nur das Eine," versetzte der Baron, „daß so abstrakte Begriffe, wie Liebe oder Freundschaft, nie mit dem einseitigen Maßstabe einer Nationalität, die sich besser oder tiefer empfindend dünkt, gemessen werden kann."

„Und was überhaupt," sagte der Graf, „ist unserer Zeit denn Nationalität? Die Kultur hat alle Völker so abgeschliffen, daß eins dem andern so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem zweiten. Kaum haben sich, wie die Trümmer längst entschwundener Zeiten, einzelne Sitten und Gebräuche bei jedem erhalten, die man für Nationalität eben so gut ausgeben will, wie irgend ein Kleidungsstück, ein deutscher Rock, ein spanischer Mantel, oder ein russischer Pelz. Nationalität ist ein ausschließender, isolirender Begriff, der Hochmuth

und Anmaßung bedingt, eine Verachtung der Anderen, eine Ueberschätzung seiner selbst, und wir guten Deutschen, die wir glücklicher oder unglücklicher Weise gestehen müssen, daß wir sehr wenig uns davon erhalten haben, suchen nun mindestens Liebe, Freundschaft und die edlen Gefühle des Herzens für uns besonders zu reserviren, um uns dafür schadlos zu halten."

Der junge Gelehrte maß seinen spöttisch lachenden Vetter mit einem kalten Blicke, dann sagte er: „Wehe dem Volke, das die Sitten seiner Väter verläßt, um fremden anzuhängen. Nicht ein Kleid oder ein Gebrauch bedingt Nationalität, es ist die moralische Kraft, das stolze Selbstbewußtsein in jedem Einzelnen, einem Volke anzugehören, das in seinem Geiste und in den Tafeln der Weltgeschichte ruhmwürdig und groß da steht. Nur dadurch läßt sich Großes vollbringen, Unabhängigkeit behaupten, Freiheit erringen und das Recht bewahren. Ein Volk ohne Nationalgefühl ist ein Haufen Spreu, dem der edle Kern fehlt, und der nur ein Spiel jedes Windes ist. Eine traurige Philosophie, die leider sich weit verbreitet, hat uns vorgespiegelt, daß der wahre uud echte Mensch der sei, welcher am wenigsten an festen Satzungen und Sitten halte. Sie hat die prahlerische Lehre aufgestellt, daß die ganze Erde dem Menschen gehöre, daß es sein Vorrecht sei, nicht an der Scholle zu kleben und daß die große Masse des Geschlechts, von ei-

nem Pole zum andern, eine einzige, untheilbare Familie sei, welche sich endlich zusammenfinden müsse. — Eine Diatribe drängt die andere, und jede ist toller und verwirrter, als die frühere. — So sind wir zu einem buntscheckigen Haufen geworden, der nicht mehr weiß, was er will, und sich mit gieriger Lust nur immer nach dem Neuen und wieder nach dem Neuen drängt, und ohne Ruh und Rast danach hascht und greift, weil sie, ohne den wahren Kern des Lebens, ihre innere Leere damit auszufüllen denkt. O, wie ekelt mich dies Treiben an, und ich bitte Euch, laßt uns davon schweigen, es macht mir stets eine böse Stunde!"

„Nur wenige Worte noch," sagte der Baron Roden; „dieser Drang des Menschengeschlechts, aus seiner Vereinzelung zur Allgemeinheit, ist, wie mir scheint, keineswegs die Wirkung irgend einer Philosophie, sondern eine natürliche Folge des Fortschrittes der Kultur, der Wissenschaft, der Kunst, des Handels, der Völkerverbindungen und ganz besonders auch der Presse. — In der alten Zeit, wo sich nur einzelne kleine Stämme über ihre Nachbarvölker erhoben, betrachtete jene durch Handel und Wissenschaft blühend, diese als Barbaren, und verachtete sie als solche. Das Mittelalter hatte den Kreis der Geschichte vergrößert, aber die verschiedene Sprache, wenige Handelsverbindungen, Raub und Krieg, trennten die Völker, welche Jahrhunderte nöthig hatten, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß

sie ursprünglich zu einem großen, gemeinsamen Geschlecht gehörten, das aus den rohen materiellen Gefühlen seiner thierischen Natur zu einer geistigen Veredlung sich emporzuarbeiten bestimmt sei."

„Eine schöne Veredlung," sagte der Gelehrte lachend, „wenn man auf den breiten, gemeinen Pöbelhaufen sieht, oder noch besser, wenn man an den Menschenhandel und die tausend Schandthaten denkt, welche täglich begangen werden."

„Eine Veredlung," fuhr Roden fort, „welche wohl viele Tausende von Jahren nöthig hat; die durch den Untergang vieler Generationen, durch stufenweise Uebergangspunkte, in welcher Grausamkeit, Blut und raffinirte Bosheit vorwalten, erkauft werden muß; allein dennoch eine Veredlung. Sehen Sie zurück auf die hinter uns liegenden Jahrhunderte, und Sie können die lange Reihe der errungenen Siege aufzählen, welche die Menschheit gefeiert hat; und glauben Sie, daß die Bürger eines kommenden Jahrtausends nicht dasselbe berichten können? Wir sind in den Anfangspunkten einer Zeit, wo das geistige Element das materielle überwiegt; ein Austausch der Ideen hat Statt gehabt, das Menschengeschlecht hat sich gefunden, der Handel verbindet die Völker, die Vortheile und Nachtheile der Zeit treffen sie gemeinsam, die verschiedenen Sprachen sind kein Hinderniß mehr, so wenig wie die Entfernungen, denn in wenigen Tagen können viele Meilen auf bequemen Wagen sicher und

schnell zurückgelegt werden; was Wunder nun, daß der unnatürliche Haß, der so lange die Brüder trennte, zu verschwinden beginnt, und man endlich erkennt, wie wir vor allen Dingen Menschen sein müssen. — Und wollen Sie dies Alles auf Rechnung einer Philosophie setzen? Nein, gewiß nicht. Es sind die Resultate von Tausenden von Jahren, die uns langsam bis auf diesen Punkt führten, der immer weiter und weiter fortrückt, und uns dem Ziele näher bringt. Wie nun erst, wenn die Eisenbahnen, mit welchen man jetzt in England, diesem ersten Kulturlande der Welt, beginnt, sich über den Continent verbreiten? Wenn es möglich wird, in wenigen Tagen von den Küsten des Mittelmeeres nach den baltischen Ufern zu eilen; wird dann die Verbindung nicht noch inniger werden, wird die Masse der Europäer sich nicht fester verschmelzen, werden die Trennungen nicht völlig verschrumpfen, die gemeinsamen Vortheile, die Verbindungen sich nicht so verwickeln und verweben, daß endlich dem entsetzlichen Krieg, dem Morden, welches die Menschheit so lange entehrt, ein Ziel gesetzt wird, und die Leidenschaften durch den gemeinsamen festen Willen, durch Rechtgefühl und Scheu vor dem unnatürlichen Beginnen gezügelt werden?"

„Sie veranlassen mich zu einer Entgegnung wider meinen Willen," versetzte der Gelehrte. „Glauben Sie wirklich, daß, selbst wenn ich Alles zugebe, was Sie behaupten, das Menschengeschlecht glück-

licher werden wird? — Wenn nun jeder einfache Landmann, jeder Handwerker, jeder Mensch, der, um den Kreis des Lebens und der Gesellschaft im Gleichgewicht zu erhalten, zur Arbeit bestimmt ist, aus seinen natürlichen Verhältnissen heraustritt, und den modernen Ideen folgt, die ihn zum Weltbürger und Staatsbürger machen, wenn er seinen Zustand, in welchem er sich glücklich fühlte, als eine unendliche Tyrannei schildern hört, und einen finstern Zwiespalt zwischen sich und dem allmächtigen Wesen, welches über sein Schicksal waltete, aufreißen sieht, was soll die Folge sein? — Hunger, Verarmung, Mißvergnügen, Verbrechen, Empörung, Verspottung der Religion, des Vaterlandes und der Staatsgesetze, eine Verwilderung der Sitten, eine Zerstörung aller Moral. — Wenn stets neue Erfindungen gemacht werden, wenn Maschinenarbeiten, wo sonst Tausende fleißiger Menschen sich redlich ernährten, wenn die Bedürfnisse sich stets steigern, und der Lohn der Mühen stets sinkt, was wird dann die Folge sein? — Ein wachsendes Elend, eine Trennung des ganzen Menschengeschlechts in Reiche und Arme, welche die größten Sclaven des Reichthums werden, und nur eine Sehnsucht kennen, die Sehnsucht reich zu sein. Das wird dann der Götze sein, das goldene Kalb, dem alle Opfer gebracht werden, und vor dessen leuchtendem Antlitz jede Tugend verschwindet. Und warum sollte man auch nicht ihn als den einzigen wahren Gott verehren?

Das Glauben an eine ewige rächende und richtende Macht, an Unsterblichkeit, an ein Jenseits, wo ein höheres Wesen die richtende Wage hält, ist verschwunden; mit dem letzten Hauche unserer Brust sind wir auf ewig ausgestrichen aus dem Buche alles Lebens, und darum müssen wir, was es auch kosten mag, das zu erreichen streben, was diese Welt an Größe, Glanz, Glück, Herrlichkeit, mit einem Worte: was sie an Genuß bietet, und diesen zu erringen, bedarf man nur — Geld! Man liebt und haßt dann nur um diesen großen König der Erde. — Und wissen Sie auch, was kommen wird, kommen muß, wenn dieser glühende Drang jede Brust erfüllt, und auf der einen Seite eine hungerige gierige Menge steht, der nichts mehr heilig und groß ist, und welche mit blutdürstiger Lust schon jetzt die Lehren seiner Propheten vernimmt, daß jeder Mensch gleiche Rechte und Ansprüche auf die Freuden dieser Erde habe, und nur die Willkür und Gewalt sie zur Armuth und zum Elende verdamme, während Andere von ihrem Schweiß und Blut gemästet auf seidenen Kissen ruhen?"

„Eine längst gedrohte und viel versprochene soziale Revolution," versetzte Roden lächelnd, „von der man behauptet, daß sie die Welt zertrümmern werde. — Es ist damit aber, wie mit Allem: Wer schwarz sehen will, sieht gewiß kein Licht, und wenn die Sonne und alle Sterne des Himmels dicht vor seiner Nase tanzen. Was hat man nicht prophezeiht,

als in Frankreich der Sturm losbrach! — Der Untergang der Welt war gewiß, alle Bande lösten sich auf, kein heiliges Gefühl blieb mehr auf dieser Erde. Und dennoch zeigten sich gerade hier, und unter den blutigsten Greueln, welche eine gewaltsame Veränderung stets mit sich führen muß, die rührendsten und größten Beispiele aller Tugenden. — Gewöhnlich vergißt man allzusehr, daß das Rechtsgefühl gerade in unserem Jahrhundert im Wachsen ist, daß die Masse mehr und mehr nachzudenken beginnt, und ein Mensch, zur Vernunft, zur Menschlichkeit, zum Nachdenken erzogen, wird immer sanfteren Gefühlen anhängen."

Der junge Gelehrte fuhr mit der Hand ordnend durch sein langes, glänzendes Haar, und sein Mund zog sich zuckend zusammen. „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen," sagte er, und die großen kalten Augen hefteten sich mit durchbohrendem Ausdruck auf Roden, „die mir gerade einfällt, und zum Beweis dienen soll, daß man in Deutschland inniger und fester doch noch, als in Frankreich, an Sitte, Glaube und Treue hängt. Daß man unter Liebe bei uns doch ein tieferes und heiligeres Gefühl versteht, als jenseits des Rheins, wo Alles journell und Journal geworden ist, und die Liebe ein Modekupfer oder eine karikirte Skizze. Endlich soll sie auch als Beweis dienen, wie locker alle Fäden der Gesellschaft geworden sind, und wie man schon jetzt dort Alles erlangen kann — durch Geld."

„So lassen Sie hören," sagte Roden lächelnd.

„Ja, laß hören!" rief der Lieutenant; „ich bin sehr neugierig, aber ich bitte Dich zu eilen, denn ich muß zur Wachtparade."

Eben als der Gelehrte beginnen wollte, trat Franz mit dem vergnügtesten Gesicht herein, und legte mehrere Geldrollen vor dem Grafen auf den Tisch.

„Alles richtig empfangen," sagte er. „Der Bankier hatte schon gestern den Auftrag zur Zahlung erhalten, und hier eine kleine Einlage mitgeschickt."

„Noch einen Brief von meinem guten Oheim," sagte der Graf lächelnd. „Wahrscheinlich eine moralische Nachrede, gut Haus zu halten; die wir später mit Muße genießen wollen. Jetzt, Franz, bringe das Frühstück!"

Der Diener eilte schnell in das Nebenzimmer, wo Alles bereit stand, und bald hatte seine geschickte Hand den Tisch mit kalten Speisen und Wein servirt. Der Graf nöthigte, seine Gäste machten wenig Umstände; der Lieutenant hatte, wie er sagte, nach dem scharfen Ritt und der rauhen Luft eine Herzstärkung nöthig, der Gelehrte aß mit eigenthümlicher Hast, wie ein ächter Deutscher, Roden mit der Zierlichkeit eines Weltmannes, und der Graf nippte an einem Glase Madeira und einem Bisquit.

So verging einige Zeit unter gleichgültigen

Bemerkungen, bis der Lieutenant seinen Vetter an die versprochene Erzählung mahnte.

„Gut denn," sagte dieser, „meine Erzählung spielt in Frankreich, und natürlich in Paris, ohne welches Frankreich selbst nichts ist. — Ich werde, um kurz zu sein, alle Nebenumstände fallen lassen, und damit beginnen, daß ein junger feiner Herr einst um Mitternacht bei Frascati Alles verspielt hatte, was er besaß. — Ich habe ihn nie gesehen, und weiß daher auch nicht, wie er aussah, als sein letztes Geldstück vor ihm mit der Krücke der Coupiers fortgescharrt wurde, aber trostlos und wild genug muß es gewesen sein, denn ein Anderer beugte sich über seine Schulter, und flüsterte ihm zu: „William, ich bitte Dich, komm mit mir dort in das Zimmer, man beobachtet Dich, willst Du einen Exceß begehen, willst Du Dich lächerlich machen?"

Der Spieler folgte mechanisch der starken Hand, welche die seinige hielt, und bald saßen Beide in dem einsamen matt erleuchteten Zimmer. Mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung der Eine, der Andere ruhig sinnend und überlegend, und nur zuweilen einen ernsten, starren Blick auf seinen trostlosen Gefährten werfend. — „Du hast Alles verspielt, William?" fragte er endlich ruhig.

„Alles, Alles! ich bin ein Bettler," erwiederte dieser gepreßt. „O! verflucht sei der Wahnsinn, der mich dahin trieb; aber Du — Du hast mich dazu verleitet."

„Ich? ich Dich verleitet?" versetzte der Andere ruhig. „Was hätte ich davon, Dich zu verlocken? Ich verzeihe Deinem Unglücke die Beleidigung. Du hast eine Woche gespielt, ganz ohne mich, und gewonnen; Du hast dann drei Tage unglücklich gespielt, und mich aufgefordert, mit Dir moitié zu machen. Ich gab Dir tausend Louisd'or, die Du verloren hast, so gut, wie die Deinen. Was fabelst Du also von Verlocken?"

„Du hast mir den Reiz des Spieles so verführerisch geschildert," versetzte William, „daß ich es versuchen mußte. Doch genug, ich habe Alles verloren, und das ist der Unterschied zwischen uns; denn Du bist reich."

„Nicht ganz so, wie Du zu glauben scheinst," versetzte der Andere kalt.

„Armand, gieb mir Geld, leih' mir Geld, ich muß Geld haben!" rief William mit Heftigkeit, und richtete sich auf.

„Ich habe keins," versetzte dieser ruhig, „wenigstens keins, um es der Hyäne dort in den Rachen zu schleudern, und Dich unglücklicher zu machen, als Du bist."

„Mensch," rief William, „Du willst mich verhöhnen? Ich sage Dir, gieb mir Geld, und reize mich nicht!"

„Es wäre Wahnsinn," erwiederte Armand ruhig, „Dich jetzt in diesem Fieberzustande spielen zu lassen. Und wenn Du verlierst, mein Freund, so

verliere ich, denn Du selbst sagst es ja, daß Du Deine ganze Habe verspielt hast.“

„Ich werde Mittel schaffen,“ murmelte der Andere.

„Mittel, und woher? — Du weißt es nicht.“

„O! Harriet! Harriet!“ stöhnte der junge Mann, und drückte den Kopf in das seidene Kissen.

„Du thust mir wahrhaft leid!“ sagte Armand mit zitternder Stimme. „Harriet ist schön, jung, aber eitel und in Luxus erzogen, an Ueberfluß gewöhnt, und Du liebst sie.“

„Ich muß sie verlieren,“ seufzte William.

„Höre mich an, William,“ sagte Armand, „ich will Dir Geld geben, abermals tausend Louisd'or.“

„Du willst, Du willst, o, mein Freund, mein Retter!“

„Ich will,“ versetzte Armand, „aber schwören mußt Du, einen heiligen Eid schwören. Verlierst Du, gehst Du heut Nacht noch nach Havre, dort sollst Du Reisegeld haben nach Amerika. In New-York erhältst Du Subsistenzmittel, welche Dir eine Laufbahn eröffnen werden. — In zehn Jahren darfst Du Europa nicht wieder betreten, und Harriet mußt Du für immer entsagen. Willst Du? entscheide Dich rasch.“

William starrte den Freund verwirrt an. „Und wenn ich nicht will?“ sagte er langsam.

„So gehe Deine Wege, und thue, was Dir gefällt,“ versetzte Armand kalt.

„Das heißt also: Geh unter, erhänge Dich, stürze Dich in die kalte Tiefe der Seine!“ rief William. „Doch, bei Gott! Armand, täusche Dich nicht, Du mußt mit, ich lasse Dich nicht zurück.“

„Drohungen verachte und züchtige ich,“ erwiederte Armand finster, und stand auf. „Morgen um Neun im **Bais de Boulogne**.“

„Halt!“ sagte William rasch aufspringend, und umfaßte seinen Arm, wie mit einer Eisenhand. „Halt! Einen Augenblick!“ Er fuhr mit seinen zitternden Fingern über die Augen, und sagte dann leise: „Ich will!“

„Hast Du Alles bedacht?“ fragte Armand.

„Alles!“ versetzte William. „Da ist Tinte und Papier auf dem Tisch, ich will mich verschreiben.“

„Dem Teufel,“ erwiederte Armand lächelnd, „es ist nicht nöthig. Ich weiß, daß Du Dein Wort halten wirst.“

„So gib das Geld,“ sagte William hastig.

Armand zog seine Brieftasche heraus. „Hier ist es,“ sagte er, „aber bedenke, daß Dein Wort unwiderruflich ist.“

„Ich kann gewinnen,“ rief William.

„Das kannst Du,“ erwiederte Armand, „dann gibst Du mir mein Geld zurück, und unser Vertrag ist aus.“

Mit tausend Louisd'or trat William von Neuem an die Bank, bestürmt von tausend wechselnden Gefühlen. Er spielte um Glück und Leben, mit dem

unsichtbaren Teufel, der in den kleinen Blättern wohnt, und — verlor. Im wechselnden Glück und Unglück war die Hälfte des Geldes fort, als ihn Verzweiflung ergriff. Harriet war braun von Locken, und vor ihm lag Treffdame, und schien ihn freundlich anzulächeln. — Hastig griff er danach, und fünfhundert Louisd'or lagen an den braunen Flechten. — „Ich will sehen, ob sie mich liebt, ob mein Glück sich an das ihre fesselt," murmelte er. — Er brauchte nicht lange zu warten. „**Dame gagne!**" tönte es herüber, und eine stolze Freude, ein Entzücken durchflog sein Herz. William sah nach Armand hin, er stand ruhig mit gekreuzten Armen ihm gegenüber, und schien zu lächeln. — „Jetzt oder nie!" rief er sich selbst zu, und bog den schönen Damenkopf zum Pavoli zusammen. — Dann blickte er auf, Armand hatte sich fortgewandt und ging langsam um den Kreis der Spieler. William verfolgte ihn mit den Augen. — „**Dame perd!**" rief der Bankier, und vernichtet sank William vom Gipfel seines Glückes und starrte auf die zerbogene Karte. — Im Augenblick klopfte ihn Jemand auf die Schulter, es war Armand.

„Was willst Du von mir?" murmelte William zwischen den Zähnen. „Noch bin ich nicht Dein." — „Halte die Dame nicht mehr," sagte Armand leise, „halte das As, die Chancen sind dafür."

„Nur die Dame, nichts als die Dame, sie

muß gewinnen!" erwiederte William heftig, und ergriff die Karte von Neuem.

„Dame perd!" rief der Bankier, und bleich wie ein Todter trat William zurück.

„Hier bin ich!" sagte er, und legte seine zitternde Hand in die seines Freundes. „Nimm mich hin."

„So komm," versetzte Armand, „ich will nichts, als Dein Glück."

Was weiter zwischen Beiden vorfiel, weiß ich nicht; aber zwei Stunden später rollte eine leichte Chaise mit dem unglücklichen William den Weg nach Havre, und am nächsten Vormittage stand Armand in dem reizenden Boudoir einer jungen Dame und überreichte ihr einen Brief.

Sie las ihn und brach in Thränen aus. „O, mein Gott!" rief sie verzweiflungsvoll, „auf ewig! so habe ich ihn verloren!"

Ihr Geschrei führte eine ältliche Dame herein, die mit Bestürzung den fatalen Vorfall hörte.

„Was wird die Welt sagen!" rief sie, „Eure Verbindung war erklärt; dieser Eclat, diese Schmach, diese Schande!"

„Wissen Sie, weshalb er ging?" fragte Armand. „William konnte nicht anders, er war arm, ein Bettler, er hatte Alles verloren." Er erzählte nun die Begebnisse der Nacht, bei welchen er natürlich seinen Antheil verschwieg.

„Arm, wie ein Bettler?" rief die Mama.

„Freilich er konnte nicht anders.“ „Das Ungeheuer, der Bösewicht!“ weinte Henriette. „Ich verachte ihn.“

„Ihr Schmerz muß groß sein,“ erwiederte Armand und küßte ihre Hand; „er ist allzu gerecht, und ich theile ihn ganz. Erlauben Sie mir, Ihr Freund, Ihr Tröster zu sein.“

Acht Tage darauf war ein großer Ball, und Armand führte Henrietten und ihre Mutter. Man sah ihn täglich in ihrem Hause, und die Mutter begünstigte das Verhältniß, allein er hatte einen Nebenbuhler.

Ein Deutscher, wir wollen ihn Rudolf nennen, der gleich ihm öfter die schöne Henriette besuchte, war nicht kalt bei so vielen Reizen geblieben, und seine blauen, großen Augen, sein helles, volles Haar, schienen Eindruck zu machen. Die beiden Nebenbuhler betrachteten sich, wie es immer geht, zuerst kalt, dann mit Spannung, endlich mit Haß und funkelnden Augen. Die Tochter schien den Deutschen, die Mutter den Landsmann zu begünstigen; so vergingen Monate. Endlich eines Abends trat Armand hastig in das Zimmer, und eröffnete der Familie ziemlich kühl, daß er abreisen müsse. Mutter und Tochter erschraken, Thränen flossen, dann faßte die Mutter seine Hand, und bat ihn, sie auf einen Augenblick in ihr Kabinet zu begleiten.

„Herr Armand,“ sagte sie, „ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Ihre Reise gerade

jetzt sehr fatal ist. Wann werden Sie wiederkommen?"

„Vielleicht erst in Jahr und Tag, vielleicht nie!" versetzte er.

„Sie haben mir bedeutende Vorschüsse zu meinem Prozesse gemacht, ich schulde Ihnen mehrere tausend Francs, und gerade jetzt, ich gestehe Ihnen offen, bedarf ich Ihrer Hülfe mehr als je."

Armand sah finster vor sich hin. „Lassen wir das, Madame," sagte er kalt, „ich werde nie etwas zurückfordern, allein meine Umstände erlauben mir jetzt keine außerordentlichen Ausgaben."

„Gut, mein Herr," sagte die Dame. „Aber, meine Tochter, wie wollen Sie bei ihr, Ihre Fehler, Ihre Verbrechen vergüten?"

„Welche Verbrechen?" versetzte Armand. „Ich reise, und Mademoiselle wird sich zu trösten wissen."

„Zu trösten? Sie abscheulicher Mann!" rief die Mama. „Sie haben ihr die Ehe versprochen, das unglückliche Mädchen hat den Schwüren eines Mannes geglaubt. Sie wird Mutter!"

Eine heftige Scene folgte nun, die Dame eilte zurück in das Zimmer ihrer Tochter, die stumm, bestürzt, zitternd, ihr Gesicht in die Kissen des Sopha's verbarg.

„Ich habe nichts versprochen, und eben so wenig einen Fehltritt gut zu machen," sagte Armand kalt. „Reden Sie, Mademoiselle, habe ich je die Schranken des Rechts übertreten?"

„Grausamer!“ schrie Henriette, „wollen Sie mich tödten? O! nur zu wahr spricht meine Mutter.“

„O! genug, genug,“ rief die Mama, als Armand sich abwendete; „wir verzichten auf Ihre Versprechungen, denn welches Glück könnte meiner Tochter aus der Verbindung mit solchem Manne erwachsen? Allein, mein Herr, wenigstens werden Sie sich mit uns verständigen, Sie werden es nicht zum Aeußersten kommen lassen, zum öffentlichen Eclat, Sie werden uns nicht zwingen, Schritte zu thun, die uns Allen unangenehm sind. Sie werden Ihr Kind dotiren.“

Armand blickte sie kalt an. „Was verlangen Sie?“ sagte er.

„Hunderttausend Francs,“ versetzte die Mutter schnell.

„Sehr viel für eine schwache Minute,“ erwiederte Armand mit einem spöttischen Lächeln. — „Ich denke, ich gebe die Hälfte, und Sie suchen nach einem anderen Theilnehmer.“

Henriette stieß einen lauten Schrei aus. „Abscheulicher!“ rief sie, „fort, mir aus den Augen.“

In dem Augenblick ging die Thür auf, und William trat herein.

„Was geht hier vor?“ rief er mit Zorn, und maß Armand mit drohenden Blicken.

„William, Sie!“ rief Henriette. „Retten Sie

mich, retten Sie meine beleidigte Ehre, und sank ohnmächtig in seine Arme.

Eine Minute starrten sich die beiden Gegner schweigend an.

„Sind das Deine Schwüre?“ sagte Armand endlich.

„Mensch!“ rief William außer sich, „ich konnte Deinem Gebote nicht folgen, und nun sehe ich, warum Du mich los sein wolltest. Du hast mich betrogen, furchtbar betrogen; aber die Rache ereilt den Sünder, Du sollst mir nicht entkommen.“

„Nicht morgen, heut noch, jetzt gleich, auf der Stelle,“ schrie William, und riß ein Terzerol aus der Brusttasche seines Kleides.

„Willst Du mich ermorden? fragte Armand.

„Ich bin kein Mörder,“ versetzte der Engländer, „aber Du bist ärger, als ein Bandit. Komm, ich werde Zeugen suchen zu dem, was wir thun wollen.“

„Ein Zeuge ist vielleicht in der Nähe,“ sagte Armand ruhig, und hob rasch den Vorhang eines Kabinettes auf. — Das Licht fiel auf die Gestalt eines Mannes. Es war Rudolf.

„Wer sind Sie?“ stammelte William, „was thun Sie hier?“

„Man bat mich, hier einzutreten,“ sagte dieser ruhig, „als Herr Armand sich melden ließ. Es führt eine Thür aus dem Kabinette weiter in den Gang, allein sie ist verschlossen. So war ich ein

unfreiwilliger Zeuge dessen, was hier vorging. Sie, mein Herr," wandte er sich zu Armand, „Sie sind ein durchdachter Schurke, ein Ungeheuer, das von der Erde vertilgt werden muß, und ich hoffe so glücklich zu sein."

William's ganze Wuth wandte sich von Neuem gegen Armand, und er würde ihn angegriffen und erwürgt haben, hätte sich Rudolf nicht zwischen sie geworfen. — „Fort von hier," sagte er, „entweihen Sie diesen Ort nicht, es gibt Plätze genug zur Züchtigung eines Elenden."

Die Drei gingen nun, und vergebens schlug Armand vor, in der Frühe des nächsten Morgens den Streit auszufechten, vergebens wandte er ein, daß es ihm durchaus nöthig sei, seine Geschäfte zu ordnen. Eine Stunde später fand das Duell in einem Saale Statt, wo zehn oder zwölf Lichter brannten. William bestand darauf, seinem Todfeinde zuerst entgegen zu treten. Sechs Schritte nur waren zwischen ihnen. Als die Pistolen zu gleicher Zeit knallten, sprangen die Secundanten herbei. William taumelte ihnen entgegen, sie fingen ihn auf, aber er riß sich los, preßte die Hand an seine Seite, faßte das rauchende Pistol verkehrt, und stürzte wüthend auf Armand los, der bleich und regungslos auf seiner Stelle stand. — „Mörder!" schrie er mit dem kreischenden hohlen Ton eines Sterbenden, „stirb von meinen Händen;" aber noch ehe er ihn erreichen konnte, sank er zusammen und stöhnte:

„Ich kann nicht! — So sei verflucht in Ewigkeit, und wandere ruhlos über die Erde!“ — Er wurde schnell in ein Nebenzimmer getragen, und Rudolf trat an seine Stelle.

„Ich übernehme die Blutrache,“ sagte er; in dem Augenblicke aber seufzte Armand tief auf, und sank in die Arme seiner Begleiter. William's Kugel hatte ihn die Schulter durchbohrt, das Duell war aus. —

Hier schwieg der Gelehrte, und verzehrte hastig den Rest eines großen Stückes Kuchen, der vor ihm auf dem Teller lag.

„Nun, und was wurde dann weiter? „fragte der Lieutenant.

„Ich weiß es nicht,“ sagte der junge Mann hastig essend und trinkend.

„So weiß ich den Ausgang,“ versetzte Roden lächelnd. „Rudolf ging mit der schönen Henriette nach Barège und Montpellier; William verfiel, als er geheilt war, in eine Geisteskrankheit, und Armand verließ Paris, und machte eine Reise durch den Orient.“

„Wahrscheinlich, um in den Wellen des Jordans seine Sünden abzuspülen,“ rief der Gelehrte lachend.

„Vielleicht,“ versetzte Roden kalt. „Und Mancher würde dorthin wallfahrten, wenn der Jordan ein Lethe wäre. Doch, Sie erzählten eine in Paris ziemlich bekannte Geschichte, bei der ich nur nicht

begreife, wie Sie darin einen so allgemeinen Grad der Demoralisation finden können. Dieselbe konnte eben so gut in London, Wien, Neapel oder Petersburg vorfallen."

„Das konnte sie nicht," sagte der Gelehrte. — „Ich spreche nicht von einer Operntänzerin, von einer Intrigantin, einer Abenteuerin, es waren Personen von Rang und Namen. Nur in Frankreich hat der liederliche Hof der beiden Ludwige, die berüchtigte Regentschaft und die Schrecken der letzten Zeit eine solche Demoralisation der hohen Stände hervorgebracht; nur dort, wo Religion und Sitte Spott geworden sind, wo man nur für Moden und Vergnügen Sinn hat, können Geschichten, wie diese, vorkommen."

„Sie kennen Frankreich nicht," versetzte Roden. „Niemand ist ehrenwerther, einfacher, häuslicher, als ein Bürger von Paris. Eine Stadt von einer Million Einwohner aber, der Centralpunkt eines großen Reiches, der Sitz aller Moden und alles Luxus, muß nothwendig eine Menge Verderbniß und Elend in sich schließen; und das leichte Blut des Südens bedingt überhaupt auch eine leichtere Ansicht des Lebens. — Darum jedoch muß man nicht mit einem gleichen Maßstabe alle Völker messen wollen, jedes hat seine Vorzüge und seine Mängel, und nichts ist einseitiger, nichts irriger, als nach spießbürgerlicher Theorie Alle über einen Leisten zu schlagen, und was darauf nicht paßt, als schlecht zu

verwerfen. Was Sie von den Franzosen sagen, haben hundert einseitige Schriftsteller erzählt, und laut genug ihre komische Weisheit ausposaunt; allein, in Wahrheit, es ist dort **tout comme chez nous.** Ein etwas größerer Maßstab, ein geringes Mehr oder Weniger, das ist Alles. Die Welt hat eine allgemeine Bildung angenommen, und die Gebildeten der ganzen Welt sehen sich in Sitten und Gefühlen vollkommen ähnlich. Ueberall gibt es Gute und Schlechte, überall begegnen sich Tugend und Verdorbenheit, überall wird nach gleichen Empfindungen geliebt und gehaßt. Was Sie erzählen, beweist gar nichts, als eben ein Beispiel der Verdorbenheit, das sich an jedem Orte, in jedem Stande, in jeder Gesellschaft auftreiben läßt, und obenein war Ihre Erzählung mannigfach entstellt. Die Französinnen mögen leichter, coquetter, verwegener in ihren Aventuren sein, in Deutschland betrügt man nur auf plumpere und empfindsamere Weise. Frauentreue und Falschheit findet man überall, und es ist leichter in Deutschland tugendhaft zu sein und zu bleiben, als in Frankreich, umringt von tausend Lockungen und Verführungen."

Graf Heinrich hörte diese hastige und rasche Rede seines Freundes mit steigender Verwunderung. Die ruhige Kälte Roden's war einer inneren Glut gewichen, welche eine leichte Röthe über sein blasses Gesicht warf; aber unter der Heftigkeit seiner Empfindungen zitterten die schmalen, feinen Lippen.

und die weiße Wölbung seiner großen, glänzenden Augen war mit einem trüben, röthlichen Schleier bespannt.

Viele Ahnungen durchkreuzten den Sinn des Grafen. Es war offenbar, daß sein Vetter nicht absichtslos jene Erzählung machte; offenbar war es, daß sie auf Roden Bezug haben sollte, und daß sie es hatte, schien dieser nur zu gut zu bestätigen. Was wußte Leopold von Roden, woher hatte er Nachrichten, welche diesen so sichtlich verletzten und erregten, was konnte sein Zweck sein, Jenen so empfindlich zu berühren? Und Roden, der in seinen Augen das Ideal eines Mannes war, wie er sein mußte, der so ruhig, so besonnen, so edel ihm erschien, dem er mit Freuden sein Schicksal ganz vertraut hätte, der den feinen, gewiegten Weltmann voller Kenntniß und Lebenserfahrung, mit Herzlichkeit, tiefer Empfindung, Ehre und Würdigkeit so ganz vereinte, sollte er jener Schurke sein, der seinen Freund kalt berechnend in's Verderben stürzte, und über's Meer sandte, um dessen Braut zu verführen, und mit den gemeinsten Lastern Hand in Hand zu gehen? O! nimmermehr! nimmermehr! und doch widerlegte Roden nichts, ja, er entschuldigte mit der Sitte einer leichteren Lebensanschauung die verbrecherischen Thaten der Wüstlinge beider Geschlechter, und sagte höchstens, die Erzählung Leopold's enthalte Falschheiten.

Graf Heinrich war jung, reizbar, ein deutscher

Roué, der, wenn die Geschichte eine Schauspielerin oder ein bürgerliches Wesen betroffen hätte, wenn es eine einfache Verführung war, die mit Schande und Täuschung endete, darüber gelächelt hätte, und ein Eheversprechen, welches sich in eine Geldsumme verwandeln ließ, laut belacht haben würde. Vielleicht hätte er sogar Vergnügen empfunden, wäre dann Roden dieser Armand gewesen, denn er hatte ein Mittel, der stolzen, kalten Moral seines Freundes ein spitzes Schwert entgegen zu halten, und sicherer an seine Seite zu treten. — Aber Graf Heinrich war ein deutscher Edelmann, der Sproß einer alten, erlauchten Familie, reich an Ehren, Gütern und Ahnen, deren erster die eiserne Krone des unglücklichen Desiderius erobert, und Karl dem Großen in Pavia überreicht haben sollte. Ein Verrath an die Freundschaft empörte ihn, eine Treulosigkeit an einer Edlen begangen, war ihm eine eigene Kränkung, und wenn auch diese eine Unwürdige, eine Gesunkene war, seine Gefühle sträubten sich gegen diesen Gedanken, nie hätte Armand oder Roden mit einer solchen ein schändliches Spiel treiben dürfen. — Graf Heinrich war nicht stolz, er war vielmehr von einer tiefen Verachtung gegen so Manche seines Standes durchdrungen, und der starre Hochmuth der Geburt kam ihm oft unbeschreiblich lächerlich vor. Er fragte wenig nach dem Stammbaum bei der Wahl seiner Freunde, aber er war eben so weit entfernt, an eine vollkommene Gleichheit aller Men-

schen zu denken. Vielmehr bewahrte er tief in seiner Brust ein stolzes Gefühl für seine Abkunft und seinen Namen, und er hielt wohl dafür, daß Jeder, der ihm in Ansprüchen gleichen wolle, ein ruhmvolles Jahrtausend seiner Familie in sich tragen müsse. Ein ritterliches Herz, eine lebendige Phantasie, und ein nach Unabhängigkeit strebender Geist vollendeten in ihm eine seltsame Mischung von Stolz und Demuth, von Beweglichkeit und Starrsinn, von Aufwallung des Blutes und Empfindungen und Thaten des Augenblicks, und beharrlicher Ablehnung und Verwerfung dessen, was er mit seinem Namen unverträglich hielt. So verwirrte er sich häufig in Widersprüchen mit sich selbst, und war heut ein nachgebender Freund, der Dinge belächelte und verspottete, welche er am nächsten Tage mit Eifer zu vertheidigen oder zu entschuldigen für gut fand.

Dieser schwankende Charakter war eine Schuld seiner Erziehung. Die Gräfin, seine Mutter, war eine stolze Frau, in deren Adern fürstliches Blut rollte. Sie konnte niemals vergessen, daß vor der Mediatisirung so vieler unmittelbaren, reichsfreien Familien ihr Bruder seinen eigenen Hof gehalten hatte; und grollte in unversöhnbarem Zorne mit den Fürsten Europa's, daß diese auf dem Wiener Congresse, nachdem die Ketten des Unterdrückers abgeschüttelt waren, nachdem Jeder Gut und Blut gegeben, um die alte Ordnung und das alte Recht im heiligen, deutschen Reiche herzustellen, der Fürsten

so viele, der ihnen Ebenbürtigen und Gleichen, zu ihren Unterthanen erniedrigt hatten.

Diese Grundsätze flossen früh in die Seele des Sohnes, der von seinem Vater nur die Lust an raschen, männlichen Vergnügungen und an Zerstreuung und Verschwendung empfangen hatte. Eine Tante von noch weit überspannteren Grundsätzen der alten Schule leitete bis zum dreizehnten Jahre vereint mit der Mutter seine Erziehung, die ihm nur Begriffe über den Werth seines Stammes und das Unrecht, welches dieser erfahren, beibrachte; dann zog die Tante mit ihm in die Residenz, und er erhielt die vorzüglichsten Lehrer, die theuersten Stunden, den besten Unterricht. Er lernte viel und leicht, allein das Meiste und Wichtigste von einem Professor der Mathematik, einem einfachen, rauhen, ungebundenen Schweizer von schroffen, republikanischen Grundsätzen, der den Trotz und die Anmaßungen des Knaben auf die derbste Weise zurückwies, und ihm schonungslos Grundsätze predigte, die mit dem, was er bisher vernommen, im allergrellsten Gegensatze standen. — Ein Knabenherz, und wenn es in einem Fürstenbusen schlägt, ist leicht für die Freiheit gewonnen, wenn Körper und Seele an ihm gesund sind; und bald äußerte Graf Heinrich vor der Schreck erstarrten Stiftsdame vom heiligen Grabe so entsetzliche Gedanken über Adel, Adelsentstehung, Menschenrechte und Gleichheit, daß diese, als sie die Ursache aller Verirrungen ihres Neffen in dem klei-

nen Professor erkannte, diesen sogleich vom Unterrichte entfernte. Allein der Fehler war einmal geschehen, und wie die Dame auch ihn von nun an nur mit Männern umgab, welche in höflicher Demuth, und in Betracht des hohen Honorars ihrer Lehrer, niemals Themata berührten, welche neue Frevel herbeiführen konnten, so blieb doch ein geheimer Hang zum freien Widerspruche in der Brust des Knaben festgewurzelt, der mit ihm heranreifte, und wie auch die späteren Jahre ihn umgestalten und verändern mochten, doch nie ganz auszulöschen war. Aber verwandelt wurde er allerdings, und zwar am meisten durch das Beispiel und die Lehren eines Verwandten, der einem polnischen Seitenzweige der Familie angehörte und auf dessen Gütern in der weiten sarmatischen Ebene, er mehrmals Monate lang lebte. — Die halb orientalische Pracht des polnischen Fürsten, die Menge der Diener, die Sorglosigkeit eines großen Reichthums, die französische Leichtigkeit des Lebens, die verführerischen Reize schöner Frauen, machten den jungen Grafen zu einem Schüler epicuräischer Lehren; zu gleicher Zeit aber verpflanzte sich in ihn die alte, nie erstorbene Sehnsucht jener alten Wojewoden und Starosten, nach den zerbrochenen hohen Rechten ihrer Macht, die republikanischen Gefühle ihrer Adelskaste, der Haß gegen die Herrschaft eines despotischen Gewaltigen, und die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. — So bildete sich in ihm eine Unzufriedenheit und

moderne Zerrissenheit aus, deren Folgen er am besten zu entgehen meinte, wenn er sich in ein Gewühl von Vergnügungen stürze; allein immer hegte und pflegte er ehrgeizige Gedanken, und eine Bitterkeit gegen sein Treiben und Thun, verglichen mit dem, was er nach seiner Meinung sein und leisten könnte. — Zur Entschädigung studirte er, und warf sich abwechselnd mit Eifer bald auf Jurisprudenz, bald auf speculative Philosophie, bald auf die schroffen Gegensätze derselben, auf die empirischen Zweige der Naturwissenschaften, und stieß dann Alles wieder mit Ekel von sich, um als gepriesener Mann der Welt und Held der Mode in den feinen Kreisen zu glänzen, und zum Zeitvertreib Liebesabenteuer anzuknüpfen, die er eben so schnell wieder zerriß.

Mitten in diesem Treiben, in welchem er der Erste zu sein glaubte, war er auf Roden gestoßen, und unwillkürlich fast hatte er anerkennen müssen, daß ein höherer Geist vor ihm stehe. — Roden war sein Freund geworden, er hatte ein Ideal der Zeit in ihm gesehen, und das Geheimnißvolle, das Seltsame, welches diesen ausgezeichneten Menschen umgab, zog ihn nur fester zu ihm. — Jetzt zum ersten Male aber tauchte der Verdacht, den er schon lange vielleicht halb unbewußt im tiefsten Winkel seines Herzens nährte, lebendig empor; der Verdacht, daß sein so oft gepriesener Freund ein Abenteurer sei, der zu Lug und Trug, zu falschem Spiel und ehrlosen Intriguen seine glänzenden Eigenschaften ver-

wende, und vielleicht nur deshalb seinen Aufenthalt so vielfach wechsele, um ungestraft sein Handwerk zu treiben. In diesem Augenblicke aber durchzuckte ihn auch der Gedanke, dies räthselhafte Wesen, es koste, was es wolle, zu enthüllen, und mit der Rache der eigenen Täuschung, auch die aller seiner Opfer zu vollstrecken.

Noch ehe er jedoch zu irgend einem Entschlusse kommen konnte, sprang Franz hastig herein. — „Gnädiger Herr," sagte er, „drüben bei der gnädigsten Frau Tante ist so eben ein großer Reisewagen angekommen, und ich glaube, es ist —"

„Wer?" rief der Graf und sprang auf. „Meine Mutter, meinst Du."

„Da kommt noch ein Wagen. Zwei vierspännige Extraposten," schrie der Lieutenant am Fenster. „Auf Ehre! Heinrich, da kommt die ganze Gesellschaft. Die Braut und ihre Eltern, Deine Mutter, Dein Onkel, sie sind Alle da, und jetzt gibt's Hochzeit."

„Hilf mir, Franz," rief der Graf; „rasch, meine Kleider. Meine Herren, ich bitte mich zu entschuldigen."

„Thu' Deine Schuldigkeit, Heinrich," sagte der Gelehrte und ergriff seinen Hut. „Wir sehen uns morgen wieder."

„Ja, morgen," lachte der Offizier, und setzte den Helm auf. „Witschel's Gebete bringe ich mit."

„Wenn die ersten stürmischen Tage vorüber

sind, so erinnern Sie sich, daß ich im Hof von Petersburg wohne," sagte der Baron.

„Ich sehe Sie bald, Roden," rief der Graf, „recht bald, ich habe viel mit Ihnen zu sprechen."

Die Gäste entfernten sich, und einige Minuten später eilte der Graf in das Haus seiner Tante.

4.

Das Stiftsfräulein vom heiligen Grabe stand in der Mitte ihres Salons, umgeben von den edlen Verwandten. Sie hatte die linke Hand in die Rechte einer großen, etwas corpulenten Dame gelegt, deren stolze Züge viel Würde und Spuren ehemaliger Schönheit, aber auch viel von jener noblen Kälte und Härte ausdrücken, welche ein halbes Jahrhundert voll Repräsentation und Gefühl ihres Standes und Werthes darin gezeichnet hatten. Die rechte Hand des Fräuleins aber lag auf dem Arme eines alten Herrn mit rothem, vollem, wettergebräuntem Gesicht, zu welchem das dickgepuderte Haar und der kleine Zopf, der über seinen weißbestäubten Rockkragen schwänzelte, sehr seltsam abstachen. — Das kleine, zarte Stiftsfräulein mit den hellblonden, dicken Locken, welche unter der Negligéhaube auf beiden Seiten hügelartig hervorquellen, und dem blassen, scharf geschnittenen Gesicht, voll roth und weiß, das mit seinen lichtblauen Augen

zu den großen martialischen Verwandten aufschaute, wäre die einzige zierliche Gestaltung hier gewesen, hätte ihr gegenüber nicht eine junge Dame gestanden, welche mit den Reizen und der Frische der Jugend geschmückt, ihr schöneres Ebenbild gewesen wäre. — Eine zierliche und schlanke Gestalt, ein blasses, feines, ausdrucksvolles Gesicht, große, blaue Augen, die ohne eine gewisse Starrheit schön gewesen wären, und blonde Locken, welche leicht über eine hohe blendend weiße Stirn herabsanken. Es war Hortensie. Neben ihr standen die Eltern. Ein breitschulteriger Herr im Reiserocke, Sporen an den Stiefeln, und dem frischen Gesicht eines Landmannes, der ehemals Militair gewesen, und vom ergrauten Schnurrbart nicht lassen konnte, und eine alte Dame von sorglosem Ansehen, gutmüthigen, charakterlosen Fleischmassen und nichtssagenden, ruhigen Zügen.

„Da sind wir ja nun Alle zusammen," sagte der alte Komthur, „aber Einer fehlt noch, unser Neffe; Ihr Sohn, Frau Gräfin, der künftige Bräutigam. Wo steckt er denn, der Träumer?"

„Ich habe ihn seit zwei Tagen nicht gesehen," versetzte das Fräulein. „Doch es ist nach ihm gesandt."

„Schlimm, daß man nach dem jungen Herrn noch senden muß," rief der Oheim, „wenn die schöne Braut hier wartet. Hören Sie, Hortensie, Sie

werden Ihre Noth mit dem Menschen bekommen, ehe er ein guter Ehemann wird."

„Er weiß es nicht, mon cher Comtour," sagte das Stiftsfräulein begütigend.

„Er weiß es wohl," rief dieser. „Er muß meinen Brief erhalten haben. Ich habe es ihm geschrieben."

„Er wird schon kommen," sagte Hortensie lächelnd. „Was thut ein Augenblick früher oder später; wir haben ein ganzes Leben vor uns, unsere Bekanntschaft zu machen."

„Recht, mein Tochter!" sagte der alte Baron lachend. „Es taugt nichts, zu sehnsüchtig zu sein. Deine Mutter mußte zwei volle Jahre warten, ehe sie meine Bekanntschaft machte, bis die Campagne vorüber war, und dann währte es noch ein volles Jahr, bis der Priester den Segen sprach. Dir geht's besser. Heute gesehen, morgen verlobt, in vierzehn Tagen Hochzeit."

„Wie kurz diese Zeit auch scheinen mag, lieber Vater," versetzte Hortensie, „so bin ich doch seit lange zu diesem ernsten Schritte vorbereitet."

„Schreiben, Briefe wechseln, und über den Mann nachdenken, den man sich zum Lebensgefährten nimmt," sagte der Baron, „das nennst Du Vorbereitung? — Nun, meinetwegen, Jeder nach seiner Art. Ich hoffe alles Glück von dieser Verbindung, die mir großes und wahrhaftes Vergnügen macht; allein besser wäre es immer gewesen,

der junge Herr hätte sich bequemt, uns zu besuchen, um Deine Bekanntschaft ganz in der Nähe zu machen."

Die stolze Gräfin wandte sich zu dem Stiftsfräulein, und sagte mit einem kalten Lächeln: „Wie ist mir denn, liebe Sidonie, wollte mein Sohn nicht kommen, und war es nicht ein entzündliches Fieber, das ihn von diesem Entschluß zurückhielt?"

„Allerdings, meine theure Angelika," versetzte das Fräulein ein wenig verwirrt, „nur ein entzündliches Fieber, das in seinen Nachwehen ihn volle sechs Monate plagte, hielt ihn hier zurück."

„Sie begreifen, mein Herr Baron," fuhr nun die Gräfin mit gehaltenem Tone fort, „daß mein Sohn dergleichen Absichten hatte, obgleich ich in der That nicht recht einsehe, weshalb er dieselben hegte. Es mag Sitte in der Menge des Volkes sein, ihre Söhne und Töchter zusammen zu geben, wenn dieselben nach einem mehr oder weniger genauen persönlichen Umgange sich überzeugt haben, daß sie für einander passen. Mag das Volk dieser Sitte nachhängen, und mag sie gut für dasselbe sein, da der familiäre Umgang ihrer sogenannten Ehen vielleicht eine größere Uebereinstimmung fordert, und die mariages de coeur unter dergleichen Leuten vielleicht wünschenswerth sind; die höheren Stände jedoch haben von jeher geglaubt, daß sie dergleichen untergeordnete Begriffe des gemeinen Lebens nicht nöthig haben."

Der alte Baron warf einen finsteren Blick auf die hohe Frau, und zupfte an seinem grauen Bart. — „Sie haben Recht, Frau Gräfin,“ sagte er, „es ist so, wie Sie sagen; allein niemals wünsche ich mein einziges Kind auf solche Weise unglücklich zu machen.“

„Unglücklich machen?“ versetzte die stolze Frau, und eine dunkle Röthe stieg auf ihre Stirn. „Mein Herr Bruder, Herr Komthur, waren Sie es nicht, der mir zuerst sagte, daß es der Wunsch und Wille des Herrn Baron sei, das Fräulein Hortensie meinem Sohne zu vermählen?“

„Ich war's,“ erwiederte der alte Herr, „und ich begreife nicht, mein lieber, alter Freund, was Dich bewegen kann, jetzt unnütze Worte zu machen.“

„Mein Herr Baron,“ sagte die Gräfin und setzte sich in den Lehnstuhl, „mag in Ihrem Hause vielleicht eine andere Sitte bestanden haben, in dem meinigen haben selten die Töchter meiner Ahnen den ihnen bestimmten Gemahl vor der feierlichen, ersten Zusammenkunft gesehen, der die ewige Vereinigung schnell folgte. Und meine Familie darf sich Glück wünschen, wie ich glaube, nicht von dieser Bestimmung gewichen zu sein. Es war bei ihr niemals nöthig, so weit hinab zu steigen, um die Herzen zu vereinigen. — Mein erlauchter Vater bestimmte das Geschick seiner Kinder, und diese wußten die Gesetze ihres Standes zu schätzen, und nach ihnen zu leben. Auch wurden ihnen stets Verhält-

nisse zu Theil, welche diesen Ansichten entsprachen, und ein eintöniges Familienleben entfernten, das eine nähere Beziehung, als die standesmäßige Verbindung wünscht und will, nöthig hatte. Dies, mein Herr Baron, war auch meine Absicht, als ich mit Vergnügen in die Verbindung meines Sohnes mit dem letzten weiblichen Sproß Ihres Hauses willigte, ich hoffte dabei von Ihrer Seite auf gleiche Maximen, würde aber keineswegs es billigen, wenn irgend ein Zwang Sie vermögen sollte, mir beizutreten."

„Aber mein Himmel, warum dieser wunderliche Disput," sagte die Baronin, erstaunt die Hand ihres Gemahls fassend. „Wir sind hier, und vollkommen einig; Hortensie hat ihren Bräutigam noch nicht gesehen, das wissen wir Alle, und waren damit zufrieden. Liebe Gräfin, hören Sie nicht auf die Worte meines Mannes, der immer ein Wenn oder Aber hat, so lange ich ihn kenne, und den General noch nicht vergessen kann, obgleich er schwört, er habe mit dem Rock auch den Soldaten gänzlich abgethan."

Der alte Baron hatte die finsteren, dichten Augenbraunen fest zusammengezogen, und starrte vor sich hin. Er schien bei sich zu überlegen, ob es rathsam sei, dieser stolzen Frau gegenüber das freimüthige Wort eines Soldaten zu reden, oder die halbvergessenen, feineren Manieren des Weltmannes geltend zu machen. Mancherlei Gedanken erfüllten ihn.

Es war nicht unmöglich, daß die Gräfin, wenn er aussprach, was er dachte, die geschlossene Verbindung als eine wahre Mesalliance betrachten, und dieselbe ohne Weiteres augenblicklich auflösen würde, und das lag keineswegs in seiner Absicht. — Ein alter, ihm höchst ungünstiger Prozeß drohte dann wieder aufzuleben, und mehr als das, auf sein einziges Kind fiel eine unauslöschliche Schmach, die Schmach der Auflösung einer ausgesprochenen, allgemein bekannten, ehrenvollen Verbindung, und die Schuld fiel ganz auf sein Haupt zurück. — Er hatte in den letzten Tagen schon oft verwünscht, daß er voreilig den Handel, wie er es nannte, abgeschlossen hatte, und in diesem Augenblicke verwünschte er es von Neuem, allein er sah ein, daß ein Zurücktreten zu spät sei, und jede mißbilligende Aeußerung über die Lage der Dinge diese nur verschlimmern konnte.

„Frau Gräfin,“ sagte er, so ruhig er vermochte, „meine Frau hat Recht, ich habe eingewilligt, und jedes Wort in dieser Sache ist ein überflüssiges; mag ich nun darüber denken wie Sie, oder auch anders. Doch zurückhalten kann ich nicht, was meine Ansicht ist. Die Zeit und Sitten ändern sich, selbst Prinzessinnen lernen jetzt ihren zukünftigen Gemahl wohl kennen, und Hortensie ist keine Prinzessin, sondern das Kind eines alten Soldaten, der gewöhnt ist zu sagen, wie es ihm um's Herz ist. — Nun, es ist auch so gut,“ fuhr er fort, als

er den strengen Blick der Gräfin bemerkte, „recht gut, mögen Beide ganz glücklich werden, das ist mein einziger Wunsch.“

„Sie werden glücklich sein,“ sagte die Gräfin, „wenn Sie keine Forderungen machen, welche sich bei ihrer Stellung in der Welt nicht schicken, und nie die Schranken durchbrechen, welche eine wahrhaft noble Vereinigung im ehelichen Leben fein und scharf zu ziehen weiß; wenn sie stets die gemeine Vertraulichkeit vermeiden, welche zu leicht zu Disharmonien führt. — Was ich sage,“ fuhr sie fort, während der alte General mit großen Schritten zum Fenster ging, „ist zugleich eine Regel für Sie, meine theure Hortensie. — Verlieren Sie dieselbe nie aus den Augen, mein geliebtes Kind. — Ein Jeder muß in der Welt dem Range und der Würde nachstreben, welche ihm der Himmel verliehen hat, und sich niemals einbilden, daß er ungestraft die Sitten und Gebräuche einer andern Klasse von Wesen, und namentlich solcher, welche die Allmacht Gottes unter ihn gestellt hat, nachahmen dürfe. — Eines schickt sich nicht für Alle, sagte der Herr von Göthe, und es ist das Schönste, das er jemals gesagt hat; und so schickt es sich nicht für die Gemahlin eines Reichsgrafen, dessen Ahnen Fürstenkronen trugen, eine sogenannte Liebe zu fordern, wie das Weib eines Mannes aus der Populace. Ich spreche zu Ihnen, mein Kind, mit der Zärtlichkeit einer Mutter, der Ihr Wohl sehr am Herzen liegt, und eben darum

hoffe ich auch von Ihnen, daß Sie diese Worte nicht geringschätzen werden. — Wir, auf der Höhe des Lebens, haben diese bürgerlichen Gefühle nicht nöthig, das Herz muß bei uns nur eine sehr geringe Nebenrolle spielen, wenn wir glücklich werden wollen. Leider ist es nicht mehr so, wie in den Tagen meiner Jugend, wo diese Grundsätze noch allgemein anerkannt waren; leider haben sich auch in die höheren Stände unwürdige Sitten eingeschlichen, und die Verderbniß der Zeit ist die Folge davon gewesen. Denn, mein liebes Kind, nicht die Zeit hat die Veränderungen der Edlen hervorgebracht, wie wir dieselbe erblicken, sondern der wankelmüthige Sinn der Edlen hat die Zeit verdorben. — Wäre das ritterliche, stolze Gefühl der Ahnen allen ihren Enkeln fest und eigen geblieben, hätten sie mit unwandelbarem Willen die Satzungen und Rechte ihrer Väter aufrecht erhalten, was hätte der Pöbelhaufe wohl jemals daran zu ändern vermocht? — Die Lehren ihrer sogenannten Philosophen und Dichter wären an jenem ritterlichen Willen abgeprallt, wie die Wellen des Meeres an den Felsen zerstäuben, und noch ständen und blühten die alten Geschlechter, die festen Säulen einer besseren Zeit. — Der leichtfertige, wankelmüthige Sinn aber hat uns tiefere Wunden geschlagen, als alle Irrlehren und Verbrechen des gemeinen Haufens zusammen nicht konnten, aber leider Gottes sind viele jener Schandthaten selbst von denen ausgegangen, welche der Himmel

zum Erhalten, nicht zum Zerstören berufen hat. — Was haben aber die Verblendeten dabei gewonnen? Sie haben die schönen Vermächtnisse ihrer Väter hingeworfen, und als lästige Fesseln, als vermoderte Bande betrachtet, die man um jeden Preis vernichten müsse; und sich aus den noblen Gefühlen ritterlicher Convenienzen in die Sphären niederer Leidenschaften gestürzt. — Die Frauen so vieler Edlen leben, wie die Weiber der Zunftgenossen, mit ihren Männern nicht allein in engen Räumen zusammen, wo sie stündlich sich sehen und sprechen, sondern die niederen Angelegenheiten des Lebens mischen sich in ihre Unterhaltung, und bringen Streit, Verlegenheiten, Vertraulichkeiten aller Art, die Schwächen jedes Einzelnen zur vollen Kenntniß des Andern. — Hierdurch wird die Freiheit eines höheren Zusammenlebens gänzlich getödtet, man wird sich leicht gleichgültig, überdrüssig, beginnt sich zu hassen, und da es nun zu spät ist, eine andere Bahn einzuschlagen, so erfolgt eine unglückliche Ehe, die vielleicht sogar mit einer Scheidung endet; einer Schmach, welche bessere Zeiten nicht kannten."

„Darum, mein liebes Kind, warne ich Sie, sich niemals dem Gedanken hinzugeben, welche romanhaft jetzt in so vielen Köpfen leben, dem Gemahl eine liebende, besorgte, ihm vor allen nahe stehende Gattin zu sein. — Dies ist der Ehezweck der niederen Stände allein, welche ein Wesen nöthig haben, das an ihrem Treiben und Thun einen

thätigen und lebhaften Antheil nimmt, das von Jugend auf mit diesen Gedanken sich vertraut machen kann, und danach lebt. — Bei uns stemmt sich Geburt und Erziehung diesem Beginnen entgegen. — Wir bedürfen eines Lebensgefährten, aber keines Hausvaters, eben so wenig, wie unser Gemahl eine Hausfrau nöthig hat. Wir sind zur Repräsentation geboren, nicht zu den kleinen Sorgen des Daseins; Gott bestimmte uns zum Schlußpunkte seiner Schöpfung, nicht zu den arbeitenden Lastträgern derselben; uns ist es vorbehalten, die Angelegenheiten der niederen Welt zu ordnen, doch nicht uns damit zu vermischen. Jene niederen Leidenschaften dienen dazu, die arbeitende Menge anzuspornen, ihr ein Ideal ihres Daseins zu geben, einen Grund, nicht zu ermatten, oder irgend Glück und Hoffnung in den Ausbrüchen niederer Sinnlichkeit zu finden. Wir sind darüber erhaben, und wehe uns, wenn wir es nicht sind. Wir werden dann in das moderne Treiben hineingezogen, und verlieren den Boden, auf welchem wir uns bewegen müssen, ohne den neuen gewinnen zu können, der, wenn der sinnliche Reiz vorüber ist, uns anekelt und unglücklich macht. — Um in Gemeinschaft zu leben, muß man arbeiten und Sorge haben, muß man erzogen und gewöhnt sein an das Getriebe eines Hausstandes, den unsere Voreltern hinter sich gelassen, und uns darüber erhoben haben. Und darum sage ich nochmals, liebe Hortensie, denken Sie immer daran,

daß Sie meinem Sohne keine liebende Frau, sondern die Dame seines Hauses, seine Gemahlin, sein sollen, welche dazu bestimmt ist, die edle Gefährtin seines Lebens, aber niemals seine Lebensgefährtin zu jeder Zeit und Stunde seines Daseins vorzustellen."

„Ich schließe meine Brautrede," fuhr die stolze Frau mit einem Lächeln fort, und ergriff die Hand Hortensiens, welche sich zu ihr über den Lehnstuhl beugte, „indem ich Ihnen mein eigenes Beispiel darstelle. Ich habe meinen Gemahl, wie Sie, durch sein Bild kennen gelernt, drei Tage darauf kam er selbst, und vier und zwanzig Stunden später erfolgte unsere kirchliche Einsegnung. Ich begleitete ihn dann in die Residenz, später auf seine Güter; aber vom ersten Tage an war die Ordnung meines künftigen Lebens festgesetzt. Ich sah meinen Gemahl höchst selten eher, als bei der Tafel und in den Gesellschaften, zu welchen er mich führte, noch seltener trafen wir uns ohne Zeugen, nie erschien ich bei ihm, ohne mich anmelden zu lassen, und ich zwang ihn dadurch zu einem gleichen Verfahren; aber niemals, meine geliebte Hortensie, hat er dafür auch die zarte Gränze des reinsten Anstandes verletzt, welche ich so sorgsam zwischen uns gezogen hatte; nie hat er nach der Sitte grober Vertraulichkeit es gewagt, mich in der zweiten Person anzureden. — Hüten Sie sich davor, mein gutes Kind, hüten Sie sich ganz besonders vor dem fatalen Du. Der

Mann glaubt damit ein Recht größerer Freiheit über uns erlangt zu haben, die feinen Schranken der Convenienz sind zerbrochen, es ist der erste Schritt zu einer Annäherung, welche bald in Frechheit oder Gemeinheit übergehen kann, und selbst die Frau schüttelt dadurch das Fremde und Zurückhaltende von sich, sie wird näher zu dem Gemahl gezogen, sie verliert die Scheu, dann die Achtung, und so sinken beide von Stufe zu Stufe. Ich habe dreizehn Jahre an der Seite meines Gemahls gelebt, und bin glücklich gewesen, ganz und vollkommen glücklich, und ich wünsche Ihnen dasselbe, meine geliebte Hortensie. Mit diesem mütterlichen Wunsche schließe ich Sie in meine Arme, meine Tochter, und flehe den Segen des Himmels auf ihre Verbindung herab."

Die Stimme der hohen Frau zitterte bei diesen letzten Worten in einer Rührung, welche fast unwillkürlich auch alle Uebrigen ergriff; sie breitete die Arme aus, und küßte Hortensiens weiße Stirn, die mit überströmenden Augen sich dann auf die Hand der Gräfin niederbeugte und diese mit Küssen bedeckte.

„Meine geliebteste, gnädigste Mutter," sagte sie, „wie tröstend ist es mir, von Ihnen zu wissen, daß Sie unsere Verbindung segnen, und mich zur Tochter auf- und annehmen. — O, gewiß! ich werde Ihren gütigen und weisen Rath tief in mein Herz

prägen, und ihm nachzustreben suchen, wie ich es vermag."

In diesem Augenblick wurde die Thür rasch und stürmisch geöffnet, und mit Freude blitzenden Augen trat Graf Heinrich herein. Er erblickte seine Mutter, welche sich zu dem schönen jungen Mädchen niederbeugte, und mit einem leichten, schnellen Sprunge kniete er an ihrer Seite. — „Welche reizende Scene des Erkennens und Wiederfinens!" sagte er, und zog abwechselnd die mit Diamanten bedeckte Hand der Gräfin und die kleinen, weißen feinen Finger Hortensiens an seine Lippen. — „Meine theure Mutter, Ihr Sohn, so aufopferungsvoll, wie irgend einer der Söhne des heroischen Alterthums, kniet hier; meine süße Hortensie, holdeste, reizendste Blume aus Diana's Tempel, sehen Sie in mir den feurigsten Bräutigam unter allen Grafen der Christenheit."

„Heinrich! so wahr ich lebe, da ist er," rief der alte Komthur vom Fenster herbeieilend.

„Ja, mein Onkel, hier ist er," sagte der Graf, und warf sich in seine Arme. — „Ihr glücklicher Neffe, der alle diese Freuden und alle Seligkeiten seiner Zukunft seinem geliebten Oheim zu danken hat."

„Hier, General," rief der Komthur mit seinem Freude zitternden Basse, „hier ist Dein Schwiegersohn, mein Neffe; hier, Heinrich, hier steht Deine zukünftige Schwiegermutter. — Macht Bekannt-

schaft, macht gute Bekanntschaft, Kinder, und laßt die ersten Augenblicke nicht vergehen; glaubt mir, diese entscheiden gewöhnlich für das ganze Leben."

Diese ersten Augenblicke jedoch waren keineswegs einer so reinen, offenen Freude gewidmet, als der Komthur es wünschte. Die plötzliche Erscheinung des jungen Grafen, und mehr noch die Art, wie er sich den verschiedenen Personen darstellte, war nicht geeignet, alle Anwesende in diesem schönen Gefühle zu vereinen.

Die stolze Gräfin schüttelte den Kopf über den luftigen, leichten Anstand ihres Sohnes, der nichts von der schweren, höheren Würde eines hohen Reichsgeschlechtes hatte. Es lag in dieser zwanglosen, wilden Lustigkeit und Keckheit so viel unanständige Gemeinheit, so viel Verkennung des Werthes seiner Abstammung, so viel plebejische Vertraulichkeit, daß sie nur mit gesteigertem Unwillen in die Art und Weise seiner Unterhaltung, jene moderne, französirte Erziehung und Denkweise der Jugend erkannte, welche sie als den Grund aller Verwandlungen und Verderbnisse annahm, und deshalb auf's Aeußerste haßte.

Mit ganz anderen, und doch nicht günstigeren Empfindungen betrachtete Hortensie ihren jungen Gemahl. — Sie warf einen kalten, ernsten, fragenden Blick über seine schöne, schlanke Gestalt, über das edle Gesicht, mit den dunklen, blitzenden Augen, aus denen die ganze Gewalt seines Wollens und

Denkens schimmerte, und sie wendete sich von ihm, verstimmt bis in die innerste Tiefe ihres Herzens, denn der Stern ihrer Zukunft umhüllte sich bei seinem Anblicke. — Was er sagte, war Schmeichelei, fade, höfliche Galanterie, die mit Todeskälte durch ihre Adern drang. Es war keine Spur einer Erhebung, eines inneren Durchschauens, des wichtigen und bedeutsamen Augenblicks, der hier zwei Wesen zusammenführte, welche sich auf ewig verbinden sollten. Gott selbst war ihr gegenwärtig bei dem heiligen Gelübde ihrer ewigen Liebe und Treue in seinen Armen, und er lachte und tändelte und scherzte, wo sie den Blick zum Lenker des Schicksals über den Sternen erhoben, das ganze Herz weit aufgethan, und in Seligkeit blühend, wie das Paradies; die großen, blauen Augen umschimmert von den strömenden Quellen sehnsuchtsvoller Schmerzen, die ganze Erde vergessen hatte.

Ein eitles, sündiges Geschöpf dieser Welt stand vor ihr, versunken in Thorheit und Laster, auf den Lippen frivole Scherze, in den Augen sinnliche Lüste, in jeder Bewegung ein Anklang für die Greuel der Welt, und das ganze Herz ein Abgrund aller schnöden Freuden des verderbten Menschengeschlechts.

Auch dem alten General wollte der Schwiegersohn nicht ganz gefallen. Mit seiner schlanken, zierlichen Gestalt, seinem feinen, langgeschnittenen Gesicht, und den blendend weißen, kleinen Händen, kam er ihm vor wie ein verkleidetes Mädchen, und

sein einziger Trost war daher, daß er wenigstens groß genug sei, um nicht leicht für ein solches zartes Geschöpfchen gehalten zu werden. Weit lieber aber hätte es der General gesehen, wäre sein Tochtermann ein breitschulteriger, gewichtiger Mensch gewesen, mit braunem Gesicht und martialischem Knebelbart, würdig, die Leibschwadron der Gardeküraßiere zu führen. Mit einem leichten Seufzer über die gebrechlichen Gestaltungen des neunzehnten Jahrhunderts preßte er die Finger des jungen Menschen zwischen seine großen Hände, drückte dann seinen weißen Bart auf die weichen, feinen Lippen, und starrte dem wunderlichen, jungen Herrn nach, der mit quecksilberartiger Flüchtigkeit von Neuem den alten Oheim umarmte, und die Hand auf dessen Mund legte, als Graf Eberhart nach seiner Gewohnheit eine Strafpredigt beginnen wollte.

Denn selbst ihm, der diesen einzigen Neffen mit aller Zärtlichkeit eines kinderlosen Oheims liebte, die gewöhnlich weit heftiger selbst als elterliche Liebe ist, da ein ehe- und kinderloser Greis meist alle die unerfüllte Liebessehnsucht eines ganzen Lebens am späten Abend noch dürstig nach dem Himmelstrank auf einen Gegenstand concentrirt, selbst er war nicht mit seinem Heinrich zufrieden. — Ihn kümmerte zwar nicht die schlanke Gestalt, das dunkle, strahlende Auge, oder die Art und Weise, wie der Neffe sich in der Gesellschaft bewegte, aber er war indignirt über die Kleidertracht, welche er an ihm erblickte.

Eine Art sammetbesetzter Oberrock, der nicht bis zum Knie reichte, ein weites, hellgrau mit weißen Streifen geviertetes Beinkleid, eine Weste, an welcher sich nur zwei Knöpfe knöpfen ließen, eine emaillirte Kette, an welcher eine goldene Lorgnette baumelte, ein Hemd, so lose von einer Goldnadel zusammengehalten, daß die männlichen Brustparthieen daraus hervorgukten, Stiefeln, vorn so eckig breit als hinten, ein Hut, dessen Deckel viel weiter als der Kopf, das Haar auf diesem zu einer duftenden Tolle vereint, und vom Brenneisen gekräuselt, und um den Hals ein himmelblaues, weites Seidentuch, leicht geknüpft und von einer Brillantagraffe zusammengehalten.

Der alte Komthur wußte nicht, sollte er zuvörderst über diesen seltsamen Anzug sich ärgern, oder in ein lautes Gelächter ausbrechen. Er sah mit der größten Verachtung auf die Modegecken herab, er nannte sie die Pest der menschlichen Gesellschaft, sie waren ihm die Ursachen ganz allein, durch welche alle moderne Thorheit über die Zeit gekommen war, denn nur sie hatten den Wankelmuth, die Eitelkeit, die Gefallsucht, den Trieb nach Neuerungen aller Art, die leichte, unbeständige Sinnesart, kurz alle Laster der modernen Welt hervorgebracht; und was das Aergste war, durch ihre Hilfe war auch der alte Sinn der Verehrung für die Hochgebornen völlig in dem Spott untergegangen, welchen sie über diejenigen schleuderten, die

nicht alle Modethorheiten mitmachten. Er sah in der wandelbaren Modesucht im Allgemeinen eine Waffe des Geldes gegen den alten Adel, der, ruinirt an Vermögen, der neuen Macht weichen mußte, die vor den Augen der Welt Nagel für Nagel aus den alten Panzern und Helmen seiner Wappen riß, in den Kleiderthoren aber, in der Horde mäßiger Pflastertreter, erblickte er ein entartetes Geschlecht, das, in sofern es dem Adel angehörte, sich und seine Ahnen schändete, und jeder Brief, welchen er an seinen Neffen schrieb, enthielt wenigstens die Floskel: Werde Alles, Heinrich, bleib' und werde ein Narr, ein Taugenichts, spiele, trinke, liebe, so viel Du willst; aber thue es Deinem alten Onkel nicht an, und beschmiere Dich mit Salben und Pomaden, stecke Deinen Leib nicht in Hanswurstjacken, und denke stets daran, daß es tief unter der Würde eines wahren Edelmannes ist, durch einen neuen Kleiderschnitt, durch einen auffallenden Rock, durch einen Ring oder ein Kettchen glänzen zu wollen. — In jeder Antwort hatte sein Neffe heftig gegen die Thorheiten der Mode geeifert, und giftigen Spott darüber ausgegossen, und nun stand er vor ihm, wie ein Püppchen geschniegelt und gebügelt, und kaum konnte der Komthur sich überwinden, dem ränkevollen, jungen Menschen nicht sogleich auf die heftigste Weise sein gleißnerisches Verfahren vorzuhalten. Er begnügte sich jedoch vorläufig, ihn lachend von Oben bis Unten zu mustern, und mehr-

mals erstaunungsvoll rund um ihn herzuschreiten. Graf Heinrich aber hütete sich wohl, diesem Verfahren irgend ein Zeichen der Aufmerksamkeit zu widmen, wohl wissend, daß sein erstes Wort den Anfang zu einem unendlich heftigen und unermeßlich langen Strafpredigt geben würde.

Die meiste Gnade fand der Graf vor den Augen seiner künftigen Schwiegermutter. Die kleine, runde Frau betrachtete mit Wohlgefallen die hübsche Gestalt und die gewählte Kleidung. Frauen ist jeder Putz eine Zierde des Menschen, und allzu oft gilt ihnen das Kleid als der Mann. Diese einfache, gute, runde Frau aber, welche ihr ganzes Dasein in der Einsamkeit des Landlebens verbracht hatte, und nur vor zwanzig Jahren einmal einen Winter in der Residenz gewesen war, Erinnerungen, an welchen sie noch immer zehrte, hatte die höchsten Vorstellungen von einem Manne der feinen Welt, und eine wahre Ehrfurcht vor dem sammetbesetzten Rock, und den hellgelben Glacéhandschuhen des Grafen, die ihm so wohl standen. Dabei sah sie den schimmernden Glanz des Reichthums über ihn verbreitet; sie dachte an die hohen fürstlichen Verwandten, die vielen, vornehmen Freunde, an die ausgezeichneten Kreise, in welchen ihre Tochter bald strahlen werde, und Thränen der süßesten Freude füllten die mütterlichen Augen. Auch war der junge Graf ein schöner, geistvoller Mann, und welcher Mutter schmeichelt es nicht, einen liebenswürdigen Schwie-

gersohn zu haben? — Mütter sind in diesem Punkte größtentheils weit eitler noch selbst, als die Töchter, welche in vollen Genüssen des Besitzes auch neben den Rosen die Dornen empfinden, und hier sah die gute Frau einen viel zu feinen, witzigen, artigen, jungen Herrn, um nicht zu glauben, daß ihrem Kinde das allerglücklichste Loos der Erde zufallen müsse.

Die Einzige in diesem Kreise, welche sich völlig gleich und nicht getäuscht fühlte, war das hochgeborne Stiftsfräulein vom heiligen Grabe. Sie war in der innigsten Liebe zu ihrem Neffen alt geworden; sie hatte ihn erzogen, und das war der größte Stolz ihres Lebens. Ihre Bewunderung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten grenzte an Anbetung, und es ging ihr fast damit, wie dem ungarischen Grenadier, der am heiligen Ostertage einem Kameraden das gebräuchliche: Christ ist gestorben! zurief; und als dieser tiefsinnig darüber nachdenkend fragte, wer denn an des Gestorbenen Stelle treten sollte, ohne Anstand erwiederte: Esterhazy! — Auch sie hätte unbedenklich jede Stellung im Himmel und auf Erden kaum Heinrichs würdig gefunden; und mit stolzem Entzücken folgte ihm ihr Auge, wie er fröhlich von Einem zum Andern eilte, wie er in der glänzenden Kraft seiner Jugend und Körperschöne Alle überragte, und seiner geistigen Ueberlegenheit sich bewußt, mit seinen blitzschnellen Reden, Vergleichen und Antworten spielte, in welchen

eine, mit nichts vergleichbare Fülle von Witz, Scharfsinn, Geschmack und Geist sich entwickelte.

Die Gräfin ließ jedoch ihrer Schwester nicht Zeit zu einer allzulangen Bewunderung, sie erhob sich, und erklärte mit großer Würde, daß es nach so vieler Anstrengung der Reise wohl für Jeden erwünscht sein möge, sich in seinem Zimmer der Ruhe und Erholung hinzugeben. — „Du hast mir geschrieben, Heinrich,“ sagte sie dann, „daß Deine Einrichtungen ganz vollendet sind, und Dein ganzer zukünftiger Hausstand geordnet ist.“ —

„Allerdings, meine verehrte Mutter,“ versetzte der junge Graf lächelnd; „es ist in der Hauptsache Alles geschehen. Eine große und glänzende Wohnung ist bereit, allein im Augenblicke sieht es noch ziemlich wüste darin aus. Die Mobilien stehen ungeordnet umher, Gardinen und Vorhänge fehlen noch, kurz, es mangelt noch hier und dort, sowohl am Guten als am Schönen, und einige Tage werden noch immer nöthig sein, um Alles zu schaffen und zu ordnen, wie es sein muß.“

Die Gräfin sah lächelnd auf ihre Schwester. — „Da siehst Du, meine theure Sidonie, wie es geht, wenn man einem jungen Herrn dergleichen Dinge überläßt. — Wo ist denn diese Wohnung?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte das Fräulein.

Die Gräfin trat erstaunt einen Schritt zurück. „Es scheint hier zuzugehen,“ sagte sie, „wie in irgend einem Lustspiele, wo eine Familie drei Landhäuser zu haben

glaubt, und zuletzt doch nicht weiß, wo sie bleiben soll. Ich bat Dich doch, liebe Sidonie, alle Sorgen zu übernehmen."

„Klage ihn an," versetzte das Fräulein, und wies auf ihren schelmisch lachenden Neffen; „er wollte durchaus Alles selbst besorgen, und schmeichelte mir das Versprechen ab, mich um nichts zu bekümmern, ja nicht einmal zu fragen, wo und wie er sein Haus einrichten würde."

„Welche Thorheit, Heinrich!" rief die Gräfin. „Wo ist Deine Wohnung?"

„Auf der großen Promenade," versetzte dieser. Eine schöne, große, höchst passende und geschmackvolle Wohnung. Nur drei Tage, und Alles ist in voller Ordnung."

Die Gräfin warf einen langen und scharfen Blick durch den Salon, nach beiden Seiten der Zimmerreihe. — „Und während dessen kann Sidoniens Wohnung uns wohl sämmtlich aufnehmen."

„Gewiß von Herzen gern," sagte das Fräulein, „so gut, als ich es nur vermag. Sogleich will ich alle Einrichtungen treffen lassen."

Sie wollte gehen, als Hortensie sie aufhielt. — „Das können und werden wir nimmermehr gestatten," sagte sie. „Ihre Wohnung ist nicht für drei Familien eingerichtet, und weit eher können wir ein öffentliches Hotel beziehen. Allein jene gemiethete Wohnung ist ja nur in Unordnung, und bin ich nicht eigentlich berechtigt, dort mit zu wirken und

zu schaffen? Ich bitte den Herrn Grafen daher, uns dorthin zu führen, und die Sorgen des Ordnens in meine Hände niederzulegen."

Hortensiens Anerbieten war entschieden. Es wurde beschlossen, daß Graf Heinrich sogleich die nöthigen Anstalten treffen solle, um seiner Braut und deren Eltern für heut noch einige Zimmer einzuräumen, und daß dann die junge Dame selbst eine ordnende Hand walten lassen möge.

Der Graf schien mit diesem Verfahren vollkommen einverstanden zu sein, und nur, indem er die weiße Hand Hortensiens an seine Lippen zog, flüsterte er ihr die Bemerkung zu, daß er die Mühe bedauere, welche sie in ihr ganz neuen und fremden Verhältnissen unfehlbar haben würde.

„Der Mensch," sagte sie lächelnd und leise, „ist zur Sorge und Mühe geboren, und Mühen, wie diese, denen ich mich zu unterziehen gedenke, sind die süßesten für mein Herz. Ich bin nicht daran gewöhnt, Herr Graf, die Hände in den Schooß zu legen; mein Vater trieb uns stets Alle zur Arbeit an, und auf dem Lande lernt man recht vom Grund aus, daß Jeder arbeiten soll, der Gutsherr wie der Knecht, das Fräulein wie die Dienerin."

„Ich weiß ganz das Glück und den Segen einer ordnenden und wirthschaftlichen Häuslichkeit zu schätzen," sagte der Graf mit einem ironischen Zucken seiner Lippen, „allein ich bedauere dabei, wie

wenig Sie Gelegenheit haben werden, diese schönen Talente zu üben."

„Diese Gelegenheit wird stets vorhanden sein," versetzte sie, „wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen, als den gewohnten; und darum will ich schon morgen beginnen. O! ich denke es mir wunderschön Alles zu ordnen, jedes einzelne Stück zu stellen, wie es sein soll, jede Symmetrie herauszufinden, und jedes Plätzchen zweckmäßig zu benutzen."

Der Graf machte ihr eine tiefe Verbeugung. „Wir haben zwar gewöhnlich für diese Geschäfte Tapeziere und Decorateur," sagte er, „indeß wird mir gewiß Alles weit besser gefallen, wenn ich weiß, daß Sie es so ordneten und wünschten."

„Nun geschwind," sagte Sidonie, und trat zu den Beiden in die Fensternische; „Deine Mutter geht, sage ihr Lebewohl und entferne Dich. Um drei Uhr wird gegessen, und Du bist natürlich geladen, und dann sollst Du uns Alle nach der neuen Wohnung führen. Es ist ein Uhr jetzt, Du hast zwei volle Stunden noch."

5.

Hortensie warf dem Scheidenden einen ernsten Blick nach, und setzte sich nachdenkend auf den Sessel des Stiftsfräuleins am Fenster nieder. — „Ich

glaube," sagte sie leise für sich, „daß ich einen tiefen Blick in das Herz meines Bestimmten gethan habe; doch es ist ein Blick, der mich schaudern macht. — O, gütiger Gott! wie stehe ich hier an einem finsteren Scheidewege, und welche Straße soll ich einschlagen? — Wäre doch Fernheim hier, er würde mit seiner höheren Menschenkenntniß mir gewiß sogleich den richtigen Weg zeigen." — Sie versank in ein stilles Nachsinnen. Der Salon war leer. Alle hatten Sidonien begleitet, welche ihre Gäste in Zimmer führte, wo diese der Ruhe pflegen sollten, und das Fräulein hatte Zeit, in dem stillen, großen Saale alle Scenen dieser ersten Begrüßung nochmals zu durchdenken. — „Herzensgüte mag er haben," sagte sie endlich, „ja er scheint keineswegs einer jener kalten Menschen der Vernunft zu sein, vor welchen mich Fernheim vorzüglich warnte, und in diesem Falle mir es gleichsam zur Pflicht machte, jede Verbindung auszuschlagen; nein, er scheint Gefühl und warme Regungen zu besitzen, aber sein Herz ist verstockt, untergegangen ist darin das Bessere; die Welt, die Frivolität, die ganze sündige Lust, und ach! der ganze Leichtsinn einer ungläubigen, frevelvollen Zeit, hat darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen. — Leichtsinnig ist er bis zum Extrem, und es wird der Beschämungen, der Strafen mancher bedürfen, um ihn zu bessern. Ich beginne heut, ja ich beginne in diesem Augenblicke, und ich treffe auf einen verhärteten Sünder. — Er hat keine Woh-

nung für uns," sagte sie leise, „ich sah es an dem plötzlichen, gewaltsamen Lächeln, an der Unruhe, welche bei meinen Vorschlägen sich auf einen Augenblick in seinen Zügen malte; dann freilich verschwand Alles in einem Strome von Sorglosigkeit, der ihm wahrscheinlich die Mittel vorhielt, uns zu täuschen. — Und einem solchen Manne," sagte sie langsam, „soll ich meine Zukunft anvertrauen; einem solchen soll ich angehören, dessen ganzes Wesen Schein, dessen Leben eine Kette von Täuschungen, dessen Treiben Trug und Lüge ist? — O, Hortensie! bedenke es wohl!" — Sie stützte das Köpfchen in die Hand, und blieb mehrere Minuten in dieser Stellung; plötzlich aber richtete sie sich auf, und faltete die Hände, während eine schnelle Freude in ihren Augen blitzte. — „Nein!" rief sie lauter, „es ist kein Opfer! Eine innere Stimme sprach zu mir, als er die Thür aufstieß, und zu den Füßen seiner Mutter an meine Seite niedersank. Ich fühlte eine Unruhe, einen Schmerz, und doch eine sehnsüchtige Lust plötzlich durch meine Adern rollen, ich zitterte vor seinen glühenden Blicken, Abscheu bemächtigte sich meiner, sein herzloser, kalter Scherz, sein übermüthiger Spott schnitten schmerzhaft durch meine Seele, und doch hätte ich ihm gern beide Hände reichen, gern ihn an mein Herz ziehen mögen. — Was ist das, Hortensie, wenn es nicht der Wille des Himmels ist, ihn durch dich zu einem besseren Sein zu führen? — Ja, das will ich, ich will es mit allen Kräften mei-

ner Seele; ich will ihn umschlingen, wie die Rebe den Oelbaum, ich will ihn zwingen von Pfaden zu weichen, die in den Abgrund leiten, ich will versuchen, was ein Herz vermag, das von Glauben, Hoffnung und Liebe begeistert ist. — Liebe?" sagte sie leise, „o! wie thöricht, Hortensie, wie entsetzlich, wie soll ich den wohl lieben, der so verstrickt in allen Sünden ist! Nein, es ist Mitleid, Erbarmen mit dem Unglücklichen, den ich retten will, und soll mein Leben auch verbluten." — Sie wandte den Blick auf die Straße hinab, und er traf den Grafen, der eilig aus seinem Hause getreten war, und das Trottoir hinabstrich. Lächelnd grüßend zog er den Hut, und eine dunkle Röthe trat auf Hortensiens Wangen. — „Er geht," sagte sie, „er will seinen Leichtsinn verbergen, uns täuschen. O guter Gott! laß es ihm nicht gelingen, laß ihn beschämt bekennen müssen, daß er Unrecht gethan, und ich will es als ein Zeichen betrachten, daß du mit mir im Bunde bist." — Sie sah der flüchtigen Gestalt lange nach, und erst als der Graf an der nächsten Straße verschwand, folgte sie dem Rufe ihrer Mutter, welche so eben an der Thür erschien, und sie einlud, mit ihr gemeinsam ihre Toilette zu ordnen.

Der junge Graf war in der That in nicht geringer Verlegenheit, und seine Braut hatte einen tiefen Blick in ihn gethan, daß sie auf der Stelle ihn durchschaute.

„Da haben wir die Geschichte, Franz!" rief er,

und warf den Hut auf den Tisch, als er in sein Zimmer trat. „Nun sind sie Alle uns über den Hals gekommen, sie wollen heute noch in die Wohnung ziehen, und ich habe diese ja noch immer nicht gemiethet. Aber Du bist allein daran Schuld.“

„Ich, Herr Graf?“ sagte Franz beleidigt. „Ich bitte um Verzeihung, ich habe alle Tage daran erinnert.“

„Meinetwegen,“ rief der Graf ärgerlich, „so habe ich's vergessen. — Lauf und miethe und besorge, was Du kannst. Um vier Uhr müssen die Zimmer eingerichtet sein.“

„Da möchte ich zu thun bekommen,“ erwiederte der Diener. „Die Wohnung ist seit gestern vom französischen Gesandten gemiethet, und sogleich in Beschlag genommen worden.“

„Zum Teufel! woher weißt Du das?“ rief der Graf zornig.

„Mein gnädiger Herr,“ sagte Franz, „ich dachte mir gleich, daß es kommen würde, wie es gekommen ist; und kaum waren Sie daher zur gnädigen Tante hinüber, so lief ich, was ich konnte, um zu miethen, aber ich kam leider zu spät.“

„Aber zum Henker! was fangen wir an? Ich habe gesagt, daß ich eine Wohnung habe, ich habe versprochen, meine Braut und deren Eltern hin zu führen. Ich kann, ich darf nicht zum Lügner werden.“

„Haben Sie denn die Wohnung genau bezeich-

net?" fragte Franz pfiffig. — Der Graf schüttelte den Kopf. — „Nun sehen Euer Gnaden, so suche ich eine andere, mag sie sein, wo sie will, wie sie will, die erste die beste."

„Ja," rief Graf Heinrich, „lauf, was Du kannst, Franz, schaffe eine Wohnung, sie koste, was sie wolle, aber sie muß auf der Promenade sein."

„Auf der Promenade?" sagte Franz, „das geht nicht, mein gnädiger Herr, und wenn Sie die Wohnung mit Geld aufwiegen wollen, es ist nicht möglich."

„Es muß möglich sein, es soll möglich sein!" rief der Graf. „Zwanzig Louisd'or sind für Dich zu verdienen, Franz."

„Euer Gnaden wissen, daß ich gewiß suchen würde, das schöne Geld, das ich so höchst nöthig brauche, zu verdienen, aber es geht nicht," rief Franz mit einem Seufzer. „Ich bin schon hinterher gewesen, Euer Gnaden, auch ohne die Aussicht auf Gewinn; ich habe alle Zettel recognoscirt, ich habe hier und dort gefragt, ich bin auf beiden Seiten langsam hinuntergegangen, und habe gesehen, ob nicht irgendwo Gardinen und Vorhänge fehlen, ein Zeichen, daß etwas leer steht. Aber, Gott bewahre, Alles voll und besetzt, blos die schöne Wohnung, die noch vorgestern so gut wie uns gehörte, da machten sie eben rothseidene, grünseidene, gelbseidene Gardinen an, so recht mir zum Possen und Aerger."

„Ich werde selbst gehen, selbst sehen," rief der Graf; „sieh Du auch, bemühe Dich, lauf, meine ganze Ruhe hängt daran."

„Ich werde mich hüten," sagte Franz, als der Graf die Thür zuschlug. „Ich habe gerade genug gesehen, um zu wissen, daß es nichts damit ist. Laß ihn nur laufen, er wird schon finden, daß ich Wahrheit sagte, und während dessen kann ich im Irrthum wandeln, und indem ich fest glaube, dazu vollkommen berechtigt zu sein, mich hier bequem auf das Sopha strecken, und diese Flasche guten, alten Wein sammt den schönen Resten des Frühstücks verschwinden lassen."

Während Franz seinen Vorsatz ausführte, lief sein junger Herr im größten Eifer die Promenade auf und ab, und untersuchte jeden Miethszettel, allein er fand bald, daß Franz völlig Recht habe, und verwünschte seinen seltsamen Einfall, selbst sich um seine Einrichtung zu kümmern, der ihm jetzt als eine große Albernheit erschien. — Damals hatte er es sich außerordentlich schön gedacht, Alles geheimnißvoll zu schaffen und zu ordnen, und erst im letzten Augenblicke seine erstaunte Familie in eine reichgeschmückte, schöne, große Wohnung zu führen. In den ersten acht Tagen waren diese Gedanken Gegenstände seiner lebhaftesten Träume gewesen, und er hatte sich diese auf die reizendste und verschiedenste Weise ausgemalt; denn Graf Heinrich gehörte zu den sanguinischen Wesen, welche gern in ihren Träu-

men weilen, und diese oft so schön finden, daß es ihnen leid thut, sie durch das Leben und Treiben der Wirklichkeit zu zerstören. Nachdem acht Tage vorüber waren, und der Graf alle die reichen Möbelmagazine durchwandert und vorläufig einzelne vorzügliche Stücke auserwählt, nachdem er hundert Mal in seinen Gedanken Alles geordnet hatte, bis auf die Farben und Stoffe der Gardinen, ließ er das Ganze wieder fallen; denn Josephine verdrängte bald jeden andern seiner Träume. Wie konnte sich auch sein Gedächtniß mit den kalten, hölzernen und metallenen Formen todter Gegenstände befassen, da die reizendsten und lebensvollsten sich täglich in seinen Armen wiegten? In wenigen Wochen vernachlässigte er alle seine kleinen Geschäfte, seine Freunde, die Gesellschaft und selbst seine Tante; was Wunder also, daß er niemals Zeit fand, an seine Wohnung und Einrichtung zu denken, und von Tag zu Tag die Mahnungen seines Dieners hinausschob.

Mit wahrer Angst dachte er jetzt daran, als ein Lügner und Leichtsinniger vor Hortensien treten zu müssen, und er verwünschte seine Thorheit, noch am Morgen nicht lachend seine Schuld bekannt, und wie ein Weltmann ironisch zergliedert zu haben, sondern mit dem größten Ernste Zusicherungen zu ertheilen, die er nun nicht zu halten vermochte. — Der strenge würdevolle Ernst seiner Mutter könnte ihm diesen Leichtsinn so leicht nicht vergeben; des alten Oheims Polterei fürchtete er zwar nicht, allein

sie war ihm verdrüßlich; der General dagegen hatte Ursache, von seinem Schwiegersohne schlimme Meinungen zu hegen; die schlimmste aber, Hortensie, und er wußte selbst nicht ganz, warum ihm dieser Gedanke gerade ein wahrhaft unerträglicher war. — Er überlegte den Eindruck, welchen Hortensie beim ersten Blicke auf sein Herz gemacht habe, und fand, daß seine Gedanken und Träume ihn vollständig belogen hatten. Diese, wie jene, hatten ihm ein junges, naives Landmädchen vorgespiegelt, unbekannt mit der ganzen Welt und allen deren Verhältnissen, unbeholfen in ihrer Blödigkeit, leicht zu regieren, und noch leichter zu beherrschen. Er hatte geglaubt, ein junges Geschöpfchen zu finden, das zu ihm, dem Weltmanne, voll Feinheit und Anstand, wie zu einem Ideale emporblicke, und mit aller Fügsamkeit eines jungen, unbefangenen Blutes, sich leicht in seine Lehren schmiegen, und nach seinen Wünschen und Anleitungen sich bilden werde, und selbst die Nachricht und das Urtheil des jungen Gelehrten hatten diese Meinung nicht erschüttert. Höchstens, dachte er, hat ein unnützer, alberner Landpastor dem armen Kinde seine transcendentale Gottseligkeit aufgeschwatzt, was ihm leicht wurde, da sie die Welt nie sah, und in jedem Johanniswürmchen einen schwärmenden Cherubin, in jeder Nachtigall einen vagabondirenden Engel zu erblicken meint. — Hortensie muß nothwendig eine sentimentale Schwärmerin sein, schon der Name ist dazu eingerichtet, allein die gefühlvol-

len, heißblütigen Träume werden schon vergehen, wenn sie hier im Getümmel der großen Welt ein Jahr erst umgeformt wurde, und zwar umgeformt, von Außen und Innen. Von Außen durch Schneider und Putzhändler, und von Innen durch Lehre und Belehrung; endlich aber denkt auch eine Frau ganz anders, als ein Mädchen, deren unbestimmte, dunkle Sehnsucht nach dem Paradiese oft zu den gewaltsamsten und abnormsten Abwegen leitet. — So hoffte er fest auf die Bekehrung eines Wesens, welches nun plötzlich als ein ganz anderes vor ihn trat, und mit einem Blicke aus den großen, kühnen Augen alle seine Einbildungen über den Haufen warf. — Denn nicht ein sentimentales, blödes Landmädchen im selbstgewebten Kleide, mit rothen, gesunden Wangen und hängenden Locken stand vor ihm; eine edle Erscheinung von den plastisch erhabensten Formen war es, mit der Hoheit und Ruhe in jeder Miene, welche nur die volle Reife und Sicherheit eines durchdringenden Verstandes zu geben vermag. — Der Graf fühlte sich lebhaft angezogen von der bescheidenen Würde, und jener stillen Harmonie des Aeußern und Innern, welche sich zuweilen so bezeichnend kund gibt, und jedem äußern Zuge, jeder Bewegung und jedem Worte das Gepräge des Menschen aufzudrücken scheint; allein unwillkürlich drängte sich ihm auch die Ueberzeugung auf, daß, welches auch Hortensiens Meinungen sein möchten, es nicht leicht sein würde, irgend etwas

daran zu verrücken. Er fühlte lebhaft, daß ein harter Kampf ihm bevorstehe, daß ihre Gesinnungen keineswegs die seinigen seien, und dies große, blaue Auge, mit seinem festen, starren Blicke, wohl auch zürnend aufflammen, oder wenigstens in unzerbrechlicher Härte ihn anblicken könne. —

So kam es denn, nach des Grafen Meinung darauf an, diesem stolzen und sicheren Wesen eben so sicher entgegen zu treten, und ihm zu beweisen, daß der flatterhafte Ton dem Weltmanne und der Mode gehöre, ein fester Kern des Lebens aber unter dieser Hülle schlummere; der charakterfest und sicher, Vertrauen und Hingebung fordere, und dieselbe verdiene.

Darum also war es ihm doppelt unerträglich mit der Beschämung, gleich zum Anfange eine Lüge, sei diese auch noch so gleichgültig, noch so unbedeutend, gesagt zu haben, vor sie zu treten. Er fürchtete den strengen Blick, der bis auf den Grund seiner Seele zu dringen schien, es kam ihm vor, als hätte derselbe mit einem ungläubigen Ausdrucke auf ihm geruht, und um jeden Preis der Welt hätte er diese Vermuthung tödten mögen. —

Gerade als er am lebhaftesten daran dachte, fiiel ihm an einem schönen Hause ein weißleuchtender Miethszettel in die Augen, der in gewisser magischer Kraft ihn einzuladen schien, hier nähere Nachfrage anzustellen. Schnell trat Graf Heinrich in das Haus, als so eben ein freundliches, kleines

Mädchen bei ihm vorüber rannte. „Hier ist eine Wohnung zu vermiethen, mein liebes Kind," sagte er freundlich, und hielt das schöne zehnjährige Kind am Arme fest. „Ei freilich," sagte das Mädchen, und warf die zwei langen, blonden, mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe über ihre Schultern. „Eine reiche, schöne Wohnung, mein Herr, der liebe Vater hat ja den Zettel heraushängen lassen."

„Und wo ist dieser liebe Vater zu sprechen?" fragte der Graf lachend.

„Er ist nicht zu Hause," rief die Kleine; „aber Schwester Anna, die ist dort im Zimmer. Sie können hineingehen, ich habe die Thür aufgelassen."

Der Graf trat die Stufen hinauf, öffnete die angelehnte Thür eines Corridors, und erblickte rechts und links die Eingänge mehrerer Zimmer, im Hintergrunde aber eine Thür mit großen Glasscheiben, von woher das Geräusch von Sprechenden erschallte.

Langsam ging er darauf zu, allein plötzlich blieb er stehen, denn die Stimme, welche in diesem Augenblicke redete, war ihm bekannt, und seltsamer Weise glaubte er seinen eigenen Namen zu hören. Er bog sich seitwärts in den Schatten der Mauer; plötzlich überblickte er das Zimmer und erkannte Roden, der mit einem jungen, schönen Mädchen ein lebhaftes Gespräch führte.

Beide saßen auf einem Sopha, der schräg über der Glasthür eine Tapetenwand des kleinen Ge-

maches einnahm; Roden hatte den Arm auf die Lehne des Polsters gestützt, und die Hand nachlässig auf die weiße Schulter der jungen Dame gelegt, seine Rechte aber ruhte in der Ihren, fest verschlungen in einer zärtlichen Durchzitterung der Finger, und in den Augen des vertrauten Paares glaubte der Graf ein heftiges, stürmisches Liebesfeuer zu erblicken.

Er wußte nicht, was er selbst dabei beginnen sollte. Stehen bleiben, das Pärchen behorchen, und vernehmen, welche Rolle sein geheimnißvoller Freund hier spiele; hineinbrechen, sie aufschrecken, und sich an ihrer Verlegenheit weiden, oder leise davon schleichen, und mit dem, was er gesehen, sich begnügen. Allein das Letzte war nicht möglich, denn er mußte seiner selbst wegen bleiben, zu dem Andern blieb immer noch Zeit genug. Das Erste also, so verächtlich an sich, blieb immer noch das Beste. Der Zufall hatte ihn zum Vertrauten gemacht, und das Gespräch selbst war ihm zu interessant, um nicht so viel als möglich davon zu hören.

„Du kennst ihn also schon lange?“ sagte das junge Mädchen zu dem Baron.

„Seine Bekanntschaft wird mir unvergeßlich bleiben,“ versetzte dieser und küßte ihre Hand, „denn gerade an demselben Tage sah ich Dich zum ersten Male.“

„Also vor zwei Jahren. Ist er hübsch?“

„O ja, was man so hübsch nennt, oder was

Frauen gewöhnlich interessant genug zur Beachtung finden."

„Wie sieht er aus, beschreib ihn mir," sagte das junge Mädchen, und lehnte sich zurück in den Arm ihres Geliebten, indem sie die Augen schloß.

„Er ist groß und schlank, mit einem länglich feinen Gesicht, das einen gewissen Zug von Schwäche um Mund und Nase trägt; aber sein Auge zeugt von Feuer und Mannheit, dunkle Locken fallen über eine weiße, hohe Stirn, und er hat so feine und zierliche Hände und Füße, daß einer eitlen Dame damit gedient sein würde."

„Du malst recht angenehm," sagte das schöne Mädchen, und deckte die Hand über die Augen.

„Dabei trägt er sich sehr fein und elegant, stets nach der neuesten Mode, duftet nach Wohlgerüchen, um mit Heißsporn zu sprechen, wie eine Modenhändlerin, und ist in Wort und Blick, in Tracht und Anstand ein völlig fashionabler Gentleman, ohne jedoch gerade die kleinen Malicen des petit-maître abgelegt zu haben, und ein vornehmer Mann zu sein."

„Das heißt," sagte sie, „ein vornehmer Mann nach Göthe. Kalt und abgeschliffen, unangreifbar und unverwundbar, ein Diplomat des Lebens. Doch das kann er nicht sein, dazu ist er zu jung. Der alte Göthe faselte viel, und so hat er auch seinen vornehmen Mann aus seinem kalten Marmorherzen mit der ganzen ihm eigenen Herzlosigkeit herausge-

holt; allein man kann auch wahrhaft vornehm sein, und doch einen warmfühlenden, empfindsamen Thermometer mit sich über die Erde tragen. — Sage mir, was Du von dem innern Grafen denkst; mit dem äußern sind wir fertig."

„Dieser innere Graf," versetzte Roden lachend, „ist ein sehr seltsames Gemisch von Gutherzigkeit, Albernheit, Oberflächlichkeit, Leichtsinn, Hochmuth, Anmaßung und geistiger Kurzsichtigkeit, während er doch wieder auch gerade die entgegengesetzten Eigenschaften besitzt, und tieffühlend, feurig empfindend, ein Mann von vielen Anlagen und Wissen, freisinnig, edelherzig, brillirend in der Gesellschaft durch Verstand und Witz, und voll philosophischer Träume und Gedanken über Welt und Zukunft ist."

„Also ein Kind des Blutes," sagte die junge Dame. „O! ich sehe ihn, ganz wie er ist, mit allen seinen Fehlern und Schwächen, und allen seinen liebenswürdigen Eigenschaften."

„Diese, meine theure Anna," sagte Roden lächelnd, „können Manchem gefährlich werden, und seine Augen und die weißen, schönen Zähne, sind wahrhaft verführerisch. Es ist Schade, daß ein Mann, wie dieser Graf, noch so tief in der Narrenjacke steckt, und in der Schellenkappe sich so wohlgefällt."

„Teufel!" murmelte der Graf in der finsteren Ecke, und stemmte den Fuß gewaltsam auf den Boden. „Das sollst Du mir büßen."

„Ich sehe diesen jungen, zierlichen Taugenichts leibhaftig vor mir stehen," sagte Anna, und schlug die Augen wieder auf. „Du hast ihn mir ganz gezeichnet, solche Charaktere sind nicht selten. Heirathet er denn nicht?"

„Er heirathet," sagte der Baron, „und zwar eine junge Schwärmerin, voll Andacht und Mysticismus, und das thut mir um Beide leid."

„Leid, weshalb?" sagte die junge Person, „laß ihn doch immerhin, Sie mag ihn bekehren, und dann können sie zusammen beten und vom heiligen Geist träumen."

„Entweder er geht unter in den Leidenschaften, die ihn zerreißen, in den Qualen einer unglücklichen Ehe," sagte der Baron, „oder Du hast Recht, und er wird bekehrt, zahm gemacht, die Flügel werden dem Schmetterlinge abgeschnitten, und er wird begraben, ehe er stirbt."

„Geschieht ihm dies wirklich," versetzte die junge Dame, „so war er nichts Besseres werth. Laß ihn sterben und begraben werden, seines Gleichen sind genug auf der Erde."

„Nein," erwiederte der Baron, „ich möchte ihn gern erhalten. Ein Mann, wie er, ist unseren Zwecken nützlich, und wenn es möglich ist, soll er nicht untergehen, wenigstens nicht, wie ein gewöhnlicher, gemeiner Mensch. Soll er untergehen, muß er untergehen, so mag er sterben, wie ein Mann, und durch seinen Tod sein Leben heiligen."

„Was hast Du mit ihm vor, Lieber? Sage es mir!“ rief das Mädchen.

Roden saß im tiefen Nachsinnen, die Arme über die Brust gekreuzt.

„Ich werde ihn herführen zu Dir,“ sagte er dann. „Er soll Deine Bekanntschaft machen.“

„Wir werden uns schlecht gefallen,“ versetzte Anna lächelnd. „Ich liebe die süßen Reden nicht, er schwerlich meine Derbheit.“

„Er ist ein Fantast, und gefallsüchtig,“ sagte Roden; „er wird durch Deine Sprödigkeit, durch Deine freie Unart angezogen werden. Diese jungen Roués hören die Wahrheit aus dem Munde einer jungen, schönen Dame recht gern, denn in ihrer Langenweile, in der Plattheit ihres Lebens voll Uebersättigung ist so etwas reizend und pikant. — Er wird sich in Dich verlieben, und Du mußt mir schon den Gefallen thun, ihn glauben zu machen, daß es Dir mit ihm eben so gehe.“

„Das werde ich nicht,“ sagte sie erzürnt. „Muthe mir nichts zu, was mir nicht ansteht.“

„Meine theure Anna,“ versetzte Roden, „Du wirst nicht glauben, daß ich Dir irgend etwas zumuthe, was Dir nicht anstehen könnte. — Sieh mich an, mein geliebtes Kind, kannst Du glauben, daß in meinem Herzen ein solcher Gedanke erwachsen könnte? Was ist mir theurer auf Erden als Du; was könnte ich höher schätzen als Deine Liebe? — Zwinge Dich nicht gegen den Grafen, gieb Dich,

wie Du bist, ganz wie Du bist, und es wird schon Alles kommen, wie es soll. — Ich verlasse Dich jetzt, mein treues Herz, allein Nachmittag komme ich wieder, und sobald es geht, bringe ich den Grafen mit mir.“

„Soll ich dem Vater etwas davon sagen?“ fragte Anna.

„Nichts,“ versetzte Roden, „kein Wort, was ich Dir sagte, bleibt ganz unter uns; kein Dritter darf von unseren Plänen wissen. — So lebe wohl, Silvio,“ sagte das junge Mädchen, und warf sich mit Leidenschaft in seine Arme. „O! wann wird der Tag kommen, wo Du mich nie mehr verlässest? Wann, wann, mein theurer Freund?“

„Alles kommt und geht,“ sagte Roden, und drückte den schönen Kopf fest an seine Brust, indem er sein Gesicht an ihre glänzenden Flechten legte; „und auch jene Stunde wird erscheinen, welche Du so sehr herbeisehnst. Aber glaubst Du dann glücklicher zu sein, Anna?

„Ich und Du, wir Beide werden dann glücklicher sein,“ erwiederte sie freundlich. „Sage mir nichts, ich glaube fest daran, fest wie an Dich, mein geliebter Silvio. Dein ewig durstiges Herz wird dann an meiner Brust den Friedenstrank der Ruhe trinken, Du wirst dann endlich finden, daß der Mensch doch ein Plätzchen auf der weiten Erde lieb gewinnen kann, und unter Deinen Bäumen, unter Deinen Blumen, und unter Menschen, die nur in

Dir ihr Leben, ihren Himmel, ihren Gott erblicken, wirst Du glücklich werden, in Liebe und Freude."

Roden deckte die Hand über seine Augen. — „Es ist ein göttlich schöner Traum," sagte er mit zitternder Stimme, „und ich träume ihn so gern. Aber jeder Mensch muß seinem Schicksale folgen, und das meine zeigt mir keine Oase des Friedens. Fort also mit jener Schwärmerei, ich muß erfüllen, was ich gelobt, ich muß meinen heiligen Schwüren nachkommen, und kann kein Leben führen unter Blumen und Bäumen."

„So wird der Tag nie kommen, wo Du beginnst für Dich zu leben?" sagte das junge Mädchen bleich und leise.

„Er muß kommen," versetzte Roden, „und Du weißt, daß er kommen muß; ob spät, ob früh, wer kann das bestimmen. Allein dann, mein Kind, ist mein Entschluß gefaßt."

„Und welcher ist Dein Entschluß?" sagte sie kaum hörbar.

„Glücklich zu sein in Deinen Armen!" rief er, und umschlang das reizende Wesen, das stumm an seinem Herzen ruhte.

„Und nun, meine Anna, lebe wohl; es ist die höchste Zeit, daß ich gehe. Der Vater muß gleich von der Akademie kommen."

Er ergriff den Hut, und leise schlich der Graf aus seinem Versteck durch den Corridor, öffnete dessen angelehnte Thür, und stand wenig Augenblicke

darauf auf der Straße. — Was er gehört hatte, war so wunderbar, so verworren, so ohne inneren Zusammenhang, er konnte so wenig eine bestimmte Deutung in Rodens Pläne mit ihm selbst, wie in dem ganzen Treiben dieses sonderbaren Menschen finden, und seine eigenen Vermuthungen verwirrten sich so unendlich, daß es unmöglich war, einen einzigen festen Punkt darin zu ermitteln. — War er ein Abenteurer, so war er doch ein kühner, außerordentlicher Mensch, der mit kecker Hand in das Leben der ersten, höchsten Kreise griff; war er ein gewissenloser Verführer, so wußte er seine Opfer mit teufelischer Kunst zu umstricken; war er ein Bösewicht, so war er ein großartiger, der mit Geist, Geschick, Kenntnissen, Reichthum und Macht seine gefährlichen Pläne verfolgte. — Und warum mischte er sich in sein Leben, welche Absichten hatte er mit ihm? Sein Stolz empörte sich bei dem Gedanken, in der Hand dieses Mannes ein Werkzeug unbekannter Verhältnisse zu sein, die Urtheile, welche er über sich hörte, waren tief verletzend, denn er, der auf der Höhe des Lebens zu stehen glaubte, sah sich als einen gewöhnlichen Menschen betrachtet, als einen jungen Fant, der leicht in die Netze zu bringen war, die ihm durch ein junges Mädchen gestrickt wurden. — „Er soll sich verrechnet haben, der Nichtswürdige,“ rief er zähneknirschend, „ich will ihm zeigen, daß ich ihn, wenigstens hier, durchschaue; ich will offen mit ihm reden, er soll mir gestehen, was er

will, er soll mir seine Anschläge, seine ganzen Geheimnisse beichten, oder ich werde ihn dazu zwingen." — Plötzlich aber bedachte er wieder, daß er eigentlich gar nichts wisse. — Unmöglich konnte er Roden gestehen, daß er sein vertrautes Gespräch behorcht habe, und selbst, wenn er das that, wie leicht mußte es dem gewandten Baron werden, das Ganze zu bemänteln, einen Scherz daraus zu machen, oder Folgerungen zu ziehen, deren Nachtheil auf ihn selbst zurückfallen. Weit besser war es zu schweigen, zu sehen, wohin diese Absichten führten, Vorstellung mit Vorstellung zu bezahlen, den Zufall zu benutzen, der die Intrigue ihm verrieth; ihre Faden zu verfolgen, den Betrüger zu überlisten, zu beschämen, und dann Rechenschaft von ihm zu fordern.

Der Graf war langsam während dieser Ueberlegung das Trottoir hinabgegangen, und wendete sich jetzt, entschlossen, Roden zu erwarten, als dieser dicht vor ihm stand.

„Wie," sagte der Baron lächelnd, „statt in den Armen der Liebe finde ich Sie hier, langsam die Granitplatten messend, als wollten Sie diese Zoll um Zoll mit den Augen herausheben."

„Mein Freund," sagte der Graf, „Sie sehen einen Menschen vor sich, der gern selbst eine Granitplatte würde, oder eine glänzende Wohnung."

„Eitler Wunsch," rief der Baron, „sind Sie nicht, was Sie zu sein wünschen, die glänzende Wohnung eines schönen Geistes!"

„Spotten Sie nicht, Roden; hören Sie, helfen Sie.“ — Er erzählte ihm kurz seine ganze Verlegenheit.

„Ich begreife,“ sagte der Baron. „Sie dürfen mit diesem Anstrich leichtsinniger Poltronerie bei Ihrer Braut nicht debutiren.“

„Was soll ich aber beginnen?“ rief der Graf. „Ich bin in wahrer Verzweiflung.“

„Lassen Sie sehen,“ erwiederte Roden. „Sagten Sie nicht, der französische Gesandte hätte die Wohnung gemiethet?“

„Allerdings; und eben jetzt läßt er glänzende neue Möbel hineinschaffen, Drapperien und Gardinen ordnen. Ich bin vernichtet.“

„Keineswegs,“ rief der Baron, „das ist höchst erwünscht. Er muß uns Alles abtreten.“

„Er wird sich hüten,“ sagte der Graf.

„Er muß,“ rief Roden, „und sollte ich ihn gewaltsam dazu zwingen. Sie dürfen nicht als ein Lügner erscheinen. Aber der Gesandte ist mein Freund, kommen Sie, wir wollen ihm Ihre Lage vorstellen.“

„Es schlägt Drei,“ sagte der Graf, „ich muß zu meiner Tante, ich soll essen, und möchte am liebsten mich in den Wagen werfen, und in die weite Welt fahren.“

„Nun so gehe ich allein,“ versetzte Roden. „Wer wird den Kopf um solche Bagatellen verlieren. Gehen Sie, lieber Graf, essen Sie, sein Sie heiter,

entzücken Sie Ihre Braut, lassen Sie mich walten, ich werde das ganze Geschäft abmachen."

„Sie wollen, Roden. Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie groß meine Dankbarkeit sein würde!"

„Verlassen Sie sich auf mich," sagte der Baron lachend, „für diesmal helfe ich. Kommen Sie getrost um vier Uhr mit Ihren Damen, und lösen Sie Ihr Wort."

„Aber wenn es nicht wäre," rief der Graf, „wenn ich käme, und man wiese mich spottend fort? Denken Sie meine Schmach, meine Schande, ich glaube, meine Mutter enterbte mich, und Hortensie flöhe vor mir, wie vor dem Bel zu Babel."

„Ohne Sorge, mein Freund," versetzte Roden, „ich bin meiner Sache gewiß. Sollte es jedoch sein, daß ich mich täuschte, so benachrichtiget Sie ein Billet, und gibt Ihnen zugleich die Mittel, sich auf irgend eine Weise zu helfen."

„Ich vertraue Ihnen, Roden, ich muß Ihnen ganz vertrauen," rief der Graf. „Lassen Sie uns denn sehen, was Sie vermögen."

„Ich hoffe Sie ganz zufrieden zu stellen," sagte der Baron, und drückte ihm zum Abschiede die Hand.

Der Graf eilte der Wohnung seiner Tante zu. — „Ja, ich werde sehen," sagte er, „und hilft er wirklich, so kann er es wenigstens so schlimm nicht mit mir meinen." — Er durchlief im Geiste alle seine Gedanken, und die große, edle Gestalt seines

Freundes, der Ausdruck der Würde und Ehre in seinen offenen Mienen übte einen wohlthätigen, zauberhaften Eindruck auf ihn. — Er dachte ganz anders über ihn, seit er jetzt vor ihm gestanden, und so freundlich helfend, so herzlich theilnehmend zu ihm gesprochen hatte. — „Handelt so ein Mensch, der Böses will?" sagte er; „ist in diesen großen, klaren Augen eine Spur von Falsch und Arg? — Was es auch sein mag, das ihn treibt, mich in sein Spiel zu verwickeln, es kann nichts Niedriges und Gemeines sein, und ich will nichts glauben, bis ich genau geprüft, und mich ganz überzeugt habe. Darum Vorsicht! Ich kann ihn nicht hassen, ich muß ihn lieben, mein Geschick zieht mich zu ihm, unsere Sterne laufen zusammen, wollte Gott, auf immer. — Ich fühle es, ich bin schwach, doch so ist der Mensch."

6.

In dem schönen Salon des Stiftsfräuleins war die reiche Tafel schon servirt, und die Gesellschaft bereit, sich zu setzen.

Die Gräfin, mit der Würde einer regierenden Fürstin, reichte dem General ihren Arm, der alte Komthur bot den seinen der Generalin, mit aller jener steifen und ceremoniellen Galanterie des achtzehnten Jahrhunderts, welche uns jetzt gewöhnlich

und grotesk erscheint. Graf Heinrich führte seine schöne Braut, und die Dame vom heiligen Grabe bildete einen würdigen Schlußpunkt. — Die Unterhaltung war wenig belebt, und drehte sich in gleichgültigen Gegenständen, denn die Gräfin Mutter liebte es nicht, in Gegenwart der aufwartenden Diener irgend einer Sache zu erwähnen, welche über die gewöhnlichsten Dinge hinausging. Der Hof und der Hofstaat der verschiedenen Prinzen, die Feste, welche man dort gab, die courfähigen Personen, welche man geladen, das Theater und der Stand der übrigen Gesellschaft wurden nach und nach abgehandelt, und um die Lippen der alten stolzen Frau schwebte ein freundlicher Zug, als sie hörte, daß noch ganz vor Kurzem ihr Sohn zweimal mit einer königlichen Prinzeß getanzt habe, und bis jetzt fast immer zu den verschiedenen hohen Bällen und déjeûners dinatoires gezogen worden sei.

Je mehr aber das Stiftsfräulein den Ruhm ihres Neffen der Gesellschaft zergliederte, je freundlicher die Gräfin lächelte, der General seinen ergrauten Schnurrbart strich, und der Komthur mit einem ironischen Lächeln seine langen, weißen Manchetten unter dem blauen Rocke hervorzog, um so einsylbiger und ernster wurde der Graf.

„Wenn ich die Geschichtsbücher meiner Ahnen durchblättere,“ sagte die Gräfin, „so finde ich der glorreichen Namen viele, welche nicht allein mit dem Schwert in der Hand, sondern auch in den feinen

Künsten des Hofes sich berühmt gemacht haben. — Ich erinnere mich, daß Graf Konrad auf dem großen Reichstage zu Regensburg, welchen Kaiser Friedrich Barbarossa, unser glorreicher Vetter, vor seinem Kreuzzuge hielt, am ersten Tage den ersten Preis gewann, und dann im Zitterspiele und Gesange so excellirte, daß die Herzogin von Lothringen ihm einen Kranz verehrte.. — Graf Sigismund führte den Fackeltanz, als Rudolf von Habsburg sich mit Isabellen, der vierzehnjährigen Tochter des Herzogs von Burgund, vermählte, und fünf oder sechs meiner edlen Ahnen kann ich aufzählen, welche die großen Kaiser deutscher Nation in ihren Schlössern herrlich bewirtheten. Ich hoffe," fuhr sie fort, und warf einen stolzen Blick über die Tafel, „das Haus meines Sohnes wird so bestellt sein, daß, da Kaiser deutscher Nationen nicht mehr seine Gäste sein können, doch die Fürsten dieses Landes es nicht verschmähen, sich an seinen Tisch zu setzen. — Ach! Heinrich," sagte sie, plötzlich sich unterbrechend, „ich fragte noch nicht, wie es mit Deiner Wohnung steht, doch ich hoffe, daß Du Alles so geordnet hast, um nach der Tafel uns die Einrichtungen bewundern zu lassen."

In diesem Augenblicke betrachtete Hortensie den Bräutigam an ihrer Seite mit lächelnden, bis in sein Herz dringenden Blicken; allein ihre natürliche Gabe, die Gedanken der Menschen zu entchiffern, scheiterte hier an der Kunst des welterfahrenen, in

den kleinen Lügen des Tages heimischen Mannes. — Sie bemerkte das graziöse Lächeln auf seinen Lippen, welches übermüthig und leicht diese umspielte, die ungezwungene Heiterkeit seiner Bewegungen und seiner Worte, die stolze Sicherheit, mit welcher er die Frage der Gräfin beantwortete, und wie Chöre der Engel tönten in ihrem Herzen helle Jubellieder, bei dem Gedanken, daß sie wohl ihn ungerecht und allzuscharf beurtheil habe. — Unter dem leichten Strome seiner Rede, zwischen dem sprudelnden Scherz, der bittern Ironie über viele Weltverhältnisse glaubte sie auch die wahre Stimme eines weichen, heißen Gemüths zu hören, und sie begann an einen edlen, tiefen Kern zu glauben, der hier, wie ein echter Diamant, in verrätherischer Fassung ruhe, welche die Welt mit ihren Lastern und Sünden darum gebaut habe. — Mitten zwischen den heftigsten Aufwallungen seiner Laune sah sie ihn plötzlich in sich gekehrt, ernst, von einer gewissen Unruhe ergriffen, die Hand auf seine weiße Stirn legen, oder mit sonderbarer Heftigkeit die Finger durch das reiche, braune Haar streichen. — Was konnte es anders sein, als ein Kampf seines inneren Gemüths gegen die äußere Erscheinung, eine Wirkung des Eindrucks, welchen, wie sie sich heimlich sagte, sie selbst auf ihn gemacht habe. — Denn der Graf war so zuvorkommend freundlich, so zärtlich zu ihr, er sah so oft mit einem bittenden Ausdruck, in ihre großen, klaren Augen, er ergriff

ihre Hände, die er in seine heißen Finger legte, er sprach so viel von dem Glücke der Zukunft, daß der Gedanke einer plötzlich erwachten Liebe wunderbare Fäden sanft und leise um ihr Herz legte, das seltsam heftig in ihrem Busen zu schlagen begann. Sie hatte Manches von ihm in dem einsamen Schlosse ihres Vaters gehört, und erst nach einem inneren schweren Kampfe den Entschluß gefaßt, ihren Eltern zu gehorchen; sie hatte sich auf eine Verbindung vorbereitet, mit dem Gedanken, Stürmen und Leiden entgegen zu gehen, gegen welche sie sich mit festem Muthe zu waffnen gedachte; der Gedanke der Liebe schien ihr fern geblieben, nur ein Sieg des Glaubens und der edelsten Tugend schwebte vor ihren Träumen, aber diese starren Empfindungen wichen jetzt vor einer schöneren Gestalt, welche sanfte Friedenspalmen vor ihr ausbreitete. Was ihr bisher Zwang geschienen, ward plötzlich ein freier Entschluß, und die Ahnung eines reinen Glücks schimmerte aus ihren glänzenden Blicken, welche sie auf die schöne Gestalt ihres Erwählten warf.

Sie hörte daher auch mit weichen Empfindungen auf seine Erläuterungen über das Glück und die mannigfachen Freuden, welche er ihr zu bereiten gedachte, und wie gänzlich anders sie auch darüber dachte, so wagte sie doch nicht, ihn in diesem freundlichen Ergusse zu unterbrechen. — Er sprach von den glänzenden Cirkeln, welche sie als Königin schmücken solle, von den Festen, welche der Winter mit sich

bringe, von den Freuden der großen Residenz, den Bällen, den Concerten, den Theatern, den geistvollen Kreisen der Erwähltesten, und sie setzte Allem nur ein lächelndes, sinniges Schweigen entgegen. — Hätte er heut am Morgen ihr diese Eröffnung gemacht, sie würde ihm erklärt haben, daß sie weder Tänze, noch Feste, noch Theater liebe, daß große Gesellschaften ihr völlig zuwider wären, ja sie hätte sich vorgenommen, ihm das Alles selbst und ohne Veranlassung zu sagen, und jetzt schwieg sie, weil es ihr wehe that, ihn betrüben zu sollen.

Der Graf hatte sich an die Seite seiner Braut mit der größten Unruhe im Herzen gesetzt, und suchte diese, so viel es nur ging, durch Scherze und Lust zu bemänteln. In den zwei so entgegengesetzten Klassen der Menschen, der Natur und der Kunst, polarisirt sich der Ausdruck der Gefühle auch auf die verschiedenste Weise, sagte er sich selbst. — Der Sohn der Natur gibt sich ganz seiner Unmittelbarkeit hin, und seine Freude, wie sein Schmerz, seine Unruhe, wie seine Sicherheit, beruhen unverhüllt auf den einfachen und natürlichen Basen seiner Empfindungen. Der Mensch der Durchbildung und Verfeinerung hat diese Natürlichkeit mehr oder minder verlernt, er schämt sich ihrer, als Zeichen der gewöhnlichen Gemeinheit, und sein äußerstes Streben geht dahin, Anderen zu verbergen, was in seinem Inneren vorgeht. Je mehr er dies vermag, um so mehr beherrscht er das Leben, um so sicherer ist sein

Takt, um so leichter wird es ihm, die Gesellschaft zu täuschen. — Ja, Täuschung allein ist die große Kunst unserer Zeit, nehmt die Maske von eurem Gesicht, reißt diesen modernen Panzer ab, und ihr seid waffenlos euren Feinden übergeben. Denn eure Feinde sind überall, es ist die ganze Menschheit, die gegen jeden Einzelnen ficht, und verloren seid ihr, wenn die List euch mangelt, um so vielen Gegnern zu widerstehen. Das ist der Unterschied jener alten und dieser neuen Welt. Was früher das Schwert that, thut jetzt das Wort, die Zunge, der giftige Gedanke, der mordend und verheerend über die Welt streicht. — Traurig und groß zugleich ist das Schauspiel; traurig, daß die Natur verloren ist, groß, daß Kunst sie ersetzen kann; und je mehr Kunst, je größer der Ruhm und die Ehre. Wer sich zeigt, wie er ist, wird nie in dieser Welt mehr glänzen, er wird zertreten, und unter dem schwachen Fuß eines Zwerges windet sich eine Riesengestalt, der es an Kunst zum Leben fehlt. — Wenn ich ihnen jetzt sagte, daß ich sie Alle täusche, wenn ich ihnen erzählte, daß eine Tänzerin meine undankbare Geliebte sei, es ist ein schwaches Beispiel, aber es ist genug — wenn ich ihnen unverhüllt meine Unruhe zeigte, sie würden mich verspotten, verachten, mir zürnen, und vielleicht, wenn ich reumüthig mein Knie beugte, mir vergeben. Denn seltsamer Weise will jeder Wahrheit, und prahlt und prunkt damit, besser zu sein, als die Andern, und doch ist keiner

besser, und wo Alles sich täuscht und verhüllt, welche Thorheit wäre es auch da, offen und wahr sein zu wollen.

Solche Gedanken flogen blitzschnell durch die Seele des Grafen, und zauberten das Lachen und die Freude in sein Gesicht, aber doch schaute er besorgt nach der Thür, wenn diese sich öffnete. Er glaubte jeden Augenblick Roden's Billet zu erhalten, und sann vergebens darauf, was dann zu beginnen sei. — Das war die Unruhe, welche Hortensie so vortheilhaft auslegte, und während seine Gedanken nebenbei an Josephinen hingen, preßte er die kleinen weißen Finger seiner Braut an seine Lippen, und schaute sinnend und ernst, mit jenem wehmüthigen Blicke, der ihm so wohl stand, in die stillen, kalten Augen.

Mit jeder Viertelstunde aber ward er ruhiger, denn Roden schrieb nicht, und seine Heiterkeit wurde gesichert, als er die Uhr zog, und die fünfte Stunde vorüber wußte.

„Ich denke, meine theure Mutter," sagte er, „daß jetzt Alles dort zum Empfange bereit sein wird, und brenne vor Verlangen, Ihnen zu beweisen, daß ich geschmackvoll für die Zufriedenheit meiner schönen Braut gewählt habe."

Die Gräfin erhob sich mit dem würdevollsten Anstande, und nahm die üblichen Verbeugungen entgegen. „Ich hoffe," sagte sie, und reichte ihrem Sohne die Hand zum Kusse, „daß der wahre, echte

Geschmack unsers Hauses und kein moderner Flitterstaat Dich geleitet hat."

Mit einiger Sorge dachte der Graf an die alterthümliche Pracht seines väterlichen Schlosses. Jene gewirkten Brüsseler Tapeten, jene vergoldeten Armsessel, die getäfelten, ausgelegten Zimmer, die schweren Silbergeräthe und das würdevolle Dunkel der geblümten Seidenstoffe. — „Die Mode, meine gnädigste Mutter," sagte er lächelnd, „ist bei uns heiter gestimmt, sie liebt das Leichte, Freie, Glänzende, und gibt uns in ihrem Wankelmuthe stets die Hoffnung, durch raschen Tausch immer im guten Vernehmen mit ihr zu bleiben. Ich hoffe jedoch Sie zufrieden zu stellen, und auch dem jugendlichen Geschmacke meiner schönen Braut zu genügen."

„Dazu," sagte Hortensie lächelnd und bedeutsam, „wird auch wenig hinreichend sein, wenn nur dies Wenige einfach und freundlich sich darstellt. Ich bin an keinen Ueberfluß, an keine Pracht gewöhnt, lieber Graf. Das Haus meines Vaters ist, wie Sie wissen, ein altes, eintöniges Gebäude, aber wohnsam, und überall nett und zutraulich eingerichtet. Stolze, prachtvolle Gemächer haben immer etwas Fremdes und Kaltes, selbst für den, welchem sie gehören, man bewegt sich schlecht auf kostbaren Teppichen oder theuren Täfeleien, man fürchtet sich das Allzuzarte fest und sicher zu ergreifen. Und wie es damit ist, ist es mit dem ganzen Leben; kalt und fremd stehen die Menschen sich gegenüber, wenn kein

sicheres, inniges Band sie verbindet, wenn sie fürchten müssen, daß ein Druck den Stützpunkt verrückt, oder gar zerbricht."

„Mag es mir dann vergönnt sein, Ihnen recht bald zu beweisen," sagte der Graf, „daß das Band, welches uns umschlingen wird, ein sicheres und unzerbrechliches ist."

Eine leichte Röthe floh über ihre weiße Stirn. Sie standen allein, die Gesellschaft war beschäftigt, sich zur Promenade zu bereiten.

„Unzerbrechlich," erwiederte sie, und sah ihn fest in die dunklen Augen; „ja, das hoffe ich. Durch die Gnade des Himmels die sicheren Wege zu wandeln, das muß das Problem sein, welches wir zu lösen haben, und es hängt von uns ab, ob wir diese finden. Sie werden mich kennen lernen, lieber Graf, mit allen meinen Fehlern und Schwächen, aber auch mit dem, was in mir heilig und groß verehrt wird, was ich als recht und wahr erkenne. Ich werde auch Sie kennen lernen, und ich hoffe, wir gleichen uns Beide aus, und stützen uns wechselnd, wo wir straucheln wollen."

Sie wandte sich schnell von ihm, und lächelnd sah ihr der Graf nach.

„Viel Selbstvertrauen für ein so junges Kind vom Lande," sagte er, „ich glaube in der That, sie hat sich ernstlich vorgenommen, mich zu bessern."

In dem Augenblick kamen die übrigen Glieder der Gesellschaft, und die Stiftsdame vom heiligen

Grabe erklärte, daß ihr Wagen bereit stehe. — „Es ist sehr drollig," sagte sie lachend, „wir sind Alle bereit, Deine Wohnung zu betrachten, allein nicht allein deren Herrlichkeiten, sondern sie selbst ist uns völlig unbekannt, ja wir wissen nicht einmal die Gegend, in welcher dieser Zauberpalast liegt. Darf man auch jetzt dies nicht erfahren?"

„Keineswegs," versetzte der Graf, „ich bewahre mein Geheimniß, und werde, um sicher zu sein, selbst den Lenker unseres Schicksals vom Bocke herab vorstellen."

„Ich bin sehr neugierig, höchst neugierig," rief die Stiftsdame.

„Ich nicht minder," sagte Hortensie lächelnd.

„Und ich um nichts weniger," murmelte der Graf, „denn bei meiner armen Seele, noch weiß ich nicht, wie es enden wird."

An der großen Treppe wartete der breite, bequeme Wagen, welcher nach neuer, englischer Art, halb Chaise, halb Jagdwagen, sechs Personen bequem aufnehmen konnte, selbst wenn sie so umfangsvoll wie die Reichsgräfin waren, die in der seidenen Ecke gelehnt, mit Verwunderung dies seltsame, moderne Gebäude zu betrachten schien.

„Ich sehe, meine theure Sidonie," sagte sie, „daß auch Du der Mode huldigst, und Wagen besitzest, welche eigentlich keineswegs mit der Würde Deines Ranges übereinstimmen. Ein Wagen, wie dieser, so leicht, so offen und anstandslos, spiegelt so

recht die Zeit, in welcher wir leben, und ist offenbar auf die vielen Emporkömmlinge berechnet, welche jetzt Equipage zu halten sich berechtigt glauben, weil sie Geld genug dazu besitzen. Was ist er aber gegen den echten Landauer, oder den ganzen englischen Wagen unseres gnädigsten Vaters, der so oft uns als Kinder in seinem Schoße aufnahm? Damals staunte Alles, wenn das silberbeschlagene, kunstvolle Gebäude durch die Straßen rollte, und sein halb zurückgeschlagenes Deck, die innere Mächtigkeit, Tiefe und Schönheit des herrlichen Werkes entdecken ließ. Heut zu Tage erstreckt sich die Flachheit und Winzigkeit des Geschlechtes selbst auf diese wohlfeile Arbeit."

„Auch nach meinem Geschmack ist er nicht," sagte das Fräulein, „allein rechte darüber mit Deinem Sohne, er hat ihn mir ausgesucht und aufgeschwatzt, und da wir heute so zahlreich sind, habe ich ihn gewählt."

„Wo ist mein Sohn?" fragte die Gräfin, und sah verwundert umher, als sie die Plätze gefüllt erblickte.

„Da sitzt er ja auf dem Bocke," rief der Komthur lachend, und ergriff den Arm seiner jungen Verwandten, welcher so eben sich mit der Peitsche bewaffnete. „Heut zu Tage versteht die Jugend Alles, und ich werde ihn wohl als Kutscher in meine Dienste nehmen müssen."

„Es kommt darauf an, was Sie einem solchen Kutscher bezahlen," versetzte der Graf, und wendete sich zu ihm um.

Die Gräfin sah mit Entsetzen in das Gesicht ihres Sohnes. Sie sank in die Polster zurück, und eine hohe Röthe überdeckte ihr Gesicht. — „Ich will hoffen," sagte sie mühsam, „daß dieser Scherz nicht weiter getrieben wird."

„Aber meine theuerste Mutter," rief der Graf, „es ist die neueste Mode, und selbst die ersten Prinzen von Geblüt führen Peitsche und Zügel. Es ist eine materielle Versinnlichung der schweren Kunst zu regieren."

„So regiere nie!" versetzte die Gräfin mit Anstrengung. „Ich befehle Dir augenblicklich herunter zu steigen. Willst Du Deine Thorheit mit Mährchen umhüllen?"

„Nein, nein," rief der Komthur, „er sagt die Wahrheit. Zu meinem Erstaunen habe ich zwei oder drei glänzende junge Herren hier als Kutscher vorüberfahren gesehen."

„So mag die Welt sich entwürdigen," erwiederte die Gräfin stolz, „mag selbst die Majestät auf den Kutschbock steigen, wie einst Ludwig der Vierzehnte auf's Theater, allein niemals sollen meine Augen diese Schmach an meinem eigenen Sohne sehen. — Ich befehle Dir, diesen unwürdigen Ort zu verlassen."

Der Graf gehorchte zögernd. „Es ist nirgends Platz mehr im Innern," sagte er.

Der Komthur stieg schnell aus, und ergriff seinen Arm. „Ist es weit, wohin Du uns führst?" sagte er lachend.

„Nicht im Geringsten," versetzte der Graf. „Wenn wir hier durch den Hof jenes großen Hauses gehen, sind wir eher dort, als diese ehrwürdigen Thiere den Wagen hinziehen können."

„So komm geschwind," sagte der alte Herr, und zog ihn fort.

Der Graf sagte dem Kutscher leise, wohin er fahren solle, und folgte dann dem rüstigen Oheim, der schon an der Thür stand.

In den Straßen einer modernen Residenz mußte die alterthümliche Figur des Komthurs auffallend erscheinen. Sein blauer Rock mit dem Schnitt des vorigen Jahrhunderts, das gelbe Gillet, welches lang daraus hervorsah, die gewaltigen, breiten Schöße, steif bis auf die Stulpstiefeln hinablaufend, das weiße Haupt mit dem Zopfe, und das rothe, scharf markirte Gesicht, Alles war einer Zeit entlehnt, welche längst vergessen, nur ein spöttisches Gefühl in den Nachkommen zurückgelassen hatte. — Der Graf bemerkte sehr gut, wie die Begegnenden still standen, wie die gleichgültigen Gesichter einen lachenden Zug erhielten, und er eilte mit seinem Gefährten schnell davon. Denn nichts dringt peinlicher

in das Gefühl eines jungen Elegants, als ein veraltetes Kleid.

„Geh nicht so rasch, Wetterjunge," rief der Komthur tiefathmend. „Es ist keine Kunst, mich jetzt im Laufen auszustechen. Aber in La Valette hättest Du an mir Deinen Mann gefunden."

„Wir haben Eile, Oheim," sagte der Graf, „denn sie werden eher dort sein, als wir."

„Meinetwegen, laß sie fahren, und, Heinrich, ich wünschte, sie führen wie der griechische Kerl im Labyrinthe, ohne je den Ausgang zu finden."

„Wie soll ich das verstehen?" sagte der Graf verwundert.

„Ich wollte," rief der Komthur, „daß ich lieber mich jetzt in La Valette befände, und die blauen Wellen zählte, ehe ich diese Heirath zu Stande gebracht hätte. Du wirst nicht glücklich werden, mein Kind."

„Sie scherzen, Oheim. Hortensie gefällt mir."

„Weil sie ein glattes Gesicht hat, mein Kind; aber Ihr paßt zusammen, wie der Schelm, der Napoleon, zu unserem heiligen Orden."

„Wie meinen Sie das?" sagte der Graf lachend.

„Das fragst Du?" rief der Komthur, und stieß sein großes, spanisches Rohr heftig auf das Pflaster. — „Du bist ein ärgerer Sünder, als ich glaubte. — Du lebst hier in der Fülle der Lust, Du bist ein Verschwender, Du liebst den Glanz, die

Gesellschaft, die ganzen Herrlichkeiten dieser Welt, was jenseits liegt, kümmert Dich nicht, und Hortensie hat wenig oder nichts mit dem Diesseits zu schaffen."

„So können wir Einer für den Andern sorgen," versetzte der Graf. „Sie betet für mich, und ich lebe für sie."

„Halt!" rief der alte Graf, „das ist der wahre Punkt. Du wirst nicht für sie leben, sondern wahrscheinlich auch für sehr viele Andere."

Der Graf sah seinen Oheim fragend an.

„Heinrich," fuhr der Komthur fort, „Du machst arge Streiche, Streiche, die ich nicht von Dir glauben will, verstehst Du mich, die ich nicht glauben will, weil mein altes Blut rascher bei solchen Gedanken läuft, als damals in La Valette, als der Schelm, der Napoleon in dem großen Saal des Schlosses uns ankündigte, daß wir gehen könnten, wohin wir wollten."

„Erklären Sie sich deutlicher," sagte der Graf.

„Ich liebe Dich, wie mein Kind," erwiederte der Komthur, „und mehr noch vielleicht; ich habe meinen Stolz, meine Freude an Dir, die einzige Freude eines alten Mannes, vor dem das Grab seiner Väter schon weit geöffnet ist. Ich gebe Dir, was Du willst, ich setze Deinen Ausgaben keine Schranken, ja, ich ermuntere Dich dazu, denn mein Erbe soll den Glanz meines Namens nie aus den

Augen verlieren. Aber entehren darf er diesen Namen nicht."

„Wer sagt Ihnen, daß ich das gethan?" rief der Graf.

„Ich sage es, ich," versetzte der Komthur, „und ich will es Dir beweisen, wie Du willst, mit dem Worte, oder mit dem Schwerte." —

Sie bogen so eben um eine Ecke, und standen wenige Schritte von einem schönen Hause, an welchem so eben der Wagen mit der übrigen Gesellschaft hielt. — „Da sind sie schon," rief der Komthur, „laß uns jetzt schweigen, und hilf den Damen."

„Nur das Eine noch," rief der Graf mit flammenden Augen. „Wie habe ich mich entehrt?"

„Durch Deine Liebe zu einer Tänzerin!" versetzte der Komthur kalt, „die Du heirathen wolltest, zur Schande Deiner ganzen Familie."

Kaum vermochte der Graf seine Verwirrung zu verbergen, als er der Mutter seiner Braut den Arm bot, und sie die große Treppe hinaufführte.

Die gute Frau war erstaunt über die Schönheit und Pracht des Hauses, und setzte mit unverkennbarer Furcht den Fuß auf die bunten Teppiche, welche durch glänzende Metallstäbe gehalten, die spiegelhell gebeizten Stufen bedeckten.

Niemand ließ sich blicken, und eine entsetzliche Angst faßte den Grafen, als er die großen Flügelthüren verschlossen fand. In diesem Augenblicke

wünschte er, die Erde öffne sich unter seinen Füßen, und verschlänge ihn auf ewig; denn nie, das fühlte er, würde seine Mutter ihm vergeben können, wenn sie umkehren müsse an der Schwelle, nie würde er mit stolzer Sicherheit sein Auge jemals zu Hortensie erheben können, wenn sie die Wahrheit erführe.

Hortensie hatte dagegen mit einem Blicke den schönen Vorsaal übersehen, und ein entzückendes Gefühl erfüllte ihr Herz. Auf allen Pfeilern der Treppe waren in schönen bunten Porzellanschalen frische Blumen, Hortensien, aufgestellt, von zierlichen Gestellen, von den Büsten der marmorartigen Wände winkten sie in ihrer sanften Röthe freundlich herab, und selbst die große Statue eines belwederischen Apoll's, in der Mitte aufgestellt, hatte seine Lyra damit durchflochten.

Sie trat an die Seite des Grafen, und ergriff seine Hand mit aller Innigkeit eines jungen Herzens, welches zum ersten Male von der Gewalt jener höchsten und göttlichsten Empfindung des Lebens durchdrungen ist. — „Nehmen Sie meinen Dank,“ sagte sie, „für diese zarte, sinnige Huldigung, sie macht mir mehr Freude, als wären diese Wände mit Gold und Purpur bedeckt.“

Der Dank Hortensiens vermehrte die Angst des Grafen, er wußte nicht, sollte er ihn annehmen und seine Schuld vergrößern, oder mit einem raschen Entschlusse, komme was da wolle, ihn ablehnen.

„Ich weiß nicht,“ sagte er zögernd, „meine An-

ordnungen scheinen nicht alle befolgt zu sein. Man läßt uns auf eine seltsame Weise warten."

„Alles trägt den Stempel der Zeit," versetzte die Gräfin. „Was kann man von Dienern erwarten, wenn die Würde und die Pflichten der Edlen so gesunken sind!"

Ein schneller Gedanke erfüllte den Grafen. Wie, wenn Roden ihn getäuscht hätte, wenn er absichtlich ihn hierher geführt habe, um ihn gewisser in seine Pläne zu ziehen; wenn er es war, der zugleich dem Komthur Nachricht von Josephinen gegeben. Der Trotz der Verzweiflung erfüllte ihn, und mit Heftigkeit pochte er an die große, dröhnende Thür.

In dem Augenblicke ward diese von Innen geöffnet, Roden selbst stand vor ihm, und eine entsetzliche Last sank von dem Herzen des jungen Mannes. Mit der Hast der höchsten Freude ergriff er den Arm des Mannes, dem er im Augenblick vorher noch Haß und Rache geschworen, und preßte ihn entzückt an sich. — „Mein theurer Freund," rief er, „Sie öffnen mir die Pforten des Paradieses; hier, meine verehrte Mutter, ist der Baron Roden, dem ich sehr Vieles danke; hier, meine schöne Hortensie, ist der wahre Hortensienspender, denn er hat die Anordnungen Ihres Empfanges übernommen, und gern gebe ich der Wahrheit die Ehre."

Rodens schöne und edle Gestalt machte den vortheilhaftesten Eindruck.

Die Gräfin sah in seinen gehaltvollen, ernsten

Zügen einen Repräsentanten des wahren Adels, der Komthur verglich ihn im Stillen mit einem seiner Waffenbrüder aus La Valette, der General erblickte mit Vergnügen einen Mann, dessen kräftige, männliche Bildung den schwersten Säbel leicht zu führen versprach, und Hortensie blickte prüfend in diese ruhigen Züge, aus denen ein Geist hervorzuleuchten schien, zu welchem sie sich hingezogen fühlte.

Roden führte die Gesellschaft durch eine glänzende Zimmerreihe, welche vollständig geschmückt, und mit allen Geräthen des höchsten Luxus versehen, jede Erwartung weit hinter sich ließ. Der Geschmack einer älteren Zeit war schon damals wieder völlig modern geworden, und die gothischen Formen vieler der glänzenden Mobilien, die plumpen, bunten, chinesischen Vasen und Figuren, die reich ausgelegten Armsessel, die mächtigen Kronen von Bronce, gefielen der Gräfin eben so sehr, wie die schweren Damastgardinen, welche in reichen Falten von den hohen Fenstern niederrollten, und die seidenen Tapeten, welche die Wände bedeckten.

„Komm hierher, mein Sohn," sagte die stolze Frau, und reichte ihm die Hand zum Kusse, „ich vergebe Dir Deine Thorheiten für die Freude, welche Du mir durch eine so würdige Wahl Deines Geschmackes machst. Du hast im echten Geiste unserer Familie gehandelt, nichts Kleinliches, nichts Geringes. Und auch Sie, Herr Baron, nehmen Sie meinen Dank für Ihre Hilfe. In diesem Saale, zwi-

schen diesen seidenen und goldenen Wänden, ist der rechte Platz, die feierliche Handlung Deiner Vermählung zu vollziehen." —

7.

Mehrere Tage vergingen, und der General hatte mit seiner Familie vollen Besitz von den schönen Zimmern genommen, in welchen Hortensie nichts mehr zu ordnen fand. Sie hatte sich das kleinste von Allen ausgesucht, und dort nach ihrer gewohnten Weise gewaltet. — Die Wände dieses zierlichen Gemaches waren mit weißem Musselin bekleidet, der in zahllosen Falten von allen Seiten niederfloß; die hellblauen Vorhänge gossen einen Himmelsschein darüber aus, und wie ein Engel schwebte sie in weißem Kleide, über die zarten, röthlichen Teppiche. Hier war ihr Heiligthum, hier hatte sie an einer der Wände ein schönes Instrument aufgestellt, ihre Harfe lehnte daran, ein Reichthum von Noten war darauf gehäuft, und in der Ecke am Fenster stand eine kleine Anzahl von Büchern, welche sie in einem an rothen Bändern schwebenden Bücherschranke, von mehreren Bretchen aus Ebenholz, geordnet hatte. — Die schwarz gebundenen Bücher mit leuchtendem Goldschnitt, die weißen Wände, und die friedliche, feierliche Stille des kleinen Gemaches drückten eine Heiligkeit und Einfachheit aus, welche seltsam mit

den daran gränzenden, prächtigen Gemächern contrastirte. — Als Graf Heinrich zum ersten Male in dies stille Zimmer trat, blieb er verwundert stehen, und ein fast spöttisches Lächeln schwebte um seine Lippen. — Er setzte sich auf das lichtblaue Ruhebett, und Hortensie erschien ihm wie eine schöne Leiche, den bläulichen Schimmer des Todes in den blassen, feinen Zügen. Sie bemerkte vielleicht, welche Gedanken ihn erfüllen mochten, denn sie faßte schnell seine Hand, als wollte sie ihn überzeugen, daß noch Leben durch die ihren rolle. — „Ich habe eine Bitte," sagte sie sanft, „und Sie werden diese mir nicht abschlagen. — Seit meiner frühesten Jugend bin ich an Einsamkeit und an Erfüllung meiner kleinen Launen gewöhnt. Meine gütigen Eltern gewährten mir Manches, und so auch, daß ich mein Zimmer stets als mein Heiligthum betrachtete, in welchem ich nach meinem Gefallen der Einsamkeit und meinen Gedanken nachhängen konnte. Niemandem war der Eintritt gestattet, wenn ich es nicht erlaubte, und ich durfte mir es ausschmücken, ganz wie es mir gefallen mochte. So habe ich denn schöne Jahre in einem weißen Zimmer gelebt, ähnlich diesem, wie Sie es sehen. Werden Sie mir zürnen, daß ich es nach meinem Geschmacke einrichten ließ, und daß ich Sie bitte, mir diesen Rückzugsort aus dem Geräusche des Lebens zur Einsamkeit vorzubehalten? Dies Zimmer liegt am Ende des Flügels, Sie selbst werden nach dem Wunsche

Ihrer Frau Mutter den andern bewohnen, alle Gesellschaftszimmer liegen zwischen uns, und selbst die Töne meiner Harfe, sollten diese zuweilen auch spät noch klingen, werden Sie nicht stören können."

„Alles, was Sie thun, meine theure Hortensie," sagte der Graf, „hat meinen ungetheilten Beifall. — Die Ehe ist eine süße Fessel, sagen unsere Dichter, allein in dem fatalen Worte Fessel liegt, wäre sie auch noch so süß, immer ein bitteres Gefühl verborgen. Wir müssen, da wir diese Ketten Beide tragen sollen," fuhr er lächelnd fort, „uns dieselben so leicht und angenehm als möglich machen, und so viel von unserer individuellen Freiheit zu bewahren suchen, als sich damit im Angesichte der Welt und den Forderungen unseres gegenseitigen Bundes nur immer vertragen mag. — Folgen Sie Ihren Wünschen und Neigungen ungestört, Sie werden dennoch viel davon aufgeben müssen, da andere Ursachen andere Wirkungen hervorbringen, aber es ist mein feurigster und höchster Wunsch, Sie so glücklich zu wissen, als meine zärtliche Fürsorge und die möglichste, selbstständige Freiheit Sie nur zu machen vermögen."

Hortensie sah mit einem ernsten Blicke vor sich nieder, und dann in das lächelnde Gesicht des Grafen. „Indem ich Ihnen meinen Dank sage," erwiederte sie, „kann ich doch nicht Ihre Meinungen über die Ehe theilen, welche Ihnen, wie es scheint,

gewissermaßen als ein nothwendiges Uebel vorkommt."

„Meine theure Hortensie," versetzte Heinrich schnell, „nicht als ein Uebel, und noch weniger als ein nothwendiges, erscheint sie mir, vielmehr als ein schönes Band der menschlichen Gesellschaft, als der Lösepunkt mancher Irrthümer."

„Und eine Knüpfung von neuen," sagte sie lächelnd. „Wir befinden uns Beide in Verhältnissen, welche eigentlich uns selbst sehr geringe Freiheit verstatten, daher ist es gut, wenn wir unsere Gedanken uns gegenseitig nicht verbergen. — Sagen Sie mir aufrichtig, lieber Graf, was hoffen und erwarten, und was fordern Sie von mir?"

Graf Heinrich schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Unsere gegenseitigen Pflichten liest uns der Prediger bei der Trauung vor. Ich habe eine andere, große Frage zu thun." Er nahm ihre Hand. — „Lieben Sie mich, Hortensie?" sagte er leise, und blickte zu ihr empor.

Ein tiefes Roth überzog ihr blasses Gesicht. Sie schwieg einen Augenblick, wie nachsinnend über Manches, dann lispelte sie: „Nein."

„Hassen Sie mich?"

„Nein."

„Bin ich Ihnen gleichgültig?"

„Auch das nicht, lieber Graf. Gewiß, ich bin Ihnen recht von Herzen zugethan, ich fühle mich freundlich zu Ihnen hingezogen."

„Achten Sie mich?“ fragte der Graf ruhig lächelnd.

„O! gewiß,“ erwiederte sie, „obgleich nicht ohne einen Beigeschmack von Tadel, den Sie nach meinen Meinungen recht reichlich verdienen.“

„Ich frage nicht nach den Ursachen jetzt, mein theures Fräulein,“ sagte der Graf, „ich sinne nur darauf, nach dem, was Sie mir gesagt, meinen Plan für unsere Zukunft festzustellen. Liebten Sie mich, hätte ich einen anderen, wäre ich Ihnen gleichgültig, veränderte sich das Verhältniß nochmals, achteten Sie mich unbedingt, oder gar nicht, so würde ich durchaus keinen Plan machen; so aber muß unser Leben Mischungen erhalten, bis sich diese zu einem chemischen Prozeß verbinden oder trennen.“

„Was schlagen Sie mir vor?“ versetzte Hortensie ruhig.

„Den Weg der Freundschaft in unserer Verbindung zu wandeln, bis die streitenden Elemente unserer Charaktere ihre Lösungspunkte in der Zeit finden,“ versetzte der Graf.

Hortensie legte die Hand auf das schlagende Herz. „Lieben Sie mich?“ fragte sie schnell.

„Nein, liebe Hortensie,“ versetzte der Graf. „Es geht mir ganz so, wie Ihnen; wir kennen uns noch zu wenig, aber ich werde Sie lieben lernen.“

„Wenn es wahr ist,“ sagte Hortensie, „daß die Liebe wie ein Stern des Himmels urplötzlich aus der Nacht auftaucht, so hoffe ich das nicht; allein

das wahre Glück des Lebens kann auch niemals an diese Empfindungen des Blutes mit Gewißheit geknüpft werden. — Ja vielleicht ist es gut für uns Beide, daß es nicht so ist. Liebte ich Sie mit dem hohen Grade einer zerstörenden Leidenschaft, so könnte es sein, daß meine Grundsätze sich daran zerschellten; liebten Sie mich in diesem Maße, so könnte der Taumel Ihrer Empfindungen Sie verleiten, dieser Liebe Ihre Selbstständigkeit zu opfern, bis jener Reiz verschwände, und wie unglücklich würde ich dann sein. Nein, lieber Graf, es ist besser, so, wie es ist, und diese Unterredung stellt uns Beide, ganz wie wir sind, einander gegenüber. — Ich bin einfach in der Sitte des Landlebens auferzogen worden, diese Einsamkeit hat mich an Nachdenken gewöhnt, ich kenne das Leben der großen Welt nur aus meinen Büchern, aber ohne aus diesen romanhafte Ideale zu schöpfen. Meine Freuden sind daher die stillen und einfachen, mein Schild, ein gerader, schlichter Sinn, meine Grundsätze sind auf Religion und was diese uns lehrt, erbaut; ich kann nicht schmeicheln, nicht heucheln und mich verstellen; der Himmel hat mich vor jeder Künstelei in Wort und Gedanken bewahrt, ich habe mir fest gelobt, zu sein und zu bleiben, wie ich bin, und so überliefere ich mich Ihnen, ein, wie ich glaube, fertiges Bild, an dem nichts mehr zu ändern ist."

„Ich sage das nicht von mir," versetzte der Graf ein wenig verstimmt, „denn ein Mensch, so

lange er lebt, ist nie fertig; ja es ist unmöglich, eben so wenig, wie der Körper derselbe bleibt, auch der geistigen Entwicklung Stillstand zu gebieten. — Meine Erziehung war eine ganz andere, als die Ihrige, liebe Hortensie; ich habe seit meiner Kindheit in der großen Welt gelebt, und alle meine Eindrücke sind aus dieser entlehnt, mein Geschmack ist durch sie gebildet worden. Lebte ich entfernt von dem Geräusch der Welt, meine Gesinnungen würden und müßten sich ändern, und Manches würde mir in einem anderen Lichte erscheinen, was jetzt mir kleinlich und eintönig vorkommt. Ganz dieselbe Aenderung wird nun mit Ihnen erfolgen. Sie treten in eine Welt, welche Ihnen noch unbekannt ist, Sie müssen in dieser von Manchem lassen, was Ihnen theuer war, und werden Manches dagegen erhalten, was Ihnen zuerst unbequem, dann zur Gewohnheit, endlich aber als angenehm und schön erscheinen wird."

„Hoffen Sie darauf nicht," rief Hortensie schnell. — „Der Himmel mag mich davor bewahren, und mein fester, gläubiger Wille wird mich schützen. Ich preise den Augenblick, der mir erlaubt, mein ganzes Denken vor Ihnen auszuschütten. Nie werde ich mich den Gebräuchen und Sitten Ihrer großen Welt ergeben, und Gott wird es mir gestatten, auch Sie von diesen Pfaden des Verderbens zu wenden."

Mit einem Blicke des Erstaunens betrachtete

Graf Heinrich die junge Dame, deren Auge in Begeisterung und Abscheu blitzte. Ein unheimliches Gefühl durchrieselte ihn, und doch wieder eine wohlthätige Empfindung, die Eitelkeit, der Gegenstand einer solchen Erregung zu sein. — „Ich verlange auch keine Umwandlung," sagte er, „sondern nur eine Ausgleichung, und auf diese baue ich meine schönsten Hoffnungen. Ich denke mir, wir verändern uns Beide; ich durch Sie, Sie durch mich, und dies führt uns zu einer juste-milieu, in welcher wir unser volles Lebensglück finden."

„Wir werden sehen," versetzte Hortensie gelassen, „wenigstens wird es mein innigstes Gebet sein, Sie zu meinen Ansichten zu leiten."

„Und mein Bestreben nicht minder, als Apostel der Welt vor Ihnen zu erscheinen," versetzte der Graf lachend.

Der General trat jetzt herein, und das Gespräch endete. Der alte Herr war voll von den mancherlei Merkwürdigkeiten, welche er gesehen und erfahren. Er hatte Einkäufe von neuen Pflügen und Eggen, von Schafscheeren und Kuhglocken, von Büchern über Landwirthschaft, von Brenn- und Brauapparaten, und hundert anderen Dingen gemacht, und brannte vor Begier, das Alles auf seinen Gütern anzuwenden. — Dabei sprach er seinen Entschluß aus, gleich nach der Vermählung abzureisen, und mehr als je war er mit seinem Schwiegersohn zufrieden, als dieser ihm versprach, den

nächsten Sommer einige Monate ihn zu besuchen, und sein gelehriger Schüler zu werden. —

„Ihre Güter, lieber Graf," sagte er, „sind die schönsten in der ganzen Gegend, und verwalteten Sie diese selbst, so müßten sie das Doppelte des jetzigen Pachtertrages bringen. Sie haben freilich trotz dessen ein großes, schönes Vermögen und Einkünfte genug, um ganz nach Ihrem Range zu leben, aber warum wollen Sie Fremden den guten Theil davon überlassen, die aus dem Boden den möglichst größten Nutzen zu ziehen denken, unbekümmert, was später aus dem ausgesogenen Lande wird. Nun, Sie sind jung," fuhr er fort, „und nicht daran gewöhnt, aber die Zeit wird auch kommen, wo dies bunte Treiben hier Ihnen gleichgültig wird, und dann ziehen Sie getrost mit Frau und Kindern zum Großvater, der sich herzlich danach sehnt, seine Enkelchen zu schaukeln, und Puppen und Husarensäbel für diese zu kaufen und zu schnitzen."

Die Heiterkeit des Generals theilte sich auch dem Grafen mit; er scherzte in dessen Sinne weiter, und machte die stille stolze Hortensie mehr als einmal erröthen. — Endlich kam der General auch auf andere Dinge, auf die Kosten des Lebens in der Residenz, und er erklärte, daß, obgleich die Gräfin dies durchaus nicht wolle, er doch entschlossen sei, seiner Tochter ein sehr bedeutendes Nadelgeld jährlich zu bewilligen, das zugleich als Zuschuß zu den Ausgaben betrachtet werden müsse. Der alte Herr

erwärmte sich an den mancherlei Träumen und Plänen der Zukunft so sehr, daß er beim Diner in einer Reihe von Toasten sich erschöpfte, und den jungen Grafen, der stets sein Glas von Neuem füllte, endlich so völlig nach seinem Sinne fand, daß er mit einem kräftigen Soldatenworte ihm betheuerte, er sei ein Mann, ganz wie er ihn wünsche.

Noch ehe das Mahl ganz sein Ende erreichte, hatte Hortensie sich still zurückgezogen; und unter dem Vorwande eines heftigen Kopfschmerzes erschien sie nicht wieder. Der Graf wollte sich entfernen, aber der General hielt ihn zurück. — „Mein junger Freund," sagte er lachend, „man muß den Mädchen nicht Alles glauben, und Hortensie ist so launisch, wie irgend Eine, aber man muß sich solche Launen nicht über den Kopf wachsen lassen, das ist eine goldene Regel, die ich Ihnen gebe. Ich habe Ihrer Frau Mutter versprochen, daß wir Alle heute die Oper besuchen wollen, Hortensiens Kopfschmerz ist die Folge unseres Lachens und Trinkens, was sie nun einmal nicht leiden mag, allein sie wird sich fügen, und jetzt uns begleiten. — Mache sie mit meinem Willen bekannt, liebe Frau," sagte er, „und keinen Widerspruch."

Er zog die Augenbraunen finster zusammen, und strich sich den weißen Bart, als er aufstand, und die Generalin schien bei einem solchen Zeichen die entschuldigende Rede zurück zu drängen. Sie entfernte sich still.

„Sehen Sie, Graf," sagte der General, „so müssen Sie Ihr Haus halten. Meine Frau hat Hortensien verzogen, denn ein einziges Kind wird nie die richtige Erziehung empfangen, aber wenn es sein muß, muß der Wille des Mannes doch herrschen."

In dem Augenblick trat Hortensie herein, bleich und still wie immer, aber völlig zur Fahrt bereit.

Der General betrachtete sie einen Augenblick, dann ging er einige Schritte im Saale, plötzlich aber kehrte er um, und sagte sehr sanft: „Du bist doch wohl recht unpaß, mein Kind?"

„Es geht besser, lieber Vater," versetzte sie.

„Nein, nein," erwiederte er ängstlich, „Dein Auge ist so trübe, und wie Deine Stirne brennt; Du solltest doch wohl zu Haus bleiben."

„Ich fühle mich um Vieles besser, mein guter Vater."

„Aber, mein Kind, das Licht der Lampen, die Menge der Menschen, und die Anstrengung des Sehens sind Dir gewiß schädlich. Thu' mir die Liebe, mein gutes Mädchen, und bleibe, ich werde Dich bei der Gräfin entschuldigen. Sie sehen selbst, lieber Graf, es ist unmöglich, und ich war hart gegen Dich, es zu verlangen, du armes, liebes Kind." — Er preßte sie zärtlich an sich, und überhäufte sie mit Liebkosungen. — „Sagen Sie es ihr, lieber Graf," rief er, „sie muß zu Haus bleiben."

„Bei solchem Krankheitszustande würde ich selbst

darum bitten," versetzte der Graf, und ein spöttisches Lächeln schwebte um seine Lippen.

„Warum soll ich bleiben?" versetzte sie schnell; „mir ist wohler, und die Fahrt im offenen Wagen wird mich ganz herstellen. Die Gräfin würde zürnen, ich bin bereit, der Wagen soll vorfahren."

Das Letzte wurde so bestimmt von ihr gesprochen, daß kein Einwand möglich schien, und in wenigen Minuten rollte die Equipage dem Opernhause zu.

8.

Alle Logen waren gefüllt, und als die Gesellschaft die ihre erreichte, sahen sie schon im Vordergrunde derselben die Gräfin mit der Stiftsdame, und daneben den alten Komthur und den Baron Roden, welche sogleich ihre Plätze den Damen abtraten, und sich in den Hintergrund zogen. — Die Gräfin strahlte in glänzenden Diamanten, und blickte nicht ohne Mißbilligung auf den einfachen Anzug Hortensiens. — Alle Augen und Gläser aus den Logen umher waren auf die Braut gerichtet, denn seit mehreren Tagen war die Verbindung Beider ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den glänzendsten Kreisen, und die Neugier spannte sich um so höher, je weniger man bis jetzt sie gesehen hatte. — Hortensie erröthete und erbleichte wechselnd, ein

peinliches, unheimliches Gefühl erdrückte sie, denn wohin sie sah, erblickte sie lauschende, gespannte Gesichter, und hundert Gläser aus der Nähe und Ferne, welche sie zu durchbohren schienen. Sie zitterte vor Unwillen und Scham, und bereute es, so schwankend in ihrem Willen gewesen zu sein. Dann aber trat ein Lächeln der Verachtung auf ihre Lippen, und kalt musterte sie die flüsternden, lachenden Gruppen, welche ihre Glossen und Bemerkungen sich mitzutheilen schienen. — „Das also ist eine der Freuden dieser gepriesenen, großen Welt," dachte sie, „eine große Narrenfamilie, zusammengekommen, den lästernden Augen und Ohren Nahrung zu bieten, und von der Zunge den schlechtesten Gebrauch zu machen. O, mein Himmel! wie wenige deiner Geschöpfe verstehen den rechten Gebrauch vom Leben zu machen; wie klebt doch Alles an dem äußeren Taumel der Sinne, und wie Wenige denken daran, daß dies nur ein bunter Schein der Täuschung ist. Und diese leichtsinnigen Wesen nennen sich Menschen, Ebenbilder der Gottheit, ohne je das innere Leben der Seele begriffen zu haben, ohne je daran zu denken, daß ein ewiger Richter Rechenschaft von jeder Stunde fordern wird." — Mit Verachtung wandte sie ihre Blicke fort, und lauschte den Tönen des Orchesters, welches so eben, die schöne Ouvertüre zu Mehüls Joseph in Egypten begann.

Die ernsten, getragenen Accorde sprachen mild zu ihrem empörten Gefühl, und das Feierliche, Er-

habene darin versöhnte sie. Das gefüllte Haus war still, und Hortensiens Herz öffnete sich sanfteren Gedanken. — „Laß doch die Welt," sagte sie, „es ist ihre Sitte so, und wenn ich besser bin, als jene, habe ich ein Recht darüber zu zürnen? O! und wer weiß denn, wie viele verwandte Seelen hier schlagen. Dieser Zauber der Musik hat etwas Göttliches, der Stoff ist ernst und erhaben, dem heiligsten aller Bücher, der Bibel, entlehnt. Es ist nicht Recht, ihren Inhalt auf diesen Schauplatz zu verpflanzen, aber er kann auch hier die Sünder bessern, und nicht umsonst sehe ich dies Haus so gefüllt, wohl Mancher ist darunter, der bekehrt von nun an auf anderen Wegen wandelt."

In dem Augenblicke hörte sie Roden zu dem Grafen sagen: „Es wundert mich, daß dies alte Stück das Haus noch so füllt."

„Die Musik bleibt immer gut," versetzte dieser, „und triumphirt über den langweiligen Bibeltext."

„Aber auch die Musik ist veraltet mit ihrem kirchlichen Anstrich," sagte Roden, „obgleich das Feuer der Revolution darin erkennbar ist. Man hört, daß Gluck sein Lehrer war; er hat diese kalte Hoheit der Classicität nie ganz abschütteln können, und abenteuerlich bleibt es immer, daß er, der Atheist, der Revolutionslieder-Dichter, eine Kirchengeschichte mit diesem Geiste bearbeitete."

„Vielleicht," sagte der Graf, „fand er im Stoffe, der Gewalt, Unterdrückung und edle Rache behan-

delt, einen Anknüpfungspunkt seiner Gefühle. Uebrigens würde dies Haus heute eine Wüste sein, wäre das Ballet nicht nach der Oper. Josephine tanzt, das ist genug, um es zu füllen."

„Josephine?" versetzte Roden lächelnd und mit besonderem Nachdruck.

„Ist dies Ihre gewöhnliche Loge, Graf?"

„Nicht ganz," sagte der Verlobte, „sonst war ich dort vorn, dicht an der Bühne. Man sieht jede Bewegung dort besser."

„Und versteht jeden Ausdruck, jeden Wink der Augen," fuhr Roden leiser fort.

„Sie hat die schönsten Augen im Himmel und auf Erden, Roden," sagte der Graf mit einer Erregtheit, die Hortensiens Blut zu Eis erstarrte. „Augen, in welchen Diamanten verkohlen, die Welt, die Sterne, alle Engel und Gott selbst verbrennen könnten, und —

Die Musik verschlang den Rest seiner Rede, aber mit tödtender Kälte war jedes Wort in Hortensiens Brust gedrungen.

Eine Unruhe, ein Schmerz, ein nie gekanntes Weh folterten sie, und wie empfindungslos starrte sie auf die Bühne, ohne begreifen zu können, was sie hörte. — Der Graf suchte sie in den Zwischenacten zu unterhalten. — Er nannte ihr die Anwesenden, und fragte theilnehmend nach ihrem Befinden. — Eine fahle Blässe bedeckte ihr Gesicht, ihre Hand war zitternd und kalt, Stirn und Augen

brannten und glühten. — „Sie sind krank, liebe Hortensie," sagte der Graf, „lassen Sie uns gehen, erlauben Sie mir, nicht zu gestatten, daß Sie länger hier verweilen."

Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Schweigen Sie," sagte sie leise, „ich werde niemals das Vergnügen meiner Eltern stören, ich bin auch nicht krank, durchaus nicht." — Sie fragte schnell nach mehreren Damen, dann nahm sie den Zettel der Ankündigung, und las die Personen der Darsteller.

„Wer ist die Königin von Golkonda?" sagte sie. „Mademoiselle Josephine." „Ist sie schön?" — „Sehr schön," sagte der Graf. „Sie ist die gefeierteste Künstlerin des Ballets."

„Beschreiben Sie mir diese Theaterkönigin ein wenig näher," sagte Hortensie hastig und laut, und sah zu dem Grafen empor.

Eine schnelle Röthe färbte seine Stirn. Man hatte diese Forderung in der Nebenloge gehört; sie war mit jungen Herrn gefüllt, die leise flüsternd und lachend ihn betrachteten. — Kaum vermochte der Graf die Heftigkeit seiner Empfindungen zu verbergen. — „In wenigen Minuten" sagte er, „werden Sie selbst urtheilen können, so eben beginnt die Ouvertüre; Sie werden sich überzeugen, meine theure Hortensie, daß der Geschmack der Residenz kein verwerflicher ist."

„Der Geschmack an einer Tänzerin," sagte Hortensie mit Bitterkeit, „muß immer ein verwerflicher

sein." — Kalt wendete sie sich ab, und der Graf setzte sich verstimmt ihr gegenüber. — Hortensie senkte die Blicke vor sich nieder, und überließ sich ganz ihren Gedanken und den bitteren Empfindungen. — Sie wußte selbst nicht ganz, weshalb sie mit wachsendem Hasse nur an die Tänzerin denken konnte; aber eine Tänzerin war unter allen Sünderinnen die sündigste. Noch hatte sie keine gesehen, noch nie einem Ballete beigewohnt; sie haßte und verachtete nur das, was ihre inneren Vorstellungen ihr zeigten, aber es war genug, um den heftigsten Abscheu gegen sie zu erregen, und seltsam wiederholten sich ihr immer und immer die Worte des Grafen: Sie hat die schönsten Augen im Himmel und auf Erden, Augen, in welchen Diamanten verkohlen, die Welt, alle Sterne, alle Engel und Gott selbst verbrennen könnte. — Ihr schauderte vor diesen schrecklichen Worten, verbrecherisch gegen den Himmel und gegen ihr eigenes Herz gerichtet, von einem Manne, dessen Gefährtin für ein ganzes Leben sie werden sollte. Welcher Leichtsinn, welche Verruchtheit leuchtete aus diesen Vergleichen! Was hatte sie von dem zu erwarten, der so gottlästerlich von einer Tänzerin zu reden vermochte.

Ein betäubendes Händeklatschen schreckte sie empor, sie richtete die Augen gegen die Bühne, da stand sie vor ihr die Vergötterte, und ein Lächeln des Spottes und des Hasses zitterte um ihren Mund.

* *

Geschminkt, mit falschem Flitterstaate umhängt, mit einer Krone von Goldpapier auf dem Kopfe, wie aus dem Narrenhause entsprungen, erschien sie ihr; und dies kleine gelenkige Wesen, mit den frechen, lachenden Mienen, mit Augen, die musternd die Reihen der Zuschauer durchirrten, konnte sie die Köpfe vernünftiger Menschen so verwirren? — Sie war vor Erstaunen außer sich, denn ganz etwas Anderes hatte sie erwartet, nur nicht diese kleine, unbedeutende Erscheinung. — Fest hingen ihre Blicke an ihr, die Loge war nahe an dem Proscenium, und Hortensiens Auge hatte die Schärfe des Falken. — Als die Königin sich auf ihren Thron gesetzt hatte, und die Tänze begannen, verdoppelte sich die Aufmerksamkeit des Fräuleins; denn wohin sollte sie ihre Blicke wenden? — Sie erröthete tief vor Scham, als sie die Reihen halbnackter, weiblicher Gestalten erblickte; Zorn und Unwillen stritten in ihrem Herzen, sie gelobte sich feierlich, niemals wieder einem so sittenlosen, verderbten, entehrenden Schauspiele beizuwohnen, und doch wußte sie nicht, wen sie tiefer verachten sollte, die, welche hier öffentlich sich Preis geben, oder jene, welche es verlangten, und jeden Sprung, jede Schwenkung der Füße mit lautem Jubel und Beifall begleiteten. Gern wäre sie jetzt diesem schändlichen Anblicke ganz entflohen, wenn es irgend noch möglich gewesen wäre. — So starrte sie denn fest und unverwandt auf die Königin hinab, und mit dem tiefsten Unmuthe durchmusterte

sie Zug um Zug, ohne irgend einen Reiz darin zu entdecken. Eben so starr und fest aber, wie sie die Tänzerin betrachtete, schaute diese zu ihr hinauf. Die flammenden, großen Augen Josephinens hatten unablässig umhergesucht, bis sie den Grafen im Hintergrunde der Loge entdeckte, wie er den Arm auf die Höhe der Logenlehne gestützt, und die Hand wie nachdenkend über Stirn und Augen gedeckt hielt, während er zwischen den Fingern blinzelte, und ungestört die Geliebte betrachtete. — Die kleine Tänzerin kannte diese Stellung genau, sie kannte die kleine, weiße Hand, mit dem blitzenden Solitär, dessen Strahlen ihr, wie der Liebesstern, entgegenglänzten, und sie lächelte und flüsterte dann ihrer Gefährtin zu, und starrte wieder hinauf, und zeigte die zwei Reihen kleiner, glänzender Zähne, und flüsterte und lachte dann wieder, und legte endlich die Hände auf ihr Herz.

Der Graf fuhr erschreckt empor. In den fröhlichen Stunden, welche er mit Josephinen so oft verplauderte, hatten Beide auch eine Zeichensprache verabredet, die um so mehr Reiz für sie hatte, als sie mit deren Hilfe lange Liebesgespräche in Fragen und Antworten hielten, und mitten unter Tausenden, welche ihre Blicke auf die Tänzerin richteten, ein öffentliches, süßes Geheimniß gewährten. Die Zeichen waren mannichfaltig; aber wenn er die Hand über die Stirn deckte, sollte das heißen: „Darf ich Dich noch heute besuchen?" und legte sie die Hand

auf's Herz, so erwiederte sie dadurch: „Ich erwarte Dich.“ — Absichtslos hatte der Graf gehandelt, als er, vielleicht aus Gewohnheit, oder um besser nachzusinnen, seine Hand den alten Dienst verrichten ließ; aber wie ein elektrischer Funke durchzuckte ihn die unverhoffte Antwort. — Unruhig bebte sein Herz, allein in diesem Augenblicke hätte er dem heißgeliebten, zauberischen Wesen Alles hinwerfen, Alles opfern mögen; Namen, Rang, Verwandte, Ansprüche, sein ganzes Leben für eine Stunde in ihren weichen, warmen Armen. — Was hatte er von der stolzen, kalten Hortensie zu erwarten, die bleich, wie ein Bild aus Wachs, vor ihm saß? Kalt, wie ein Winterabend, hochmüthig, wie ein ächtes, deutsches Fräulein, eine Frömmlerin in jedem Worte, eine Prüde in jedem Fingerzucken; und dort die Glut des Lebens, die stürmische Gewalt des heißen Blutes, der volle Zauber einer hohen Schönheit, mit allem hinreißenden Reize jenes neckenden Uebermuthes, jener halb kindischen Koketterie, und den bizarren, wunderlichen Launen eines liebenswürdigen Eigensinnes, der so unwiderstehlich die Herzen der Männer fesselt. — Welche Vergleichungspunkte für sein heißes, sehnsuchtsvolles Herz! — Er zitterte, sein Auge verdunkelte sich von einer Thräne, die heiß auf seine Wange niederrollte, und eine kalte Hand legte sich auf sein Herz, als er daran dachte, daß in wenigen Tagen ein feierlicher Schwur ihn auf ewig mit Hortensien vereinen würde. — Aber

bald tröstete er sich mit neuen Träumen. Er kannte viele, die ohne Liebe geheirathet hatten, und er war reich und vornehm genug, um ganz nach den Wünschen seiner Mutter, diese Verbindung mit Mauern von Eis zu umwallen. Und Josephine hatte ja seine Hand ausgeschlagen, das seltsame Mädchen verachtete ja die Ehe; sie hatte Alles, was er wünschte, an abenteuerliche, fantastische Bedingungen und Träume geknüpft, die er nur zu zerstören brauchte, um in ihren Armen das wahre Glück der Liebe und Hingebung zu genießen. Hortensie war ein kalter, abgestorbener, schattenloser Baum, der vom Gärtner nur geduldet wird, weil er nicht weiß, woher das Feuer nehmen, um ihn zu verbrennen; Blüthen und Früchte aber winkten nur aus Josephinens dunklen Wimpern, die eine süße Nacht voll namenloser Wonnen bedeckten. „Das Schicksal der Menschen ist verschieden," sagte er, „und meine Mutter hat vollkommen Recht: Eines schickt sich nicht für Alle! — Glücklich der, welcher sein Herz ganz dem liebenden Weibe geben darf, das der Priestersegen auf immer mit ihm vereinte; glücklich der, welcher nach Wahl und Neigung die schöne Freundin mit sich verbindet, ohne welche zu leben er für das größte, schwerste Schicksal seiner Tage hält. Und wie traurig ist es, daß so viele Schiffe des Lebens verlassen von diesem heiligen Feuer scheitern und in Trümmer sinken. — Aber wir können nicht Alle den gleichen Weg wandeln. Umstände, sagt man,

bestimmen die Schicksale der Menschen, und die armselige Göttlichkeit zerschellt an dem ersten, besten Ungefähr. Wäre ich ein Mann des Volkes, meine theuersten Wünsche krönten sich leicht; ich gehöre einer bevorzugten Kaste an, und das macht mich unglücklich. — Unglücklich?" sagte er langsam, „o Thor! du bist so glücklich, so beneidenswerth in hunderttausend Augen, und sprichst von Unglück. — Was ist es denn mehr, daß ich gezwungen bin, einer Ungeliebten meine Hand zu reichen? — Es ist die Hand und nicht das Herz. Ja, wenn das Priesterwort mit jener finstern Zaubermacht verbunden wäre, widerstrebend, sich verwünschend, Fluch auf den Lippen und im Herzen, dennoch in wahnsinniger Liebesglut sich zu der ungeliebten Frau wenden zu müssen, vom Hexenspruch ergriffen, gegen den der Mensch vergebens ringt, dann erst wäre es entsetzlich. — So aber laß die Zeit nur rollen, Hortensie ist schön genug, um wenigstens die Flitterwochen erträglich zu machen, und wendet sie sich von mir als traurige Moralistin, als betende Büßerin, als fanatische, unleidliche Pietistin, um so schlimmer für sie. Dann stürze ich mich in Deine Arme, meine einzige, göttliche Josephine, dann hülle mich wieder in das Meer deiner schwarzen Locken, dann verbirg mich vor der Welt, dann laß mich leben und sterben in deinen Küssen." — Er unterbrach seine Phantasien, denn der Vorhang rollte auf, und die reizend schönen Scenen des Ballets, in welchen

die Königin ihren Geliebten prüft, begannen. — O, was hätte der Graf gegeben, wenn er an die Stelle des Glücklichen in ihre Arme eilen, sie vor tausend Augen an sein liebeheißes Herz ziehen durfte. Dann begann der liebliche Tanz Josephinens, und eine lautlose Stille herrschte, die gespannteste Aufmerksamkeit verfolgte jede ihrer wunderbar schnellen Bewegungen; jede graziöse Attitüde, jede der verschiedenen Tanzfiguren, welche sie mit zauberhaftem Reize, und dem Ausdruck der höchsten Grazie vollendete. Jubelnde Acclamationen begleiteten jeden Abschnitt ihres Tanzes, und diese steigerten sich zu dem lauten Geschrei des höchsten Beifalls, als sie den ätherisch zarten Körper auf den äußersten Spitzen der Füßchen wiegend, erhob, und den pfeilschnellen Bogen mit einer kunstvollen Pirouette beendete. —

Hortensie wendete sich verächtlich von dieser Scene, in welcher die kleine Tänzerin die höchste Kunst mit der verführerischesten Koketterie mischte. Die weißen, vollen Arme und Hände, geschmückt mit strahlenden Diamanten, waren grazienhaft gesenkt, das Köpfchen lehnte sich seitwärts, ein reizendes Lächeln schwebte auf den feinen Lippen, und ließ den Schmelz der weißen Zähne durchschimmernd erblicken; die schwarzen Locken und Flechten fielen im reichen Gewirr auf den schönen Hals und Nacken, und das dürstende, glühende Augenpaar unter den langen, halbgesenkten Wimpern warf ein verzehren-

des, unwiderstehliches Feuer in alle Herzen. — Bei dem betäubenden Beifall, der die Künstlerin belohnte, wendete sich Hortensiens Blick zu dem Grafen. Da stand er ihr gegenüber, die Augen starr auf die Tänzerin gerichtet, Entzücken, Begeisterung in jedem Zuge, Beifall rufend dem verächtlichen Wesen dort unten auf den Brettern der Sünde; vergessend den Anstand, die Schicklichkeit, die Würde seines Ranges, vergessend, was er ihr schulde, nur ergriffen von den gemeinen, sinnlichen Gefühlen für die buhlerischen Künste eines halb entkleideten, verworfenen Geschöpfes. — Und das Auge eines beleidigten Weibes sieht scharf. Sie bemerkte den ungemeinen Antheil leicht, welchen Graf Heinrich an der Tänzerin nahm. Seine Hand zitterte, als er sich zu Roden wendete, und dessen Arm ergreifend ihm einige Worte zuflüsterte, bei denen seine Augen jenen verklärten Ausdruck erhielten, den die Liebe allein geben kann.

In Hortensiens Brust tönte dumpf eine leise Stimme, die unaufhörlich ihr zurief: Er liebt sie und verspottet dich! — Sie lächelte wohl einen Augenblick über diese Thorheit, aber wenn sie Roden betrachtete, wenn sie dessen gehaltenes Benehmen, dessen würdige Ruhe mit der fieberhaften Empfindung verglich, welche die Stirn und Wangen des Grafen röthete, schien die Gewißheit ihr vollkommen, und sie beschloß in diesem Augenblick, auf

irgend eine Weise sich davon die Beweise zu verschaffen.

Dann aber fiel es ihr wieder ein, welche Wege sie einschlagen müsse, im Falle ihre Entdeckungen sich bestätigten. Ihre Vermählung sollte in wenigen Tagen erfolgen, und sie wußte, wie schmerzlich ihre Eltern ergriffen sein würden, wenn sie diese jetzt noch auflösen wolle. Und welche Gründe hatte sie dafür, selbst wenn ihr Verlobter eine Neigung für Josephinen gefaßt hätte? Man würde sie kindisch und albern genannt haben, und sie mußte sich selbst so nennen, wenn sie Alles erwägte. Roden hatte ihr vorher im Gespräch gesagt, daß es Ton und Sitte sei, die Künstlerinnen der Bühne zu besuchen, und daß er selbst mehrere derselben häufig sehe und spreche. Sie hatte ihn gefragt, ob ihr Verlobter diese Sitte auch übe, und der feine Baron hatte lächelnd die Achseln gehoben, und sich mit Unwissenheit entschuldigt. Aber es war sicher, er kannte Josephinen, er besuchte sie vielleicht, sein lebhafter Antheil sprach zu sehr dafür, doch was ihr als eine Sünde erschien, das wußte sie wohl, kam Andern wohl gar als Tugend vor, und die Welt zollte dem Bewunderung und Neid, der am frechsten die Moral der gewöhnlichen Menschheit mit Füßen tritt.

Das Ballet war beendet, und kaum vermochte Hortensie ihre Ungeduld so lange zu zügeln, bis die Gräfin sich erhoben hatte, und von Roden begleitet

die Loge verließ. Sie hörte den tausendstimmigen Ruf der Menge nach der reizenden Tänzerin, und fand ein Vergnügen darin, den Grafen, der starr nach der Bühne hinabsah, zur Eile zu mahnen. — Das Wogen der befriedigten Zuschauer, welche den großen Corridor füllten, trennte die Eltern von ihnen, schweigend stiegen sie die breite Treppe hinab; im Augenblick trat der Hof aus der großen Loge, geschäftige Diener vorauf, welche Platz zu machen strebten, und mühsam nur soviel Bahn erhalten konnten, als die höchsten Personen, welche ihnen folgten, bedurften. Neugierige drängten sich von allen Seiten, und nur mit Mühe vermochte der Graf Hortensien auf den Stufen, wo sie standen, zu halten. Kaum aber war der Hof vorüber, als der Schwarm der Aufgehaltenen ihm nachströmte, die oberen Logenreihen entluden die Massen ihrer Bevölkerung, und unten hatte das Parterre noch keinen Ausgang gefunden. — Ein furchtbares Gedränge entstand, Familien, welche sich nicht trennen wollten und fest an einander hielten, vermehrten dies. Geschrei, Gelächter, das Weinen einiger Kinder, dazwischen das Rufen der Getrennten, Alles bildete ein unbeschreibliches Getümmel. Zum Ueberflusse stolperte ein Mann, der sich Platz zu machen suchte, er fiel, und ein Schwarm von Menschen jedes Alters und Geschlechts stürzte über ihn hin. Fluchen und Schimpfen, Angstgebrüll und Schmerzenslaute mischten sich mit dem Gelächter des Spottes und

den Zeichen des Mitleides, und Hortensie gelobte sich nochmals, nie wieder in diese entsetzliche Freude der großen Welt sich zu mischen. Sie zitterte vor Besorgniß um ihre Eltern, und wagte doch nicht den Grafen zu bitten, diese zu suchen, denn um alle Güter der Erde wäre sie nicht allein hier unter dem rohen Haufen in einem Winkel der Treppe geblieben.

In dem Augenblick sah der Graf eine korpulente Dame mitten in dem dichten Gedränge hilflos ringen. Ihr weißer, mit Straußenfedern geschmückter Hut hing auf die breite Schulter eines großen Menschen mit rothem Haar und gemeinem Gesicht, und die Hand, welche sie zum Schutze emporstreckte, war mit einem Juwelenbande geschmückt. Eine entsetzliche Ahnung sagte dem Grafen, daß dies seine Mutter sei. Im Augenblick hörte er auch die angstvolle, aber befehlende Stimme der Gräfin, welche immer noch einen Theil ihrer Würde bewahrte, und dem Haufen Ehrfurcht einzuflößen suchte, während sie vor innerer Scham, Angst und Ekel zitterte. „Mein Gott, welche Abscheulichkeit," rief sie, „machen sie Platz, lieber Pöbel, machen sie Platz!"

Ein lautes Gelächter war die Antwort. „Was zum Teufel," rief der große Kerl, „wer ist hier der liebe Pöbel? Was will die alte, dicke Person damit sagen?" Und mit einem kräftigen Ruck zerquetschte er den Hut mit den Straußenfedern zwischen den Schultern der Gräfin und den seinen.

Entsetzt und einer Ohnmacht nahe, sank die Gräfin auf ihren Nachbar zur anderen Seite, der nicht minder ungalant war, und sie dem ersteren wieder zuschob. — „Lieber Pöbel!" rief ein junger, blonder Mensch lachend, „hier ist Preßfreiheit, laß Dir dies kostbare Gut nicht entreißen!" — Ein brüllendes Gelächter folgte diesem Witze, und die Gräfin würde wahrscheinlich ein Spielball dieser fühlbaren Freiheit geworden sein, hätte in dem Augenblicke nicht eine starke Hand den großen Kerl zur Seite gestoßen, und Roden sich plötzlich zwischen Beide gedrängt; zugleich ward auch der blonde Witzbold von dem Grafen fortgeschoben, und beide führten die vernichtete Gräfin zu Hortensien, verfolgt von einem schallenden Hohngelächter und neuen Witzeleien der Menge.

Die Gräfin war bleich wie eine Leiche. „Meinen Wagen," sagte sie kaum hörbar, und lehnte sich erschöpft an die Mauer.

„Alles ist bereit, meine gnädigste Frau," erwiederte Roden. „Ich bin in Verzweiflung über Ihren Unfall."

„Ich werde ihn nicht überleben," rief die Gräfin. „Diese Brutalität eines nichtswürdigen Pöbels tödtet mich."

Mit Mühe nur war die empörte Frau von weiteren Acclamationen abzuhalten. Die Gänge waren inzwischen leerer geworden; Roden und der Graf konnten leicht die Damen zu einem Nebenausgange

führen, und dort erblickten sie in den Equipagen das Stiftsfräulein und Hortensiens Eltern in voller Sicherheit.

Die Gräfin war untröstlich. „Nichts soll mich hier zurückhalten,“ sagte sie, „wo aller Anstand, alle Ehrfurcht vernichtet ist.“

„Der Gedrang war zu groß,“ sagte Roden zu dem jungen Grafen. „Ich bat Ihre Frau Mutter am Eingange des unteren Corridors zu warten, und suchte den Bedienten im Vorsaale.“

„Ich konnte nicht länger dort warten,“ erwiederte die Gräfin, „es war eine Hitze zum Ersticken, ein odeur pénétrant, ich that zwei Schritte zur Seite, plötzlich war ich von dem gemeinen Haufen umringt, ergriffen und fortgezogen. Diese Horreur macht mich zittern, so lange ich lebe.“

Die Damen wurden in die Wagen gehoben, und beide junge Männer beurlaubten sich. Langsam gingen sie über den Platz, plötzlich aber stand der Baron still, der Graf nicht minder, beide sahen sich einen Augenblick starr an, und dann brachen beide in ein lautes, unauslöschliches Gelächter aus.

„Meine Mutter unter Fleischhauern und Ladendienern, eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge,“ rief der Graf; „die hochgeborne Hand auf die riesenhafte Schulter eines Eckenstehers, und der Hut mit den zerknickten Federn, ein memento mori irdischer Vollkommenheit, auf dem Rücken eines

rothhärigen Gauners. — Nie werde ich diesen Anblick vergessen!"

„Lieber Pöbel, lieber Pöbel! Diese Anrede ist so kolossal, wie der Riese von Rhodus," rief der Baron unter erstickendem Lachen. „Eine ganze Flotte von Vergangenheit segelt damit in den Hafen der modernen Welt, zum unermeßlichen Erstaunen aller Lebendigen, die es als ein Wunder anstaunen." — „Und ist es nicht auch ein Wunder, dieser seltsame Ueberrest untergegangener Herrlichkeit?" rief der Graf. „So staunt ein Jahrhundert das andere an, und verhöhnt die Sitten seiner Vorgänger."

„Kommen Sie, Graf," sagte Roden, „kommen Sie mit mir, ich führe Sie zur Abwechselung einmal mitten in eine moderne Welt. Unter Menschen, durch und durch von dem demokratischen Geiste der Zeit beherrscht, unter Menschen, die sich höher und besser dünken, als Fürsten auf ihren Thronen, und die doch weit entfernt sind, irgend eine Herrschaft auszuüben, als über sich selbst."

„In das Reich der Armuth also," sagte der Graf.

„Armuth," versetzte Roden. „O! lieber Graf, ein Armer übt am wenigsten eine Herrschaft über sich. Er lebt in einem Käfige, an dessen Gittern er mit dem Ingrimme eines Tigers auf Alles schaut, was freier ist, als er, und die Eisenstäbe verflucht, die ihn hindern, jeden Glücklicheren zu zerreißen.

Sie kennen keine Armuth, ich möchte Sie auch dahin führen."

„Ich mag sie nicht sehen," versetzte Graf Heinrich, „denn ich bin kein Gott, um Hilfe zu bringen."

„So sagt der Mensch im Reichthum, um seine Vorwürfe zu vernichten," erwiederte Roden. „Wer hat die Welt dahin gebracht, wo sie ist? — Ach! das ist ein langes, furchtbares Kapitel, ein Kapitel des Elends von tausend Jahren, über welches der Racheengel mit dem Schwerte des Damokles schwebt. Wollen Sie mich begleiten, ich will Sie zu einer Familie führen, zertreten von der Welt, vernichtet von Elend und Unglück, verhöhnt von der Menschheit, und ausgestoßen mit dem Brandmark der Schuld und des Verbrechens an der Stirn, und doch schuldlos und gut."

„Es mag Viele so geben," sagte der Graf, „und traurig genug, daß es so sein muß. Allein die Welt ist einmal die Welt, und wir werden nichts daran ändern. Kann Geld helfen, so soll meine Hilfe nicht fehlen, allein jetzt muß ich Sie verlassen. Morgen, lieber Roden, führen Sie mich zu Ihren Demokraten, Ihren Elenden und Geschlagenen, und ich will barmherzig sein, wie der Samariter."

Mit einem finsteren Blicke sah Roden dem Grafen nach. „Geh hin, Thor," sagte er, „wirf Dich in die Arme der Tänzerin, führe die fromme, kalte Hortensie zum Altare, mische alle Karten des

Lebens, schwelge im Genusse des Reichthums und Deines Leichtsinnes, bald genug wird Dein Schicksal mächtiger sein, als Du."

9.

Als der Graf schnell in die Straße bog, wo Josephine wohnte, sah er ihre Fenster hell erleuchtet, zugleich hörte er auch den Wagen rasch heranrollen, der sie aus der Oper brachte.

Leicht hüpfte sie heraus und erkannte ihn sogleich, wie er in seinen Mantel gehüllt, an der Thür ihr entgegentrat. „Das ist schön, Heinrich," sagte sie freundlich mit dem zierlichen Köpfchen nickend, „ich glaubte schon, Du würdest die alten Zeichen nicht mehr recht verstehen wollen und ausbleiben. Komm geschwind, es ist kalt hier, und ich möchte Dir gern einen Kuß geben, denn Du sahest wunderhübsch in der Loge aus."

Sie hing sich an seinen Arm und die Thür fiel hinter ihnen zu. Plötzlich erscholl draußen ein lautes Gelächter. Schneidend voll Hohn und Spott gellte es im Herzen des Grafen wieder. Er glaubte die Art zu erkennen, wie sein Vetter, der Gelehrte, es zu machen pflegte, wenn er mit zerreißendem Spotte irgend ein Opfer seiner maliziösen Einfälle verhöhnte, und ein unwillkürliches Zittern durchbebte seine Nerven. Auch der Gewaltigste ist schwach,

wenn sein Gewissen schlägt, und aus dem Dunkel der Nacht trat die kleine, breite, schwarze Gestalt mit dem grotesken Haarschmuck und den scharfen, kleinen Augen funkelnd vor Schadenfreude und Rachlust vor seine Seele.

Jetzt kam die alte Christine mit Licht herbei, und erblickte mit mißmuthigem Erstaunen den Grafen an der Seite ihrer Gebieterin. Alle traten in das große, helle Zimmer, und verwundert blieb der Graf an der Schwelle stehen. Die reizende Unordnung, welche so oft ihn hier gefesselt, war nicht mehr zu schauen, Alles war so sauber aufgeräumt, so zierlich geordnet, so blank und nett, wie er es nie gekannt. Auf dem Tische aber brannte eine große, reich vergoldete Astrallampe, und unter ihr stand aufgeschlagen ein Kästchen mit einem wunderschönen Schmuck, dessen blitzende Steine ein tausendfarbiges Gefunkel über das Zimmer warfen.

Josephine warf den Mantel ab, und der Graf, welcher gehofft hatte, die reizende Königin von Golconda im Glanze ihres Ranges zu schauen, sah sich abermals getäuscht. Sie hatte Alles abgelegt, was daran erinnern konnte, und ein Schmerz durchzuckte ihn, denn sie wußte es, daß er so gern sie geschmückt sah, wie sie auf der Welt der Bühne die Herzen bezauberte. Aber dennoch war sie unendlich reizend. Ein weiter Nachtmantel von Seide von der zartesten Röthe der Pfirsichblüthe bedeckte die schlanke Gestalt. Josephine hatte die Schnuren daran fest zugezogen,

und ihre schwarzen Locken sanken voll über das faltenreiche Gewand hinab. Wie ein Engel der Freude und Liebe schwebte sie vor den entzückten Augen des Grafen, der zitternd ihre kleinen Hände hielt, und sie dann mit einem tiefen Seufzer sinken ließ.

„Du seufzest, Heinrich,“ sagte die Tänzerin lachend und fiel ihm um den Hals. „O, Du thörichter Mensch! wie oft habe ich Dir gesagt, daß nichts Dich schlechter kleidet, als die fatale Sentimentalität. Weil Du sentimental warst, haben wir uns gezankt, und Du bist fast vierzehn Tage nicht bei mir gewesen, und überhaupt, Dein Gesicht ist durchaus nicht für Kummer und Thränen gemacht, obgleich die Blässe Deiner Stirn Dich recht gut kleidet. Wer einen so schönen, lachenden Zug um den Mund hat, wie Du, und wo Zähne darunter stecken, weiß wie die Deinen, der ist ein Narr, wenn er ein einziges Mal ernsthaft wird.“ — In dem Augenblicke sah sie das Kästchen auf dem Tische stehen. Sie riß sich aus den Armen des Grafen, und sah verwundert und erfreut auf das reiche Geschenk.

„Von wem, Christine, von wem?“ rief sie, und wand das Collier um den schnell entblößten Hals, steckte das strahlende Schlangenband an den Arm, und warf Ohrgehänge, Broche und Diadem aus dem sammtnen Futteral.

„Von wem anders wohl, als von unserm lieben Prinzen?“ sagte Christine freundlich. „Der liebe Herr war selbst hier und brachte es, ja mit der

eigenen, hohen Hand stellte er es hier auf, und setzte die Lampe so, daß die schönen Steine so recht gegen die Thür hin strahlten. Aber leider sieht Mancher nicht auf dieser Welt den Fruchtbaum vor dem Dornenstrauch."

Josephine lachte laut. „Siehst Du, Heinrich," sagte sie, „der Dornenstrauch bist Du, und ein recht tüchtiger, stachelvoller Strauch. Aber gefalle ich Dir nicht, sind die Steine nicht wunderschön?"

„In der That, wunderschön," erwiederte der Graf mit einem finstern Blicke.

„Sei freundlich, Lieber, sei gut!" rief Josephine, und warf die Schmucksachen fort. „Komm, setze Dich zu mir, laß uns plaudern, denn ich bin sehr müde, Du wirst nicht lange hier bleiben können. — Du wunderst Dich wohl, wie Alles so ordentlich bei mir aussieht," fuhr sie fort. „Christine ist daran Schuld, ich nicht. Seit einigen Tagen besucht mich zuweilen der Prinz, und die alte Person hat eine so lächerliche Hochachtung vor seinem Namen, daß sie darauf besteht, es müsse vornehm bei uns aussehen."

„Er wird Dich schon dazu machen," sagte der Graf, „sorge nicht."

„Meinst Du zur Prinzeß?" rief sie lachend. „Nein, Heinrich, ich bleibe, wer ich bin, und könnte ich selbst eine Königin werden, ich will nicht. Dort zwischen den Coulissen bin ich eine Kaiserin oder eine Fee, dort ist mein Zauberreich, und ich werde

es niemals mit einer irdischen Krone vertauschen."

„Aber es ist flüchtig, vergänglich," sagte der Graf. „In Deinem Reiche sind die Revolutionen häufig, Du sitzest auf einem schwankenden Throne, und Deine Herrschaft vergeht."

„Wenn mein Volk undankbar wird und mich absetzt, so suche ich mir ein neues," sagte die Tänzerin stolz. „Denn meine Herrschaft geht über die ganze Welt."

„Allein es kann eine Zeit kommen, wo die ganze Welt Dich verwirft," erwiederte der Graf.

Josephine blickte ihn starr an, verwundert über einen Gedanken, der ihr vielleicht noch niemals gekommen war. Der große Spiegel, ihr gegenüber, zeigte ihr schönes Ebenbild in allem frischen Reize der Jugend, und sie lächelte über den verwegenen Propheten. — „Willst Du mein böser Genius sein, Heinrich?" rief sie hastig; dann stützte sie einen Augenblick das Köpfchen in die Hand und sagte: „Meine Herrschaft wird währen, so lange ich lebe, denn ein entthronter König ist ein Jammerbild für die Menschheit, kann er nicht länger herrschen, so muß er sterben." — Sie rieb sich die Stirn mit beiden Händchen, als wollte sie einen bösen Gedanken dahinter verjagen, und schlang dann die Arme um den Hals des Grafen. — „Jetzt erzähle mir etwas von Deinem Leben," sagte sie. „Deine Braut ist sehr schön, aber, Heinrich, mir graut vor ihr. —

So groß, so kalt, wie ein Marmorbild, so still wie eine Leiche. Armer Heinrich, sie wird Dich lieben wie ein Crucifix, und der Gott voll Wunden wirst Du selbst sein. Aber Dein Herz ist so voll von Blut, Heinrich, und es ist vielleicht gut so, denn Du kannst ihr geben, was ihr fehlt, und sie gibt Dir dafür, was sie in Ueberfluß hat."

„Was meinst Du damit?" sagte der Graf zerstreut.

„Man hat mir erzählt, daß sie fromm sein soll," sagte Josephine.

„Niemand kann fromm genug sein für Zwei auf dieser Welt," rief der Graf.

„Spotte nicht, Heinrich," versetzte die Tänzerin; „ich rathe Dir, werde fromm in der Jugend, damit Du es im Alter nicht nöthig hast. Singe mit ihr, bete mit ihr, führt ein gottseliges Leben zusammen, und tröstet Euch so über die Schmerzen der Welt, die ihr verachtet."

„Du willst mein Unglück verhöhnen," sagte der Graf unwillig, „denn Du bist so herzlos wie sie."

Eine heiße Thräne fiel aus den großen, schwarzen Augen der Tänzerin auf seine Hand. Sie sah ihn starr an, und schüttelte leise die glänzenden Locken. „Verhöhnen, Heinrich," sagte sie sanft, „das ist hart. Ich wollte Dir den Weg zeigen, um glücklich zu werden, wenn Dir ein Herz fehlt, Dich zu beglücken."

Der Graf preßte sie mit der heftigsten Glut seiner Empfindungen an die Brust. „O, meine Josephine," rief er, „nur bei Dir ist mein Leben, nur Du bist das Herz, das mich beglücken kann. Ich fühle es, ich werde unglücklich sein, namenlos unglücklich an ihrer Seite."

„Nimm sie nicht, mein Freund," rief die Tänzerin schmeichelnd. „Komm zu mir, ich will Dich trösten. Laß die Menschen reden, was sie wollen; glaube mir, Alle sind Thoren und Narren, nicht zehn Vernünftige gibt es unter den vielen Millionen, und Jeder lacht den Andern aus. Wir wollen leben, wie wir gelebt haben, wir wollen uns lieben, und auch über die albernen Wesen lachen. Nimm sie nicht, die stolze, kalte Hortensie, sie taugt nicht für Dich; denn Du mußt ein Herz haben, so heiß, wie das Deine, so lebenslustig und närrisch, so übermüthig und stolz, und so thöricht und verkehrt, wie es in Deiner Brust schlägt."

„Und das hast Du allein, Du geliebte Josephine," rief der junge Mensch, und preßte die glühenden Lippen auf die ihren. Ein heißer Taumel der Liebe führte sie zusammen, Auge kehrte sich in Auge, Empfindung in Empfindung, Seele in Seele, und lautlos ruhten sie, Brust an Brust gedrückt, fast athemlos überwältigt von den zärtlichsten Gefühlen.

Plötzlich aber riß sich Josephine von ihm los, und umhüllte die schönen Formen, welche der ge=

öffnete Nachtmantel verrätherisch blicken ließ. — „Geh, Heinrich, geh," rief sie heftig bewegt, „Du darfst nicht länger hier sein. Komm morgen, komm, wann Du willst, sage mir, Du habest die Ketten zerbrochen, und laß uns wieder Freunde sein."

„Freunde?" rief der Graf. „Nein, sträube Dich nicht länger, Josephine, werde, was Du sein mußt, mein Weib, meine Geliebte, mein Alles auf dieser Welt."

„Und willst Du Deine stolze Hortensie verstoßen?" rief die Tänzerin.

Der Graf sah verwirrt und bittend in ihr blitzendes Auge. „Wenn Du es verlangst, Alles, Alles für Dich," sagte er.

„Du lügst, Heinrich," versetzte sie, „das kannst Du nicht, das darfst Du nicht, denn die Welt wiese mit Fingern auf Dich, und der Fluch Deiner Mutter würde Dich verfolgen."

Der Graf strich erbleichend die herabhängenden Locken von seiner Stirn. „Du hast Recht," sagte er dann, und legte die geballte Hand an seine Brust, „ich kann es nicht, denn ich bin ein Graf des römischen Reiches, meine Ahnen trugen Kronen, und hielten auf dem Wahlfelde die rothen Fahnen, und Du bist eine Tänzerin von unbekanntem Ursprunge; Du weißt kaum, wer Dein Großvater war, ja, vielleicht nicht einmal, wie Dein Vater hieß, und wenn Du auch Königin und Kaiserin auf den Brettern bist, und wenn auch Alles Dir entgegenjauchzt,

wenn auch Prinzen und Fürsten Dir Geschenke bringen und um Deine Gunst buhlen, sie werden Alle lachen und Dich verhöhnen, wenn Du es wagen solltest, so unbeschreiblich thöricht zu sein, und ihre Hand zu fordern. Sieh, Josephine, das ist die Welt, und das sind unsere Verhältnisse. Zur Gattin wählt Dich Keiner, denn Jeder verachtet Dich für diesen Platz, zur Geliebten Alle, denn Du bist dazu bestimmt."

„Bestimmt?" rief die Tänzerin, „o, die Thoren! Ich will Keinen von Allen."

„Du bist ein Mädchen aus dem Volk, und bist eine Tänzerin," sagte der Graf. „Was willst Du also, und was hast Du zu fordern? Du verachtest die Ehe, und es ist gut, daß Du es thust, denn ich liebe Dich so sehr, daß ich Narr genug wäre, Dich zu heirathen, und uns Beide unglücklich machen würde, wenn Du es wolltest." — Josephine wollte etwas entgegnen, aber der Graf verhinderte es, indem er sie bat, ihn weiter zu hören. — „Der Augenblick ist gekommen," fuhr er fort, „wo Du wissen mußt, was ich über uns und unser Verhältniß denke, und was ich Dir zu sagen habe, ist entscheidend für unser Leben."

„Ich muß heirathen, Josephine, und ich heirathe eine Ungeliebte; widerstrebend, mit einem Fluch im Herzen, über das traurige Gaukelspiel der Welt, das mich zwingt, unwiderruflich zwingt. — Ich kann mein Unglück absehen, alle die qualvollen

Stunden, die langweiligen Tage, die unendliche Pein, ein Wesen um mich zu sehen, das mit jeder Minute mir unerträglicher wird, mich mit Haß, Zorn, Verzweiflung erfüllt. Ich weiß Alles, wie es kommen wird und muß, allein ich kann nicht rückwärts, und öffnete sich noch mehr als diese Hölle voll Marter vor mir, ich müßte doch hinein, denn die Welt und die Verhältnisse zwingen mich zum Gehorsam."

„Bist Du ein Mann," sagte Josephine, „und Du bebst vor der Welt? Ich bebe nicht."

„Du kannst es auch weit eher als ich," erwiederte der Graf, „denn Du bist frei wie eine Gottheit. Thue, was Du willst, die Welt wird Dich nicht vernichten können in dem, was Du bist, denn Du bedarfst ihrer nicht auf Deiner Stufe. Aber ich, meine Josephine, was wird mein Loos sein? Vernichtung, wohin ich sehe, und nur Deine süße Gestalt winkt mir wie ein rettender Hoffnungsstern dem müden Schwimmer im Weltmeere."

„Was willst Du eigentlich, Du wunderlicher Schwärmer?" sagte die Tänzerin, und strich mit der kleinen Hand eine übermüthige Locke von seiner Stirn.

„Dich will ich," rief der Graf, und sank vor ihr nieder. „Aus den dürren Wüsten meiner Ehe will ich in das Paradies Deiner Liebe flüchten. Hortensie wird mich unglücklich machen, wie Du sagst, so mache Du mich denn ganz glücklich; sie hat kein Herz für mich, das Deine ist glühend und voll.

So nimm mich denn ganz hin, und tröste mich über das Mißgeschick meines Lebens."

„Mein armer Freund," sagte Josephine lächelnd, „Du bist von jeher sehr ungenügsam gewesen, und Du weißt, was ich Dir und mir geschworen habe."

„Viele haben, wie ich, gelitten," unterbrach sie der Graf, „und haben die Ketten der Ehe am Herzen einer zärtlichen Freundin vergessen. Das ist es, was Du mir sein sollst, Josephine, und kein Opfer wird zu groß für mich sein, Dir das Deine zu vergüten. Ich bin reich, denn mit meiner Heirath werde ich unabhängig, und der größte Theil der Güter meines Vaters fällt mir zu. Du liebst den Glanz und den Schmuck, meine Josephine, ich will Dich damit überschütten, und diese elenden Steine hier, die Geschenke von Prinzen und Königen, sollen sich nicht damit messen können."

Die Tänzerin lachte laut, und schlug die kleinen Hände zusammen. „Willst Du mich kaufen, Heinrich," rief sie, „ist dieser Ort etwa ein Sclavenbazar, und bin ich Herr und Waare in einer Person? O, Du Thor! Glaubst Du, daß Geld und Steine mich reizen? Wirf alle Schätze der Erde vor mich hin, und ich stoße sie fort. Nein, mein Freund, ich liebe Dich, aber ich liebe mich selbst noch mehr, ich kann nicht von dem lassen, was ich bin, und ich müßte es, wenn ich mich Dir ergeben wollte. Jetzt bin ich frei, eine Königin meiner

Welt, dann wäre ich ein schwaches Weib, abhängig von Dir und Deinen Launen, Deine Sclavin."

„Das sollst Du nicht," sagte er schnell, „ich will Dir geben, so viel Du willst, eine große Summe soll sogleich Dein Eigenthum sein."

„Pfui! Heinrich!" rief die Tänzerin, und ein heftiger Unwille blitzte in ihren Augen. — „Geh, Du denkst niedriger, als ich von Dir glaubte. Geh hin zu meiner Freundin Marianne, sie findet Dich schön, sie wird keinen Anstand nehmen, Dir ein Herz zu bieten, ein Herz für Geld, Heinrich, das meine ist für Dich verloren, denn Du bist nichts als ein gewöhnlicher Mensch."

Sie ging schnell in das Nebenzimmer, und wie gewöhnlich, wenn sie zürnte, schloß sie die Thür hinter sich ab.

Erstaunt, aber mit wachsendem Grimme stand der Graf in der Mitte des Zimmers. Er lächelte und legte die zitternde Hand an seine kalte Stirn. — „Selbstsüchtiges Geschöpf," murmelte er vor sich hin, „du bist doch nichts als ein Weib, und Du mußt mein sein, sollte Ehre und Leben auch dabei verloren gehen!"

Er warf den Mantel um und eilte hinaus. Draußen saß die alte Christine, und betrachtete ihn mit einem hämischen Lächeln. Sie hatte Alles gehört, und freute sich über den Zorn ihrer Gebieterin. — „Warum denn heut so schnell auf und davon," sagte sie mit allem Gifte der Schadenfreude eines

alten Weibes. „Hat's wieder Zank gesetzt? — Ja, mein Josephinchen ist wohl eigensinnig, aber in der ganzen Welt gibt's auch kein schöneres Mädchen. Nun, mag's das letzte Mal gewesen sein, lieber Herr.“

Der Graf betrachtete finster die häßliche Sibylle, plötzlich aber fiel ein Gedanke in sein Herz, der sein Gesicht erheiterte. „Christine,“ sagte er, „Josephine ist eine kleine Närrin. Tausend Louisd'or für Dich, wenn Du mir hilfst.“

Die Alte sah ihn erstaunt an. In ihrem faltenvollen, gelben Gesicht zuckte der Unglaube und der Geiz.

„Tausend Louisd'or,“ sagte sie leise. „Ach Sie verspotten eine alte Frau.“

„Ich schwöre es Dir bei meiner Ehre!“ flüsterte der Graf.

„Und was verlangen Sie denn von mir?“ versetzte die Alte.

„Nichts, als daß Du mir hilfst, die kleine Eigensinnige zu überraschen.“

„Nichts weiter?“ sagte Christine.

„Du läßt mich morgen Nacht zu ihr ein. Um Zwölf öffne mir die Thüren.“

„Sie wird mich fortjagen,“ sagte die Alte, bedenklich den Kopf schüttelnd.

„Ich werde sie schon versöhnen,“ sagte der Graf schmeichelnd. „Und im schlimmsten Falle hast Du

eine Summe, die Dich darüber trösten kann. Willst Du?"

„Ich will," sagte Christine, „aber nur einmal will ich von meiner Pflicht weichen. Versprechen Sie mir das?"

„Nicht öfter. Gute Nacht, und sei um Zwölf bereit."

10.

Mit pochendem Herzen ging der Graf die Straße hinab. „Es ist der einzige Weg," sagte er entschuldigend zu sich selbst, denn eine Stimme in seinem Innern bedurfte der täuschenden Beruhigung. — „Es ist mit diesem seltsamen Geschöpfe wie mit der starken Brunhilde in den Nibelungen, sie wird schwach werden, ein liebendes, hingebendes Weib, wenn die unnatürliche Eigenliebe, welche sie abhält, ihrer Bestimmung zu folgen, gewaltsam zerbrochen wird. — O, meine Josephine! wenn ich den zauberischen Gürtel zerrissen habe, der dich abhält, ganz in Sehnsucht und Liebe mein theuerstes Kleinod zu sein, dann erst werde ich glücklich sein, und auch Dich so glücklich machen, wie ein Mensch auf Erden es vermag." — So suchte er ein verbrecherisches Vorhaben fast in den Mantel eines edlen Zweckes zu kleiden, und dachte sich das Glück, welches ihn erwartete, unter tausend verlockenden

Gestalten. Seine Liebe zu der jungen Tänzerin, die Glut seiner Leidenschaft, die kalte Ehe neben dem verborgenen Glück, Alles hallte schwärmerisch und romantisch in ihm wieder. Er erschien sich als der Held eines Romans, welcher in tausend Gefahren verwickelt, endlich aus allen Verhältnissen siegreich hervorgeht, um nach einem schweren Kampfe mit dem Leben, Glück und Frieden in den Armen eines heißgeliebten Wesens zu finden. — So zeigte er sich sich selbst nicht als einen Verführer oder Leichtsinnigen, der für Erreichung seiner schlechten Absichten Alles hinwirft, um Alles zu gewinnen, und dann sein Opfer eben so schnell dem Spott und der Schande überläßt; sondern im Lichte eines von Liebe und Verzweiflung Getriebenen, der das böse Mittel wählt, um sein höchstes Lebensglück darauf zu gründen. Denn nie, das schwor er sich mit den heiligsten Eiden, nie würde er Josephinen aufgeben, und im schlimmsten Falle, eher alle Banden seines Standes, der Natur und des Lebens zerreißen.

In diesen Träumen irrte er mehrere Straßen auf und ab, ohne genau auf seine Wege zu achten. Sein Herz war viel zu voll von allerlei Plänen, um sobald an die Heimkehr zu denken, und die Nacht, eine der reizendsten, wo die Natur den Frühling ahnet, der nach rauhen Tagen die erste entzückende Milde niedersendet. Der Himmel voll sanfter Bläue, war von weißen, glänzenden Wölkchen umflattert, die wechselnd auf und ab das erblassende

Mondlicht verdrängten, und die einsamen Straßen der großen, schlafenden Stadt bald in finstere Schatten hüllten, bald die mächtigen Gebäude im hellsten Lichte spiegeln ließen.

Eine rauhe und scheltende Stimme, die aus dem Untergeschoß eines kleinen Hauses kam, rüttelte den Grafen aus seinen Träumen. Er erkannte lächelnd, daß er einen seiner Wohnung ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen habe, und wollte umkehren, als er unwillkürlich einen Blick in das niedrige Fenster that, aus welchem der Lärm erschallte, und von Neugier und Mitgefühl getrieben, stehen blieb. Es war ein ärmliches Gemach mit wenigen, schlechten Geräthen, und am Fenster die Hobelbank eines Tischlers, welche den Stand der Bewohner anzeigte. Ein großer Tisch stand in der Mitte, und an ihn lehnte sich ein hoher, starkknochiger Mann, in welchem der Graf augenblicklich den Menschen erkannte, welcher am Abend seiner Mutter in der Oper so unsanft begegnet war. Der Mann war nur halb und unordentlich bekleidet, eine weiße Nachtmütze hielt er in der Hand, und eine bunte Nachtjacke hing über die riesenhaften Schultern, als sei er so eben aus dem Schlaf und dem warmen Bett gekommen. Gelbes, verwirrtes Haar fiel lang über das harte, große Gesicht, und unter den dicht zusammengewachsenen Augenbrauen blickte ein wildes, funkelndes Auge auf ein junges, weinendes Mädchen und einen bleichen, jungen Men=

schen, welche beide ihm gegenüber hinter dem Tische standen, der schützend sie von ihm trennte. — Das zweite Auge des großen Mannes war geschlossen und leer, und der trübe Lichtstrahl, welcher darüber hinzitterte, ließ die ganze Verzerrung seiner Mienen erkennen.

Der Antheil des Grafen an dieser nächtlichen Scene ward ungemein dadurch gesteigert, daß er den jungen Menschen auch kannte, der bleich und schweigend dem furchtbaren Manne gegenüber stand. Sein Vater war der Hauswirth des Stiftsfräuleins, ein Mann, der im Rufe großen Reichthums stand, den er vornehmlich durch Häuserkauf und vortheilhafte Speculationen erworben haben sollte. Das Glück hatte ihn aus Armuth und Elend zu einer glänzenden Lage erhoben, aber er blieb, wie er gewesen, einfach, rauh und von der massivsten Grobheit, welche er Freimüthigkeit zu nennen beliebte. Diese einzige Tugend hatte sich durch seinen Reichthum vermehrt; er liebte es, Jedem unbedenklich zu sagen, was er dachte, und fand ein Vergnügen daran, denen vorzügliche Proben seiner Derbheit zu geben, welche am wenigsten daran gewöhnt waren. Das Stiftsfräulein scheute diesen Mann als einen gemeinen, brutalen Menschen, mehr als irgend einen, und hütete sich vor jeder Annäherung, der Graf aber hatte öfter an dem körnigen Scharfsinn und maßlosen Witz des Alten Vergnügen gefunden, und dieser ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um mit dem lachenden

munteren Herrn zu schwatzen, und seine barokken Meinungen über die Verhältnisse der Menschen und der Zeit durch pikante Einfälle und Bemerkungen zu würzen.

Bei solchen Gelegenheiten hatte der Graf auch den einzigen Sohn des alten, reichen Bürgers zum Oeftern gesehen, und das stille, bescheidene Wesen desselben, die weiche Schüchternheit in Miene, Blick und Wort, waren so ganz das Gegentheil des Vaters, daß der Graf stets mit Erstaunen diesen wunderbaren Widerstreit zwischen den nächsten Gliedern einer Familie betrachtete. Es lag im Gesicht des jungen Menschen ein rührend schwermüthiger Zug jener inneren Zerfallenheit mit dem äußeren Leben, den tiefer Kummer und anhaltende Seelenleiden nur hervorbringen können. Ein solcher Zug im Gesicht eines Jünglings mußte dem Grafen auffallen, und er erinnerte sich, einst den Vater danach gefragt zu haben. Aber die Antwort des Alten war ein derber Fluch auf den träumerischen, nichtsnutzigen Sohn, der, wie er sich ausdrückte, eine Schande für ihn und der Nagel zu seinem Sarge sei. Der Alte war eine jähzornige, heftige Natur, ein Despot in seinem Hause, der völlig tyrannisch Alles nach seinem Willen lenkte, und dessen unermüdliche Thätigkeit gleiche Ansprüche an seine Umgebung machte. Der Graf glaubte daher, daß der träumerische Sohn, der dem Vater als Secretair und Rechnungsführer diente, wohl mit seinen Lebensverhältnissen im tief-

empfundenen Kampfe liege, und vielleicht sich in Sehnsucht, wie ein eingesperrter Vogel an den Stäben seines Käfigs, verzehre. Hier aber sah er den jungen Menschen plötzlich in einer ganz anderen, schwereren und unglückseligeren Verkettung der Verhältnisse, und jetzt erst verstand Graf Heinrich den langen, kummervollen Blick, welchen er auf ihn geworfen, als jüngst sein Vater ihm zur Vermählung Glück wünschte.

Der alte, harte Mann am Tische erhob jetzt wieder seine dröhnende Stimme. „So betrügst Du mich, schlechte Kreatur," schrie er, „und läßt den Buben hier herein, wenn der Schlaf einmal erlösend über mich gekommen ist! Ist das mein Dank, ist das der Lohn für meine Liebe und Sorge um Dich? Aber Du bist freilich von gutem Stamme, und wirst nicht aus der Art schlagen."

„O, großer Gott! Vater, Erbarmen! Erbarmen!" rief das junge Mädchen.

„Du Elende!" schrie der Alte, „habe ich Dir nicht verboten, diesen hier je wieder anzusehen?"

„Das können Sie nicht verbieten, Meister Ehrhardt," sagte der junge Mensch. „Antonie liebt mich."

Der alte Mann brach in ein lautes, heiseres Gelächter aus. „Liebt sie noch," rief er, „liebt sie Dich wirklich noch, so ist sie verrückt, und muß in's Tollhaus, wohin sie auch kommen wird. Da kann sie mit ihrer Mutter zusammen beten und lachen."

Das junge Mädchen stieß einen wilden Schrei des Jammers aus, und sank auf die Schulter ihres Geliebten. „Zu meiner Mutter,“ schrie sie, „ja zu meiner armen Mutter, oder in's tiefste Grab.“

„Amen, Amen!“ sagte der Alte weicher. „Im Grabe wäre uns Allen am wohlsten.“ — Dann richtete er seine gebeugte Gestalt wieder hoch empor und blickte zornig auf den jungen Menschen. — „Gehen Sie, Herr,“ sagte er, „gehen Sie den Augenblick, und wenn Sie jemals versuchen sollten, wieder hier einzudringen, so nehmen Sie einen von Ihres Vaters Geldsäcken, und lassen Sie sich Glieder von Eisen machen, die ich nicht zerbrechen kann.“

„Was wollen Sie von uns?“ rief der junge Mensch trotzig. „Sie sind Antoniens Vater nicht.“

„Kind, Kind!“ sagte der Alte, und preßte die knochige Faust auf den Eichentisch, „Gott sei Dank! daß ich ihr Vater nicht bin, aber ich bin ihr Oheim und ihr Vormund.“

„Ich liebe Antonien,“ rief der junge Mensch; „seit unseren Kinderjahren lieben wir uns, und niemals werde ich von ihr lassen.“

„Und was soll daraus werden?“ fragte der Alte finster.

„Ich werde sie heirathen, so wahr ein Gott über uns lebt, ich werde sie heirathen.“

Der Alte lachte wieder dumpf und heiser vor sich hin. „Ich glaube,“ sagte er, „denn die Jugend opfert Alles für ein Mädchengesicht; aber was

hat Ihr Vater geschworen? Er hat seinen Fluch darauf gesetzt, und auch der Fluch eines Gauners bleibt ein Vaterfluch, der in Gottes Rachebuch mit feurigen Buchstaben aufgeschrieben steht. — Oder soll Antonie Ihre Metze werden? — Wir sind gesunken, verspottet, verachtet von der Welt, aber dafür ist sie immer noch zu gut."

„Sie soll mein Weib werden," sagte der junge Mensch. „Nie werde ich mich meines Vaters Willen fügen."

„Dann wird er Sie verstoßen und verfluchen," rief der Alte, „und Armuth und Elend werden Euer Loos sein."

„Mag er thun, was er will; Gott wird uns schützen, er erbarmt sich der Unschuldigen."

„Thut er das?" rief der Alte mit verzerrtem Gesicht. „O! hofft nicht zu viel darauf, Euer Glaube möchte zerbrochen werden, wie ein Halm im Sturme. Thörichter, junger Mensch, Dein Vater hat Recht, und Du weißt nicht, was Du thust."

„Mein Vater selbst hat ja früher es gewollt," versetzte dieser bewegt.

„Früher," rief der alte Mann hohnlachend. „Bist Du noch nicht alt genug in der Welt, um zu wissen, was früher heißt und jetzt? Lies in der Bibel, und Du wirst dort schon finden, wie Herzensfreunde Todfeinde geworden, wie der Vater den Sohn verrathen und der Sohn den Vater, des Mammons wegen; wie der Mensch mit jedem neuen

Tage seinen Gefühlen ein ander Kleid anzieht, und wie in der Natur selbst ein ewiger Wechsel herrscht, der ihren Geschöpfen den unbeständigen Trieb eingepflanzt hat, heut mit Leidenschaft das zu wollen, was sie morgen verabscheuen. Dein Vater war arm, und mein Bruder ein wohlhabender Mann, dann wechselte dies Verhältniß, bis dieser von Stufe zu Stufe sank und —

„Halt ein!“ rief das junge Mädchen in dem heftigsten Ausbruch der Leidenschaft, und streckte flehend die Hände gegen ihn aus, „um Gottes Barmherzigkeit willen, sprich nicht weiter!“

„Du Närrin!“ rief der Alte, „hast Du Dein Ohr noch nicht an Deinen Titel gewöhnen können, und Du, junger Mensch, hast Du kein Gefühl für Schande mehr in Deiner Brust, um diesem zitternden, blassen Geschöpf zu fluchen? Siehst Du das Brandmal nicht auf ihrer Stirn, hörst Du nicht den Hohn der ganzen Welt, bemerkst Du nicht, wie sich Alle von ihr wenden, erschrickst Du nicht vor ihrer verfluchten Nähe? Was willst Du hier bei dem Elende und der Sünde, Du Sohn eines reichen Mannes? Willst Du die Schuld Deines Vaters vergüten, dessen Raubgier und Habsucht Theil hat an dem Verbrechen? Zittere nicht, das Gesetz hat keinen Theil an Dir, es ist nur für den Armen gemacht. Die Menschen lachen Dir zu, denn Du bist reich, und der Reiche herrscht auf Erden und im Himmel.“

„O, großer Gott, er wird wahnsinnig!" rief das junge Mädchen.

„Wahnsinnig?" sagte der alte Mann, und strich langsam das gelbe Haar aus seinem Gesicht, „nein, mein Kind, solch Glück ist mir nicht beschieden. Was ich sage, ist wohl überlegt und wohl durchdacht, denn das Schicksal hat mir Zeit und Muße gegeben, über Alles nachzusinnen. Es ist nicht wie ein Räuber gekommen, der in einer finsteren Nacht sein Opfer überfällt, sondern langsam, Schritt für Schritt, ein Gespenst, das Jahre lang uns umkreiste, und immer engere Linien zog, bis das Netz fertig war. — Darum also, junger Mann, sage ich Dir noch einmal, was willst Du bei den Kindern des Elends, die von Gottes und der Menschen Hand getroffen sind?"

„Helfen, helfen!" rief der junge Mensch erschüttert, und Thränen rollten aus seinen Augen.

„Wer kann helfen," sagte der Alte trübselig lächelnd. „Und kämen die himmlischen Heerschaaren alle, und stiege Gott selbst herab, helfen kann er nicht, denn was geschehen ist, ist geschehen. Alles ist verloren, und die Todten stehen nicht auf, junger Mensch, um für die Unschuld zu zeugen."

Seine Stimme hatte etwas Feierliches und Erhabenes angenommen. Ein Mensch, der die Menschheit und seinen Schöpfer verwirft, hat sich losgesagt von allem Glauben und Hoffen, und tritt als Kläger vor das ewige Weltgericht.

Der junge Mann betrachtete die zusammengesunkene Gestalt mit großer Rührung. „Die Zeit vernarbt alle Wunden,“ sagte er leise, „und das Gedächtniß der Menschen ist kurz.“

„Für das Gute,“ erwiederte der Alte schnell; „aber das Böse lebt ewig.“

„Hoffen Sie auf einen freundlichen Abend des Lebens,“ fuhr der junge Mensch bittend fort. „Ich weiß es, daß Sie schuldlos sind, und ich kenne Viele, die es glauben.“

„Ich kenne kaum Einen,“ rief der Alte bitter, „denn das Gesetz hat mich verdammt, ein Kerker hat mich lange Jahre verwahrt, wie ein wildes Thier hinter Eisengittern, Ketten haben gerasselt, wenn ich mich bewegte, und noch jetzt flieht mich Jeder, der sich besser dünkt, denn nur das Laster sieht mich als seines Gleichen an.“

„Alles wird sich ändern,“ sagte der junge Mensch, „wenn ich einst mit Antonien mich verbunden habe.“

„Das wird nie geschehen,“ rief der alte Mann heftig, „denn Du kannst Dich nicht mit ihr verbinden. Hast Du denn ganz und gar vergessen, wer sie ist; muß ich es in Euer Gedächtniß zurückrufen? O! wie würde die Welt mit Fingern auf Dich weisen, und auf sie, die es wagt, aus Elend und Verzweiflung von Neuem sich emporzuringen. Unglücklicher,“ rief er mit starker Stimme, „vergiß es nie,

ihr Vater starb auf dem Rabensteine, und ihre Mutter wimmert und heult im Tollhause."

Mit einem tiefen Seufzer sank das junge Mädchen ohnmächtig in die Arme ihres Geliebten. Der alte Mann aber schritt rasch auf sie zu, und nahm sie wie ein Kind in seine Arme.

„Ich hoffe, Herr Schubert," sagte er kalt und in einem ruhigen Tone, der völlig von seiner früheren Erregtheit abstach, „Sie werden jetzt vernünftig sein, und einsehen, daß eine Verbindung mit einer so beschimpften Familie kein Glück und Heil über Sie bringen kann, auch wenn Ihr Vater selbst nicht dagegen wäre."

„Ich weiß," sagte der junge Mensch, „mein Vater hat nicht recht an Ihrem Bruder gehandelt, und verschuldet vielleicht mit, was über Sie Alle gekommen ist. Lassen Sie mir die Hoffnung, gut zu machen, was er vergangen hat."

„Womit?" rief der Alte heftiger. „Etwa indem Sie dies Mädchen heirathen, der Welt und dem Vaterfluche zum Trotz? Unsere Leiden kann Niemand vergüten, und nun kein Wort weiter."

„Aber mein Vater kann nicht ewig leben," sagte der junge Mensch.

„Ein schöner Sohn, der auf seines Vaters Tod sein Glück baut," rief der alte Tischler, „doch das ist vielleicht ein Nachestrahl des Himmels. Ja, du Gott dort oben in deinem blauen Throne, wenn es wahr ist, daß du rächend auf die Welt niedersiehst,

Gott der Rache, räche uns an diesem hartherzigen Schelm durch den eigenen Sohn, laß ihm alle Verzweiflung fühlen, die ein Kind dem Vaterherzen geben kann."

„Unvernünftiger, alter Mann," rief der junge Schubert entsetzt, „Gottes Strafe traf vielleicht auch Ihre Schuld."

„Hinaus!" schrie der Alte wie vom plötzlichen Wahnsinn gefaßt, und ließ das ohnmächtige Mädchen sinken, „hinaus mit der Schelmenbrut! Sie haben gesagt, meine Hand sei roth von Blut, ich will sie roth machen, und den Teufel schlachten in seinem Sohne."

Mit der Schnelle des Blitzes ergriff er einen großen Meißel, der auf der Hobelbank lag, und stürzte sich auf den jungen Menschen. Seine gigantische Hand umspannte die Kehle des Unglücklichen, den er an die Mauer gedrängt hatte, und der Meißel schwang sich zum Stoße in seiner Rechten.

In diesem Augenblicke schlug der Graf mit geballter Faust in die kleinen Scheiben, welche klirrend in Stücken sprangen. Der wüthende Alte ließ sein Opfer los, und starrte gegen das Fenster.

„Seid ihr schon da, ihr Knechte des Gesetzes, das ihr Gerechtigkeit nennt?" schrie er. „Nehmt mich hin, hier bin ich, schleppt mich hinaus, mein alter Kopf braucht ein scharfes Beil. Hier, hier,

bindet meine Arme nicht, ich bin zu alt, um Euch zu widerstehen."

Erschöpft von der langen Anstrengung und Aufregung ließ er dann die Hand mit dem Meißel sinken; das Werkzeug fiel aus seiner Rechten, und die ganze große Gestalt stürzte ihm nach.

Im Augenblick ward auch die Thür aufgerissen, und der Wirth des Hauses, begleitet von zwei andern Männern, trat herein.

„Was zum Teufel geht hier wieder vor?" rief er. „Ich mag den Höllenlärm nicht länger dulden in meinem Hause, und werde die Polizei gegen den alten Taugenichts zur Hilfe rufen."

„Er ist krank, wie Sie sehen," sagte der junge Schubert, und bemühte sich dem greisen, erschöpften Mann aufzuhelfen.

„Betrunken, wollen Sie sagen, Herr," schrie der Wirth, „oder toll. Aber aus dem Hause sollt ihr mir, so wahr ich lebe. Man hat mich genug gewarnt, den alten Bösewicht und diese ganze verdammte Brut nicht aufzunehmen, es geschieht mir Recht, denn ich habe nicht gefolgt."

Der alte Tischler antwortete nichts. Er raffte das junge Mädchen in seine Arme, und warf einen trüben Blick auf sie und auf die scheltenden Männer. „Komm, mein Kind," sagte er, „wir wollen schlafen gehen, geht ihr auch, ihr guten Leute, und Gott sei uns Allen gnädig."

Er verschwand mit seiner Bürde durch eine

niedere Thür, und ließ die Uebrigen erstaunt zurück. — „Nun sage mir Einer,“ schrie der rohe Hauswirth lachend, „daß der alte Sünder nicht beten kann; ich wette, daß er nicht daran dachte, als er dem reichen Bankier die Kehle abschneiden half.“

Der junge Schubert trat rasch aus dem Hause, und erkannte sogleich den Grafen. — „Sie sind es, Herr Graf,“ sagte er, „nehmen Sie meinen wärmsten Dank, denn wahrscheinlich danke ich Ihnen mein Leben. Der Alte ist wirklich wahnsinnig, so sehr er es auch läugnet, und so vernünftig er auch zuweilen spricht.“

„Wenn Sie mir danken wollen,“ sagte der Graf, „so erzählen Sie mir die Geschichte dieser unglücklichen Familie.“

„Sie ist kurz, aber inhaltsvoll,“ erwiederte der junge Mensch. „Antoniens Vater war ein geschickter Goldschmied, der ein schönes Haus und ein hübsches Vermögen besaß. Ich war seine Pathe, und mein Vater wurde von dem guten Manne mit mancherlei Wohlthaten überhäuft. In den schweren Kriegsjahren änderte sich Alles; meines Vaters Vermögen stieg, das seine sank. Endlich kaufte mein Vater auch das Haus, und sie mußten zur Miethe ziehen. Lieber Herr Graf,“ fuhr er mit zitternder Stimme fort, „das Elend kann jeden Menschen zum Verderben führen, aber am leichtesten einen, der früher bessere Tage gesehen hat. Antoniens Vater wurde halb blind, er konnte nicht mehr recht arbei-

ten, und hartherzige Menschen, denen er oft geholfen hatte, verweigerten ihm Unterstützung. Er wandte sich an einen alten, reichen, kinderlosen Mann, seinen Jugendfreund, der mit seiner Hilfe reich geworden war, aber er fand taube Ohren. Der alte Rentier zeigte ihm einen Kasten voll Geld, aber er betheuerte, dabei geschworen zu haben, keinem Menschen einen Pfennig zu leihen. Es war Abend, beide waren ganz allein. Da kam der böse Feind, und malte dem armen Goldschmied sein Elend vor, und wie leicht es sei, dies zu ändern. — Am andern Morgen fanden die Nachbaren den Alten ermordet in seinem Blute, und Kisten und Kasten aufgeschlagen und geraubt."

„Und der Mörder wurde entdeckt?" sagte der Graf.

„Entdeckt und enthauptet," versetzte der junge Mensch leise. „In sein Unglück riß er die ganze arme Familie. Seine Frau, welche vergebens die Gnade des Königs angerufen hatte, wurde wahnsinnig, sein Bruder, ein fleißiger Tischler, von alter, strenger Bürgerehre, dem das Glück aber nie recht wohl wollte, saß lange im Gefängniß, weil bei ihm viele der geraubten Sachen gefunden wurden. Er konnte nicht leugnen, daß der Goldschmied ihm nach vollbrachter That von Todesangst getrieben, zum Mitwisser seines Verbrechens gemacht, und daß er geholfen hatte, die Spuren zu beseitigen. Es war

sein Bruder, doch das Gesetz weiß nichts von den Banden des Blutes."

„Ich errathe alles Weitere," sagte der Graf, „allein was haben Sie beschlossen?

„Ich weiß es nicht," erwiederte der junge Schubert, „meine Hoffnungen sind todt. Mein Vater wird niemals in eine Verbindung mit Antonien willigen, die doch unschuldig ist, wie der Mond dort oben am Himmel."

„Lassen Sie mich mit ihm sprechen," rief der Graf. „Ich will versuchen, sein Herz zu bewegen."

„Er hat kein Herz," sagte der junge Mensch mit Bitterkeit, „er hat nur Geld, und liebt nichts Weiteres auf Erden. Aber er hüte sich, er treibe mich nicht zur Verzweiflung, er weiß noch nicht, was diese aus mir machen kann."

Der Graf suchte seinen Zorn zu versöhnen, er bat ihn ruhig zu sein, und ihn machen zu lassen. „Will er nicht," sagte er, „so weiß ich nur ein Mittel."

„Welches?" sagte Schubert mit Heftigkeit.

„Sie sind der einzige Erbe Ihres reichen Vaters," erwiederte der Graf, „nehmen Sie sich einen Theil seines Gutes, und gehen Sie mit dem Mädchen nach Amerika."

Der junge Mensch starrte den verwegenen Rathgeber sprachlos an, dann aber faßte er leidenschaftlich beide Hände des Grafen, und drückte sie ungestüm an seine Brust. — „Wo habe ich meinen

Kopf gehabt," rief er, „um nicht längst auf diesen Gedanken zu fallen? — Das will ich, und nichts ist leichter, denn ich habe immer bedeutende Summen in Verwahrung, und in diesem Augenblick vierzigtausend Thaler, die ich leicht verdoppeln kann. — Das ist's, was uns fehlt, denn der alte Ehrhardt hat Recht, und mein Vater hat Recht, die Tochter des Mörders kann nie hier mein Weib werden, die Welt würde uns verspotten und verhöhnen, man würde mit Fingern auf uns weisen, uns aus jeder Gesellschaft verbannen, und das ertrüge ich nicht. Dort aber kennt uns Niemand, und in der neuen Welt weiß man auch nichts von den Vorurtheilen und dem Spießbürgersinn, der hier die Verhältnisse beherrscht. Ja, nach Amerika, lieber Herr Graf, mein ganzes Sinnen wird darauf gehen, und in wenigen Tagen bin ich auf und davon."

„Lassen Sie mich erst mit Ihrem Vater reden," sagte der Graf erstaunt über die Flamme, welche er plötzlich erweckt hatte.

„Reden Sie nicht mit ihm," rief der junge Schubert, „es hilft doch nichts. Er thuts nimmermehr, und wenn er es auch thäte, ich könnte sie ja nicht nehmen, denn die ganze erbärmliche Menschheit steht mir hier im Wege. Fort mit ihr, fort mit dem ganzen nichtsnutzigen Kram, ich will nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Ueber's Meer muß man gehen, wenn der alte Plundermantel von uns abfallen soll; wer zerfallen ist mit dem, was sie

hier Sitte, Gebrauch oder Schicklichkeit nennen, kann nirgends Ruhe davor finden, als wenn er das Weltmeer dazwischen legt.“

Als der Graf sich von dem jungen Menschen trennte, hallten diese letzten Worte tief in seiner Brust wieder. „O, wie gern,“ sagte er, „legte auch ich das Weltmeer zwischen mich und den alten Plunderkram, wenn es möglich wäre.“ Er verglich seine Verhältnisse zu der Tänzerin, und jene des jungen Schubert, und fand, daß beide aus verschiedenen und doch so ähnlichen Gründen sich in derselben Lage befanden. Die Welt stellte sich zwischen ihre Liebe, und nur wenn sie alle Verhältnisse derselben mißachteten, konnten sie auf Vereinigung hoffen. Doch der Graf war eben so entschlossen, wie sein junger Freund zum Ziele zu kommen, nur auf andere Art und Weise, und mit einem Lächeln der Befriedigung auf den Lippen schlief er ein, um von dem Glück in Josephinens Armen zu träumen.

11.

Am nächsten Morgen, als Graf Heinrich erwachte, sah er mit nicht geringer Verwunderung seinen Oheim, den Komthur, an seinem Bette stehen. Der alte Herr hatte in der ganzen Zeit sich ungewöhnlich entfernt von seinem Neffen gehalten, und kokettirte nach seiner Art den Erzürnten, ohne seine

übergroße Zuneigung doch unterdrücken zu können. Nach alter Gewohnheit suchte er seine innersten Empfindungen unter einer gesteigert rauhen Außenseite zu verstecken, und benahm dadurch dem Grafen, der einen heftigen Auftritt fürchtete, die Lust, sich ihm vertraulich zu nähern. Der Komthur wurde jedoch durch dies Zurückziehen immer mürrischer und ungeduldiger, und je mehr Heinrich es vermied, eine Erklärung über sein Benehmen zu fordern, und mit dem leichtesten Tone der Gesellschaft den Zorn seines Oheims nicht zu bemerken schien, um so mehr strebte dieser danach, die Aufmerksamkeit des leichtsinnigen jungen Mannes auf sich zu lenken. Er hatte sich mehr als je vorgenommen, ihn mit der ganzen Strenge seines Charakters ein langes Sündenregister vorzulegen, und ihn so sehr als möglich zu zerknirschen; allein eben so gewiß war es, daß er ihm verzeihen, und in seinen Armen herzlich über die dummen Streiche lachen wollte, so weit diese nur irgend zu belachen waren.

Allein in der Frühe des Morgens hatte er ein Billet erhalten, welches ihn doch ernster machte, als er in seinem Innern war, und nach reiflicher Ueberlegung schien es ihm jetzt die höchste Zeit, den Neffen zur Vernunft zu bringen.

Die finstere, drohende Miene des alten Herrn ließ den Grafen einen sehr heftigen Auftritt besorgen, den er kaum durch die scherzhafte Weise, mit welcher er gewöhnlich die strengen Blicke abzuleiten

suchte, zu entkräften hoffte. Er ergriff daher ein anderes Mittel, und klagte mit matter Stimme über ein heftiges Fieber, welches ihn seit Tagen schon peinige.

„Wenn Du krank bist,“ sagte der Komthur, „so bleib im Bett; was ich Dir zu sagen habe, soll wenig sein; aber ich fordere Wahrheit von Dir. — Du hast Deine Liäson mit der Tänzerin fortgesetzt? Läugne nicht.“

„Ich läugne nicht,“ sagte der Graf.

„Sie heißt Josephine?“

„So heißt sie.“

„Du hast ihr die Ehe versprochen?“

„Ja, aber sie hat mein Versprechen nicht angenommen.“

„So ist sie vernünftiger als Du, Unbesonnener! Du bist jedoch gestern wieder dort gewesen.“

„Wer sagt das?“ rief der Graf gereizt, und von der Wahrheit empfindlich getroffen.

„Ich, mein Kind,“ versetzte der Komthur, „ich, der ich ein Recht habe, es zu sagen.“

„Es thut mir leid,“ erwiederte der Graf nachlässig, „daß man mein Treiben und Thun mit Aufsehern umringt, und mich, in Wahrheit, wie ein Kind behandelt. Es liegt im Blute meiner Familie, Oheim, ich werde dadurch nur zum Widerstande und zur Erfüllung meines Willens getrieben.“

„Du bist also wirklich dort gewesen, Heinrich?“ fragte der Komthur, halb erstaunt, halb unwillig.

„Ich läugne es nicht,“ sagte der Graf trotzig, „und hoffe, daß es auch nicht zum letzten Male gewesen sein soll.“

„Und ich befehle Dir, daß es so sein soll,“ rief der Komthur.

„Lieber Onkel,“ sagte der Graf lächelnd, „hier ist nicht La Valette, und ich bin kein Tempelritter.“

„Wärst Du ein Ritter überhaupt,“ rief der zornige Greis, „Du würdest nicht wie ein gemeiner Mensch denken und handeln.“

Der Graf richtete sich halb im Bette auf. „Oheim,“ sagte er mit dunkelgeröthetem Gesicht, „Sie sind mein naher Verwandter, und als solcher ehre und achte ich Sie, ich kann einem Greise auch manches harte Wort vergeben; allein setzen Sie niemals mehr die Achtung aus den Augen, welche Sie sich und Ihrem Neffen schuldig sind.“

„Zum Teufel!“ rief der Komthur, erstaunt ihn anstarrend, „will er mir hier die Leviten lesen? Ja, wärst Du ein Ritter, würdest Du vor Allem wissen, was man der Ehre seines Standes schuldig ist, aber die Zeiten sind überhaupt vorbei, wo die Ehre hoch über dem Leben stand, und seit der Schelm, der Napoleon, die Welt umkehrte, sind alte Zucht und alte Sitte als lächerlicher Popanz auf den Theatern der Menge zur Zielscheibe des Spottes vorgeworfen worden.“

Er ging mit großen Schritten in dem Zimmer

auf und nieder, dann blieb er abermals vor dem Bette stehen.

„Willst Du von der Tänzerin lassen?“ sagte er.

„Ich werde sie nicht heirathen,“ versetzte der Graf.

„Weil sie Dich nicht will,“ rief der Komthur „Bei meinem heiligen Orden, Du entehrst unsere Familie auf's Tiefste. Eine Tänzerin sogar will Dich nicht. Bei meiner Ehre! welche Umwandlungen der Zeit erlebt man, eine Tänzerin schlägt die Hand eines Grafen aus!“ Er lachte bitter vor sich hin, dann sagte er plötzlich rauh und kurz: „Du hast zu wählen. Du heirathest Hortensien, und ich trete Dir die Herrschaft Frankenhausen ab. Dorthin gehst Du mit Deiner jungen Frau für den Sommer, und versprichst mir mit Deinem Eide, nie mehr irgend eine Verbindung mit der Tänzerin zu haben.“

„Nimmermehr,“ rief der Graf. „Ich werde Hortensien heirathen, weil meine Familie es wünscht, weil morgen mein Hochzeitstag ist, und ich mich fügen muß, in den Augen der Welt eine legitime, standesmäßige Ehe zu schließen. Aber meine Liebe besitzt Josephine allein, und niemals werde ich von ihr lassen.“

„So geh zum Teufel!“ rief der Komthur wüthend, „Du Ungerathener, ich werde meine Liebe und mein Geld einem Dankbareren zuwenden. Deine Mutter mag über Dich entscheiden.“

Er ging schnell fort, ohne auf den Ruf des

Grafen zu hören, der in der heftigsten Unruhe zurückblieb. Seine Mutter vor Allen sollte niemals etwas von seinen Verirrungen erfahren, denn er fühlte, daß es ein Todesstreich auf dies stolze Herz sein mußte. Er hatte stets davor allein gezittert, und nun kam es plötzlich und unabwendbar. Er sprang von seinem Lager auf, und rief seinen Diener herbei, ihn rasch anzukleiden. Er wollte hinüber, sich ihr zu Füßen werfen und ihre Vergebung erflehen; allein er bangte vor ihren Blicken und Vorwürfen, und vor Allem vor dem Versprechen, Josephinen nie wieder zu sehen, was jeden Falls die erste Bedingung einer Versöhnung sein mußte. — Aus dem Gewirr seiner Empfindungen stieg dann der Zorn drohend auf und mit Zähneknirschen dachte er daran, wer seinem Oheim so schnell zum Kundschafter gedient haben könnte. — Dann fiel ihm das Gelächter ein, das hinter ihm erschallte, als er in Josephinens Thür trat, langsam kam der Name seines Vetters über seine Lippen, und eine unaussprechliche Gluth der Rache erfüllte sein Herz. — „Der Heuchler allein hat es gethan," sagte er, „denn Niemand anders ist fähig, so unwürdig zu handeln." — Er erinnerte sich zugleich, den Gelehrten schon einige Male in vertrautem Gespräch mit Hortensien gesehen zu haben, welches schnell abgebrochen wurde, wenn er sich nahte, und er zweifelte nicht, daß es auch dort sein Geschäft war, das Herz seiner Braut mit Argwohn und dem Gifte der schlechten Meinung

zu füllen. Diese Gedanken folgten sich mit der Schnelle des Blitzes, und mitten in ihrem gährenden Feuer sah er plötzlich den Gegenstand derselben vor sich stehen.

Der junge Gelehrte betrachtete ruhig das drohend blitzende Auge seines Vetters, und das spöttische Zucken seiner Lippen verrieth allein, was in seinem Innern vorgehen mochte. „Ich komme von Deiner Braut, mein werther Heinrich,“ sagte er dann; „ich habe mit ihr und der Mutter eine Promenade durch den Park gemacht, der heut vom schönsten Frühlingssonnenschein erfüllt ist. Du kannst Dir Glück wünschen, Vetter, Hortensie hat ein Herz, so klar und tief, wie ein Schweizersee, obgleich auch wohl eben so schwer zu ergründen, wie dieser.“

„Wahrscheinlich,“ sagte der Graf, „wirfst Du schon länger darin Dein Senkblei aus.“

Der Gelehrte lachte. „Mein Freund,“ erwiederte er, „ein Weiberherz, und selbst das gewöhnlichste, hat so viele Klippen, Untiefen, Sandbänke und gefährliche Piratenschlupfwinkel, daß die genausten Karten dazu gehören, um nicht Schiffbruch zu leiden. Du scheinst bis jetzt wenig Lust zu haben, Dich mit diesem Studium zu befassen.“

„Es scheint mir,“ versetzte der Graf, „als wolltest Du mir diese Mühe ersparen. Ich sehe mit Vergnügen, welchen Antheil Du an Hortensien nimmst.“

„Bist Du in der That eifersüchtig?" rief der Gelehrte.

Der Graf betrachtete die kleine Gestalt seines Vetters mit dem messenden, verächtlichen Lächeln, welches die Ueberlegenheit körperlicher Vorzüge erzeugt. „Eifersüchtig?" sagte er, „das fällt mir wahrlich nicht ein."

Graf Leopold nahm dies Lächeln mit der äußersten Ruhe auf. „Du sprichst wie ein junger Mann von Welt," sagte er, „der seiner gekräuselten Frisur und den schlanken Hüften vertraut, und Du hast Recht, ich werde stets ein schlechter Nebenbuhler sein. Mein Bruder, der Lieutenant, würde Dir mehr zu schaffen machen."

Der Graf war inzwischen unruhig auf und ab gegangen; plötzlich blieb er vor Leopold stehen. „Laß uns abbrechen," sagte er, „ich liebe die nutzlosen Gespräche nicht. Ich habe eine sehr ernste Frage an Dich zu richten. War es Absicht oder Zufall, der Dich gestern Abend auf meine Schritte leitete?"

Der Gelehrte sah ihn starr an. „Welche Absicht könnte ich haben, Deinen Schritten nachzugehen?" sagte er.

„So hüte Dich vor dem Zufall," rief der Graf heftig, „ich bitte Dich, mein weiser Vetter, nimm Dich in Acht, geh' Deine Wege, wie Du willst, aber hüte Dich, die meinen zu durchkreuzen; zwinge mich nicht, Dir zu sagen, was ich von Dir und Deinen Absichten denke."

„Und was denkst Du denn?“ fragte der Gelehrte ruhig.

Der Graf schwieg einen Augenblick, dann trat er dicht vor ihn hin, und legte die Hand auf seine Schulter. „Leopold,“ sagte er, „heuchle der ganzen Welt etwas vor, betrüge Dich selbst, wenn Du willst, mich wirst Du nicht täuschen. Vielleicht gelingt Dir Deine Absicht, die Uneinigkeit in meiner Familie zum Bruche zu bringen, vollkommen, vielleicht gelingt es Dir auch, meinen Oheim zu bewegen, Dir sein Vermögen zuzuwenden, denn Du bist nach mir sein nächster Erbe, aber Früchte soll es Dir nicht tragen, wenigstens nicht, so lange ich lebe.“

„Du bist ein Kind und wirst es bleiben,“ erwiederte Graf Leopold verächtlich. „Du schwärmst in Deinen Empfindungen umher, wie ein Thor, und stößest die Hand zurück, welche Dir die Augen öffnen will. Ja, wisse es, ich läugne nicht, ich war es, der Dich gestern durch Zufall in das Haus eines Geschöpfes treten sah, das Du fliehen solltest; ich war es, der Deinen Oheim davon benachrichtete, ich war es, der ihm rieth, mit Dir ein ernstliches Wort zu sprechen, denn ich gehöre zu Deiner Familie und kann nicht dulden, daß sich ein Mitglied derselben mit Schande bedeckt. Ja, wisse noch mehr, ich habe Deiner Braut auf ihre Fragen freimüthig geantwortet, ich habe ihr, wie sie es verlangte, über Deinen Charakter Aufschlüsse gegeben, so viel es sich in meiner Lage thun ließ, ich habe ihr gerathen,

dem Unglück vorzubeugen, welches sie treffen muß, aber leider beharrt sie auf ihrem Entschlusse, und zu spät wird sie erkennen, wie Unrecht sie hatte, im Glauben Dich zu bessern, sich geopfert zu haben."

Der Graf war stumm vor Erstaunen und Zorn. „Mensch," sagte er mühsam, „bringe mich nicht zum Aeußersten, geh', ich hasse Dich, daß ich einen Mord begehen könnte, wenn ich Dich nicht noch mehr verachtete."

„Ich hasse Dich nicht, und verachte Dich auch nicht," erwiederte Graf Leopold, denn zu Beidem gehört noch ein Aufschwung mächtiger und tiefer Empfindungen der Seele, aber ich bemitleide Dich."

Er entfernte sich schnell und der Graf deckte beide Hände über sein glühendes Gesicht. „Ist es dahin schon mit mir gekommen," rief er, „daß mich Jeder ungestraft beschimpfen darf?" Er warf sich in eine Ecke des Sophas, und überlegte vergebens, welche Schritte er thun müsse, aber kein Ausweg wollte sich ihm zeigen. Seinen Entwürfen entsagen, seiner Liebe entsagen, Josephinen nie wiedersehen, und sich reuig und unbedingt dem Willen seiner Verwandten fügen, das blieb allein ihm übrig; aber mehr als je waren die Bande ihm verhaßt, welche ihn an Hortensien fesseln sollten, und Stolz und Eigenwille trieben ihn an, nur jetzt nicht sich zu unterwerfen. — „Und stemmte die ganze Welt sich mir entgegen," rief er, und erhob sich mit Heftigkeit, „ich will mich nicht fügen, Josephine soll mein

sein, ihnen Allen zum Trotz, daß ich ein Thor wäre, jetzt, so nahe meinem höchsten Glück, diesem zu entsagen."

Dann überlegte er, daß es am besten sei, er lasse die heftigsten Stürme ausrasen, ohne sich ihnen auszusetzen. Er beschloß heut krank zu bleiben, und bald zeigten sich ihm die Zustände alle in einem milderen Lichte. Wenn Josephine nur erst ganz sein war, was fragte er dann noch nach dem Unwillen der Uebrigen; er heirathete die ihm Bestimmte, das mußte ihnen genügen; daß er eine Andere liebe, wer hatte danach zu fragen? Tausend Verhältnisse dieser Art bestanden in der Welt, weshalb sollte um das seine Aergeres geschehen, und der heuchlerische Vetter mochte immerhin die schwarzen Absichten hegen, welche er ihm zutraute, im Grunde war er überzeugt, auch der Komthur würde darum nicht ewig zürnen, denn seine Liebe zu ihm mußte gewiß bald mit neuer Stärke sich geltend machen, denn was er that, war keineswegs unadelig zu nennen.

12.

Im Salon des Stiftsfräuleins hatten inzwischen Scenen Statt gehabt, deren schneller Wechsel uns kaum erlaubt, einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen. — Der alte Komthur, dessen Zorn im Augenblick keine Grenzen kannte, hatte der Gräfin rück-

sichtslos Alles mitgetheilt, was er über den unwürdigen Neffen erfahren hatte, aber zu seinem Erstaunen schien das Unerhörte nur geringen Eindruck auf die stolze Frau zu machen.

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, als er geendet hatte, und ein Lächeln glitt über das ruhige, würdevolle Gesicht. „Mein Herr Schwager," sagte sie, „dergleichen Contraventionen liegen im Blute der Familie, und ich bin geneigt, eine solche Jugendthorheit meinem Sohne nicht allzu hoch anzurechnen."

Der Komthur staunte sie an. „Würdige Frau Schwester," rief er, „er hat mir aber selbst bekannt, daß er sie heirathen wollte."

„Das ist völlig unmöglich," sagte sie gleichmüthig; „bedenken Sie, eine Tänzerin und mein Sohn! Ich erstaune, wie Sie das nur einen Augenblick glauben konnten. Vielleicht," fuhr sie fort, „hat Heinrich in einem Gefühl jenes Taumels, den die Gemeinheit Liebe nennt, sich das selbst eingebildet, allein nimmermehr werden Sie denken, daß es ihm jemals im Ernst eingefallen ist, eine solche Thorheit wahr zu machen."

„Was denken Sie aber zu thun?" sagte der Komthur.

„Heinrich wird Hortensien heirathen," erwiederte sie, „und wenn er eine Liáson fortsetzt, wird er sich dabei als Mann von Stande benehmen."

„Allein die ganze Stadt weiß davon," rief der

Komthur. „Er benimmt sich weit eher wie ein Unbesonnener, als wie ein Mann von Stande, und ich fürchte, daß das ganze Glück seiner Zukunft, seine Ehre, seine Ehe und seine Familie dabei verlieren werden.“

„So müssen wir die junge Person entfernen,“ sagte die Gräfin nach einer kurzen Pause. „Lassen Sie anspannen, ich werde zum Fürsten Wetterstein fahren, und diesen alten Freund unserer Familie ersuchen, der Ueberlästigen den Abschied zu erwirken.“

„Ich glaube kaum, Frau Schwester,“ erwiederte der Komthur bedenklich, „daß Sie glücklich sein werden. In dieser unglücklichen, modernen Zeit hat sich Manches geändert.“

„Ich will nicht hoffen,“ versetzte die Gräfin mit Stolz, „daß man einer der ersten Familien des Landes eine so geringfügige Bitte abschlagen wird.“

Nach einer Stunde kam die Gräfin von der Unterredung mit dem Fürsten zurück, und in ihrem strengen, zornigen Auge lag der ganze Schmerz und die Bitterkeit, welche sie zurückgebracht hatte.

„Es ist empörend, alles Gefühl empörend,“ rief sie, und legte, zitternd vor Aerger, ihre Hand auf die des Komthurs. „Religion und Adel sind in diesen verdorbenen Menschen erloschen, wie kann man sich noch wundern, daß im Volke keine Ehrfurcht mehr vor beiden zu finden ist, wenn die Ersten diese verloren haben?“

„Was sagte der Fürst, Frau Schwester?" fragte der Komthur kalt.

„Worte, Herr Bruder, tausend Worte," erwiederte die gekränkte Gräfin; „denn je mehr man die Kraft zum Handeln verliert, um so besser legt man sich auf jene Kunst. Aber aus allen den hundert Wendungen und Vorstellungen ging so viel hervor, daß man von meinem Sohne in den höchsten Kreisen große Hoffnungen gehegt habe, daß man beklage, denselben nicht im Staatsdienste zu sehen, daß man mit Vergnügen seine nahe Verbindung erfahre, daß auch er leider von Gerüchten gehört habe, die hinsichtlich Heinrichs sich erhoben, und daß er bedauere, durchaus nichts zur Beseitigung der Ursache derselben thun zu können."

„Ich sagte es gleich," rief der Komthur. „Die Tage alter Größe sind vorüber, seit der Schelm —

Die Gräfin wartete den Schluß seiner gewöhnlichen Phrase nicht ab. „So müssen wir handeln," sagte sie. „Ich hoffe, daß es noch Mittel gibt, meinen Willen zu erfüllen, und sollte ich mich an Se. Majestät selbst wenden."

„Hoffen Sie nichts auf diesem Wege," erwiederte der Komthur, „die Kreatur ist, wie ich höre, ein sogenannter Liebling des Publikums, und in dieser modernen Welt opfert man lieber zehn Reichsgrafen, als einen solchen Liebling."

„Unerhört," rief die Gräfin, „allein ich muß Ihnen Recht geben, so schwer es mir auch fällt;

denn etwas Aehnliches sagte mir der Fürst, wahrscheinlich um mich von jedem weiteren Schritte abzuhalten. Was meinen Sie, Herr Bruder?"

„Heinrich muß fort," sagte der Komthur, „er muß eine Zeit lang auf seinen Gütern leben; dort wird er durch Hortensien die Kreatur vergessen lernen."

Die Gräfin nickte bejahend, aber das Stiftsfräulein, welche die Entfernung ihres Lieblings fürchtete, erhob sich gegen diesen Plan. „Ich fürchte," sagte sie, „daß man dies sehr verschieden deuten wird, wenn Dein Sohn sofort die Hauptstadt jetzt verläßt, mitten in der Saison, fast im Winter; es würde ein Eclat herbeigeführt, der uns mit Hohn bedeckte. Und Heinrich wird nicht einwilligen."

„Lassen Sie die Menschen schwatzen," rief der Komthur. „Heinrich muß einwilligen, es ist das einzige Mittel, uns vor Schande zu bewahren. Denken Sie, Frau Schwester, wenn Uneinigkeit, Trennung, vielleicht eine Ehescheidung erfolgte!"

„Entsetzlich!" rief die Gräfin. „Es wäre das erste Beispiel in meiner erlauchten Familie."

„Wenn man aber dem Geschöpf ein Stück Geld böte," sagte das Stiftsfräulein. „Dergleichen Subjecte sind ohne Ausnahme dadurch zu gewinnen, Geld ist für sie das Höchste auf dieser Erde, denn an den Besitz des Metalles klammert sich ihre ganze Seele, welche keiner erhabeneren Empfindung fähig ist. Ein solches Geschöpf ist zu Allem fähig, und da-

ihre Existenz überall auf ihre Weise gesichert ist, so sehe ich nicht ein, weshalb sie nicht zu gewinnen wäre."

Die Gräfin überlegte den Vorschlag Sidoniens, und entschied sich dann, diesen Versuch zu machen. Seit vielen Jahren hatte sie auf ihren Gütern und in den Mauern ihres Schlosses mit dem unumschränktesten Ansehen geherrscht. Sie war der Souverain ihrer Unterthanen, welche längst daran sich gewöhnt hatten, die Aussprüche der hohen Frau als unfehlbar zu betrachten, und ihnen den unbedingtesten Gehorsam zu leisten, selbst wenn das Gesetz denselben völlig entgegen war. Denn was sie dabei verloren, indem sie sich den Befehlen der Gräfin beugten, ersetzte diese auf andere Weise durch überschwängliche Wohlthaten, welche sie unaufgefordert selbst über die stillen Hütten ausschüttete. — Nie betrat sie in Person dieselbe, aber Jeder konnte zu ihr kommen, und sie empfing den Aermsten zur bestimmten Stunde mit unveränderter Würde in dem großen Ahnensaale, auf dem goldenen Armsessel sitzend, umringt von ihren Dienern, und hörte jede ihrer Klagen mit unpartheiischer Gerechtigkeit. — Auf diese Weise hatte sie sich eine Verehrung erworben, welche an scheue Anbetung grenzte, und in ihrer Brust ward der Gedanke angestammter Erhabenheit über die Masse der Menschen unablässig gestärkt. Nur ungern machte sie daher auch die Reise nach der Residenz, wo tausend Empfindungen sie

unangenehm berühren mußten, aber nimmermehr hatte sie geglaubt, daß diese so widerwärtig sich gestalten würden.

Zu ihrem Erstaunen fand sie, daß ein Gefühl der Gleichheit überall vorherrsche, und selbst die Höchsten und Ersten sich diesem gebeugt hatten. Sie hatte keine Ahnung von einem Willen der öffentlichen Meinung, und konnte nicht begreifen, wie mit der Zeit eine solche Veränderung, eine Ausgleichung der Stände, eine Vermittelung der Ansprüche, eine Erhebung der todten Masse zu einer lebendigen Organisation vorgegangen sei, welche sich erkühnen durfte, ihren Gesammtwillen gegen den der Einzelnen oder den der alten, herrschenden Kasten geltend zu machen, und je mehr sie empfand, daß die alte Gewalt erloschen, und man nur noch durch überredende und verführende Mittel herrschen könne, um so erbitterter und hartnäckiger zürnte sie über die Urheber dieser Verwandlungen.

Sie ergriff daher den Gedanken des Stiftsfräuleins mit einer gewissen Heftigkeit, denn es that ihr wohl, ein Wesen vor ihren Richterstuhl zu rufen, von welchem ihr eine hohe Person gesagt hatte, daß er gegen dasselbe nichts unternehmen könne; sie bereitete sich, dies Kind der Gemeinheit mit der ganzen Würde ihres hohen Ranges zu zerschmettern, und den Beweis zu führen, daß vor dieser angestammten Hoheit sich auch ohne Gesetz die Niedrigkeit beuge; zugleich aber mischte sich ein Gefühl weiblicher Neugier ein,

dies Wesen vor sich zu sehen, welchem ihr pflichtvergessener Sohn in thörichter Verblendung der Sinne Alles opfern wollte.

Der alte Diener der stolzen Gräfin ward im Wagen des Stiftsfräuleins sogleich zu Josephinen gesandt, und der Befehl ihm zugefertigt, die Tänzerin sogleich mitzunehmen.

Josephine war erstaunt, als der alte, greise Mann ihr diese Botschaft überbrachte, und starrte ihn lachend an. — „Was will die Gräfin," sagte sie, „ich habe nichts mit ihr zu schaffen; will sie etwas von mir, so mag sie sich auch her bemühen, von zwölf bis drei Uhr bin ich für Jedermann zu Haus."

Der alte Diener bebte innerlich bei diesen frechen Worten, aber er kannte die Welt, und war mit seinem verstorbenen Herrn ein Stück darin umhergefahren. Er zuckte die Achseln und lächelte. „Wahrscheinlich will die Frau Gräfin Erlaucht Sie kennen lernen," sagte er, „und es ist eine alte sehr würdige Dame, welche um Dero Besuch bitten läßt."

Auch in Josephinen regte sich die Begier zu wissen, was man von ihr wolle, und zugleich die nächsten Familienglieder des Grafen kennen zu lernen. „Man hält mich vielleicht für die Verführerin des jungen Fantasten," sagte sie lächelnd zu sich selbst, „und will mir gute Lehren ertheilen, über den Unterschied zwischen uns Beiden. Gut denn, ich will ihnen zeigen, daß sie sich geirrt haben."

„Warten Sie, mein Freund, ich werde Sie begleiten,“ sagte sie zu dem Alten, und in wenigen Minuten war ihre Toilette beendet. Die glänzendsten Stoffe der neuesten Moden schmückten das schöne Mädchen, und mit geheimem Entzücken legte sie den reichen Brillantschmuck an, welchen der Prinz erst gestern diesen Reizen huldigend verehrt hatte.

Der alte Diener erstaunte vor der schönen, reichen Gestalt, als er ihr in den Wagen half; er wußte nicht, ob er zu ihr einsteigen sollte; ehe er sich aber besinnen konnte, hatte sie selbst den Schlag zugeworfen, und was er seit Jahren der eigenen Herrschaft nicht gethan, geschah jetzt; er kletterte mühsam auf den Bedientensitz, und brummte grollend über die Anmaßung eines Wesens, ohne Familie und Ahnen.

Finster und stumm öffnete er ihr die Thür, als die Equipage in dem glänzenden Hause hielt, aber mit Freundlichkeit ergriff Josephine seine Hand. „Einen Augenblick noch, mein guter Alter,“ sagte sie leise, und schien sich zu sammeln. „Ist der junge Graf hier?“

„Er ist krank heut,“ versetzte der Diener mürrisch.

„Aber seine Braut, Fräulein Hortensie?“

„Ist auch nicht hier,“ erwiederte er.

„Nun wohlan denn, melden Sie mich,“ sagte sie erregt. „Ich glaube, lieber alter Freund, ich hätte zu Haus bleiben sollen,“ setzte sie lächelnd hinzu.

Dem Alten that es wohl, so freundlich und gewissermaßen vertraulich behandelt zu werden. Das schöne Mädchen stand trotz ihrer Diamanten ihm näher als die stolze Gräfin, und er fühlte eine Regung in sich, ihr nützlich zu werden.

„Die erlauchte Frau Gräfin liebt es nicht, wenn man ihr widerspricht," sagte er, „das müssen Sie vermeiden."

Die kleine Tänzerin hatte inzwischen die leise Anwandlung von Bangigkeit überwunden. „Gut, lieber alter Freund," sagte sie, „wir wollen sehen, ob ich die hochgeborne Frau bei guter Laune erhalten kann."

Als sie in den Salon trat, sah sie die Gräfin am letzten Fenster in einem großen Armstuhle; neben ihr stand das Stiftsfräulein, und am Kamine lehnte die pittoreske Gestalt des Komthurs.

Josephine blieb, verlegen sich beugend, stehen, und musterte die drei kalt und feierlich blickenden Verbündeten.

„Näher, wenn ich bitten darf," sagte die Gräfin, ohne sich zu erheben.

Die kleine Tänzerin lächelte über sich selbst und über die Art und Weise dieses Empfanges. Sie war gewöhnt an Huldigungen und freundliche Begrüßung, an Complimente über ihre Kunst und ihre Reize, denn selbst die Ersten und Höchsten hatten sie immer damit überschüttet. Sie war im Bewußtsein der Ueberlegenheit ihrer persönlichen Er-

scheinung nie zweifelhaft, selbst in die feinsten Kreise der Gesellschaft getreten, gewöhnt daran, hochmüthige Ansprüche selbst zu machen, wie Forderungen dieser Art mit Geringschätzung zu behandeln, und im Gefühl ihrer moralischen Kraft trat sie auch jetzt mit sicheren Schritten bis dicht an den Stuhl der stolzen Frau.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht," sagte sie, „ich bin zu Ihren Diensten."

Die Gräfin maß die zierliche Gestalt mit einem Blicke, in welchem sich Verwunderung, Verachtung und wegwerfender Hochmuth paarten. Das leichte, ungezwungene Wesen dieser Tochter gauklerischer Lust, der Schmuck und die elegante Kleidung, der freie Ton, der Anschein sicherer Sorglosigkeit, das Lächeln auf den feinen Lippen, und die beweglichen, blitzenden Augen, welche musternd über den ganzen Salon streiften, Alles vermehrte den widerwärtigen Eindruck von Frechheit, der sich nach ihren Gefühlen hier darbot; und jetzt zuerst zürnte sie in Wahrheit ihrem Sohne, der einem solchen koketten, gemeinen Wesen mit Leidenschaft anhängen konnte. — Dennoch wußte sie nicht recht, welchen Ton sie dieser Erscheinung gegenüber anschlagen sollte. Zu stolz zur Verstellung und zu erfüllt von der Verächtlichkeit ihrer Gegnerin, um mit gewinnender Freundlichkeit ihre Zwecke zu verfolgen, sah sie dennoch ein, daß dies kecke und verwöhnte Mädchen nicht ruhig Etwas aufnehmen würde, das ihr als

Beleidigung ihres angemaßten Werthes erscheinen könnte. Sie beschloß daher die bitteren Empfindungen zuvörderst zurück zu drängen, selbst die Anrede in der dritten Person zu vermeiden, und mit der ruhigsten Kälte zu handeln.

„Ich habe Vieles mit Ihnen zu reden," sagte sie, „und muß dabei mancherlei ungewöhnliche Verhältnisse berühren."

„So erlauben Sie zuvörderst, daß ich mich setze," erwiederte die Tänzerin. — Die Tabourets standen fern an den Wänden umher, und Josephine blickte bedeutsam auf den Komthur, der unbeweglich an seiner Stelle stand.

„Darf ich Sie um einen Sessel ersuchen, mein Herr?" sagte sie, und ihre Stimme klang so bittend und süß und doch so bestimmt, daß der alte Graf zum Erstaunen seiner Verwandten dem Reste der Courtoisie in seinem Herzen augenblicklich Folge leistete, und mit Lächeln das Verlangte herbeibrachte.

Die Gräfin machte eine lange Pause, um die gehörige Ruhe wieder zu gewinnen, und Josephinens Blick hing verlangend an ihrem Munde.

„Sie haben eine Bekanntschaft mit meinem Sohne," sagte sie endlich.

„Der Graf findet es für gut, mich zuweilen zu beehren," versetzte die Tänzerin lächelnd.

„Ich habe mit Bedauern davon gehört," erwiederte die Gräfin. „Ich mag nicht weiter in die

Motive dringen, welche ihn dazu vermögen, allein er ist im Begriff, sich zu vermählen."

„Davon," sagte die Tänzerin in demselben stolzen Tone, doch nicht ohne Spott, „habe ich meinerseits vernommen, und ihm alles Glück gewünscht."

„Sie werden einsehen," fuhr die Gräfin fort, „daß diese Besuche jetzt abgebrochen werden müssen."

„Das hängt ganz von ihrem Herrn Sohn ab, obgleich ich nicht recht den Grund kenne, weshalb er mich fliehen soll."

Die Frechheit dieser Antwort überraschte die Gräfin so sehr, daß ihre Rede stockte. Sie sah durchbohrend auf die Tänzerin nieder, und eine dunkle Röthe des Zornes stieg auf ihre hohe, weiße Stirn. „Ich glaube gern," sagte sie dann, „daß Sie den Grund davon nicht einsehen, allein es ist genug, wenn ich darüber belehrt bin. — Mögen Sie gesucht haben, was Sie wollen, mögen Sie aus dieser Bekanntschaft Nutzen gezogen haben, so viel sie konnten; Sie müssen einsehen, daß das Glück und der Friede meines Sohnes leicht gestört werden kann, wenn Sie ferner seine thörichte Neigung begünstigen, und ich will nicht hoffen, daß ihre Wünsche sich jemals über den flüchtigen Augenblick erstreckten."

Die Tänzerin erblaßte einen Augenblick, als die Gräfin das Wort Nutzen mit besonderer Betonung sprach, dann aber röthete sich ihr ganzes Gesicht in Scham und Zorn, und ihre Augen strahlten

vor Unwillen. — „Wer gibt Ihnen das Recht, mich hierher zu rufen, um mich zu beleidigen?“ rief sie und stand auf. „Ich halte es für unwürdig, ein Wort zu meiner Vertheidigung zu sagen; allein, glauben Sie, von mir nur hat es längst abgehangen, den Namen Ihrer Tochter zu tragen, und an der Hand Ihres Sohnes, als seine Gemahlin, hier vor Ihnen zu stehen.“

„Ich hoffe zu Gott,“ erwiederte die Gräfin heftig, „daß mein Sohn nie so entarten konnte, und daß Frechheit und Lüge Sie leiten.“

„Beruhigen Sie sich,“ sagte die Tänzerin kalt, „ich habe nie darauf Ansprüche gemacht, mich Ihre Verwandtin zu nennen. Heinrich ist mir Freund gewesen, und das soll er mir bleiben, so lange er selbst will; verschließen werde ich ihm mein Haus nicht.“

„So werde ich Mittel finden, dies zu bewirken,“ rief die Gräfin drohend und außer sich. „Noch gibt es Zuchthäuser, um leichtsinnige Dirnen zu bessern, Anstalten, um Verführerinnen und verworfene Geschöpfe, wie Sie, unschädlich zu machen.“

Mit dem Stolze einer Königin sah Josephine auf die Gräfin nieder. „Gemeinheit und Verworfenheit sind in unseren Tagen nicht mehr die Begleiter unserer verachteten Klasse,“ sagte sie, „die Zeiten haben sich geändert; das lang zertretene Volk, die Söhne des Elends und der menschlichen Herabwürdigung, haben sich davon befreit, und sie ihren

tausendjährigen Peinigern zurückgegeben, die mit ihrer Hilfe allein den Druck und das Vorurtheil bewahren können. Zuchthäuser aber gebühren den Narren, die in ihrem wahnsinnigen Hochmuth ihre Mitmenschen als Sclaven ihres Willens betrachten, geboren, um unterwürfige Knechte ihrer, Gott und Menschheit verhöhnenden, Anmaßung zu sein. Ich würde weinen über den Grad gefühlloser, unnatürlicher Verwilderung, wenn der verknöcherte Dünkel vermoderter Jahrhunderte heutigen Tages nicht zu lächerlich wäre, und ich gehe mit dem Bewußtsein und dem Spruche jenes Pharisäers der Bibel: Herr, laß mich niemals werden, wie Diese da."

Sie wendete sich rasch dem Ausgange zu, die Gräfin war verstummt, und lag erschöpft in den Armen des Stiftsfräuleins, der alte Graf aber eilte der Tänzerin nach, und ergriff ihre Hand.

„Warten Sie noch einen Augenblick," sagte er bewegt, „hören Sie mich, ehe Sie gehen. Sie sehen, wie gespannt hier alle Verhältnisse sind, und ich denke mir, wenn Sie den Grafen, meinen Neffen, geliebt haben, und noch lieben, kann Ihnen der Aufenthalt in dieser Stadt nicht sonderlich mehr am Herzen liegen. Wählen Sie freiwillig einen anderen Wirkungskreis, und Sie werden uns dankbar finden."

„Ich wüßte nicht," versetzte Josephine stolz, „welche Dankbarkeit ich abzutragen hätte."

„Die Gräfin hat Sie nicht beleidigen wollen,

gewiß nicht vorsätzlich," sagte der Komthur, „die Verhältnisse, das mütterliche Gefühl, der Zufall hat daran Schuld, und Sie haben wenigstens Ihre Worte nicht minder heftig gestellt. Verlassen Sie diese Stadt, um unserer Aller Bestes willen."

„Ich bin durch Neigung und Pflichten hier gebunden," erwiederte die Tänzerin.

„Diese Pflichten werden zu lösen sein," sagte das Stiftsfräulein.

„Ich sehe keinen Grund, dies zu wünschen," rief Josephine.

„Aber es gibt vielleicht Mittel, Sie zu entfernen," fuhr der Komthur fort. „Ich nehme Antheil an Ihnen, setzen Sie sich nicht den Verfolgungen einer Familie von Einfluß aus."

„Ich glaube es wohl," erwiederte die Tänzerin gereizt, „die Macht hat noch nie gescheut, den Schuldlosen zu unterdrücken, wenn es galt, ihre Zwecke zu verfolgen. Allein ich will es erwarten!"

„Wir wollen Sie vollkommen entschädigen," sagte der Komthur dringend. „Fordern Sie, es soll ganz von Ihnen abhängen, selbst die Summe zu bestimmen, welche Sie verlangen."

Josephine zog die Hand, welche er noch immer hielt, schnell zurück. „Sie sind in großem Irrthume, mein Herr," rief sie, „wenn Sie glauben können, daß Ihr ganzes Vermögen mich zu einem Schritte bestimmen könnte, der mir verwerflich erscheint. Wäre ich überzeugt, daß es für mich und Heinrich besser

wäre, ich ginge ohne Ihre Aufforderung. Aber die Großen und Reichen dieser Erde glauben mit Geld Alles erkaufen zu können; Sie irren sich, es ist mein Stolz, Ihnen zu beweisen, daß es Menschen gibt, welche Anerbietungen und Drohungen verachten. Ich bleibe hier, mein Herr, und nichts soll mich bewegen, diese Stadt zu verlassen; am wenigsten aber werde ich gehen, um den hochmüthigen Plänen einer Familie nicht weiter hinderlich zu sein."

Sie ging schnell hinaus, und auf's Aeußerste erzürnt stampfte der Komthur den Fuß auf den Boden.

„Verwünscht sei die Kreatur!" schrie er, „und verwünscht der ganze verrückte Liebeshandel. Meinetwegen mag jetzt geschehen, was will, und kommen, was will, ich reise und lasse Jeden für sich sorgen."

Die Gräfin hatte sich gefaßt und sagte: „Sie sind der Vormund meines Sohnes, Sie vornehmlich haben die Erziehung desselben bestimmt, Sie und meine Schwester Sidonie. Auf Ihnen Beiden lastet die ganze Verantwortlichkeit, und ich kann nicht glauben, daß Sie sich jetzt derselben entziehen wollen. Wäre es so geworden, wie ich es wünschte, hätte mein Sohn im Schlosse seiner Väter unter meiner Aufsicht seine Jugend verlebt, wir würden dies Alles nicht zu beklagen haben."

„Ich sehe nur ein Mittel," sagte der Komthur, „er muß fort, und was auch die Welt sagen mag,

er muß von hier auf seine Güter, oder nach Paris, nach London, nach Italien, wohin er will, nur fort."

„Lassen Sie uns heut überlegen," erwiederte die Gräfin, „ich werde morgen unsere Entschlüsse meinem Sohne vorlegen, und er wird gehorchen."

Sie wurden hier durch ein lautes Klopfen an die Thür unterbrochen, und gleich darauf schob sich ein greiser Kopf mit den Zügen eines Bullenbeißers durch die Spalte, dem hinterher ein plumper, kurzer Körper folgte.

„Herr Schubert," rief das Stiftsfräulein erschreckt und unangenehm überrascht, „was führt Sie zu uns?"

Der alte Hauswirth machte eine groteske Verbeugung und entschuldigte sich in seiner Weise. „Sie haben zwar drei Narren in bunte Jacken gesteckt," sagte er, „aber so oft ich auch komme, ist doch keiner von den faulen Hanswürsten draußen zu finden. Das macht aber, weil kein Herr im Hause ist, vor dem sie Respekt haben; da können Sie klingeln, so viel Sie wollen, die sitzen drüben im Keller und spielen Schafkopf, Einer um den Andern, und bedienen kann sich Jeder selbst, so viel ihm beliebt. Darum ist es immer besser, Jeder bediene sich selbst, man spart sein Geld, und kömmt immer am sichersten und wohlfeilsten zum Zwecke."

„Darf ich fragen, was Sie so eilig zu mir führt?" sagte das Stiftsfräulein geärgert von seiner Derbheit.

„Nicht der guten Lehren wegen,“ versetzte der Alte, „denn Jeder nach seiner Weise, und die ich Ihnen gebe, nehmen Sie doch nicht an, weil vornehme Leute ihr Geld verthun wollen. Dazu aber haben Sie jetzt Gelegenheit. Heut ist der Kündigungstag für Ihren Miethcontract, und ich sage Ihnen daher die Wohnung auf, wenn es Ihnen nicht anstehen sollte, hundert Thaler zuzulegen.“

„Sie übertheuern mich,“ erwiederte das Fräulein heftig, „ich habe die ganze Wohnung neu einrichten lassen, und nun steigern Sie abermals den Zins.“

„Sehen Sie wohl,“ sagte der Alte lachend, „ich sagte es Ihnen ja gleich, als Sie Alles so schön malen, tapeziren und täfeln ließen, jetzt sei die Wohnung wenigstens hundert Thaler mehr unter Brüdern werth, und ich gehe mit Ihnen wie ein Bruder um, wenn ich sie Ihnen dafür lasse.“

Das Fräulein erröthete vor Unwillen über diesen Vergleich. „Ich finde Sie sehr undankbar,“ sagte sie.

„Nicht im Geringsten,“ versetzte Schubert mit unerschütterlicher Ruhe; „nur ist sich Jeder, nach dem alten Sprüchworte, selbst der Nächste, und ob Sie hundert Thaler mehr oder weniger geben, darauf kömmt's Ihnen wenig an, bei mir aber sind es zweitausend Thaler Zinsen mehr, und ich bin ein Geschäftsmann, der jeden Vortheil im Auge haben muß.“

„Allein der Vortheil darf nicht gegen die Ehre streiten," sagte der Komthur.

„Ehre," versetzte der Alte lachend, „ist immer da, wo Geld ist; Ehre ohne Geld ist eine Seifenblase, die der erste Beste in der Hand zerdrückt, und von dem ganzen bunten Scheine bleibt nichts übrig."

„Sie haben mir aber damals versprochen, mich nicht weiter zu steigern," sagte das Fräulein.

„Das ich nicht wüßte," erwiederte der Hauswirth, „ich habe ein kurzes Gedächtniß, und kann mich auf meine Worte nicht besinnen. Haben Sie es schwarz auf weiß, da ist es was Anderes; man muß heut zu Tage nichts auf Worte geben, Worte sind Hauche, sagte mein seliger Vater schon, aber ein Stück Papier gilt Alles. Das Schreiben ist eine weit gefährlichere Erfindung als das Pulver, ich habe mich immer davor gehütet, denn mit einem Stück Papier in der Hand kann man oft mehr ausrichten als mit einer ganzen Batterie Kanonen."

Die Gräfin wendete sich vor der Gemeinheit dieser Natur ab, der Komthur jedoch fand Belustigung an dieser rohen Naivität offener Verkündigung praktischer Lehren. — „Aber wo bleibt dabei die Rechtlichkeit, die Heiligkeit des Versprechens, und das gute Gewissen?" sagte er.

„Ich habe das beste, das man haben kann!" rief der Alte. „Um Rechtlichkeit und Ehrlichkeit aufrecht zu erhalten, haben wir Gesetze und Gerichte, die schon zusehen, daß kein Sünder durchschlüpfe.

Wenn man sich nun vor denen in Acht nimmt, was soll ein ehrlicher Mann und guter Bürger mehr thun? Hat man das Recht auf seiner Seite, so kann man auch immer ein gutes Gewissen haben, und die Rechtlichkeit erzielt sich ganz von selbst."

„Aber," sagte der Komthur lachend, „es gibt vielleicht auch einen inneren Richter, der über den gemachten Gesetzen steht."

„Thorheit, nichts als Thorheit, Herr Graf," versetzte Schubert, „ein vernünftiger Mann hält sich an das Wirkliche, nicht an das Eingebildete, was von Blut, Lebensmitteln, Ansichten, schlaflosen Nächten, Krankheit, Reizbarkeit der Nerven oder Unverdaulichkeit herrührt. Die Gesetze sind von weisen Leuten gemacht, die Alles besser und tiefer überlegt haben, als ein beschränkter Mensch es kann, und wenn man diese in Ehren hält und getreulich erfüllt, kommt man glücklich und froh bis an sein Ende, stirbt als ein guter Christ, und freut sich des Tages der Auferstehung; denn wenn man gefehlt hat, so liegt das nicht an uns, sondern an den Gesetzen."

„Das ist ein kostbarer Glaube," rief der Komthur, „aber doch gut, daß ihn nicht Jeder besitzt."

„Wollte der Himmel," rief der Alte, „Jeder besäße ihn, dann würde es besser in der Welt stehen, als jetzt. Diese würde frei sein von Fantasten und Taugenichtsen, von Müßiggängern und Narren; Jeder würde streben und arbeiten, und sich hüten, die Welt als ein Spielzeug für allerlei Träume und

Empfindeleien zu betrachten, die nur Unglück und Elend erzeugen, und Jeder würde auch ein reines Gewissen haben, wie ich. Bis das einmal geschieht," fuhr er schlau lächelnd fort, „sind die Klugen im Vortheil, und die Thoren werden von ihnen benutzt, das ist das ganze Geheimniß unserer Welt."

„Bei dessen Befolgung man reich werden kann," sagte der Komthur, „wenn man die Nutzung so versteht, wie Sie."

„Jede Zeit hat ihre eigene Art reich zu werden," versetzte der Alte, und seine listigen Augen blitzten dem Komthur zu. „Ihre Väter brauchten dazu eine Rüstung von Eisen, ein scharfes Schwert und eine spitze Lanze, Thürme mit vergitterten Gefängnissen und gemauerte Wälle, um vor den fatalen, gemeinen Gesetzen in Ruhe des Reichthums froh zu werden; heut zu Tage aber hat sich Alles geändert, denn statt der Hände braucht man vornehmlich den Kopf, und wenn man den Gesetzen ein X für ein U machen will, muß man vor allen Dingen ganz genau mit ihnen bekannt sein, und darf sie keineswegs verachten. Gefängnisse hat man nicht mehr, um Menschen, sondern um Füchse einzusperren, die man in den großen täglichen Treibjagden mühsam fängt, und Thürme und dicke Mauern, in welchen die Unschuld seufzt und weint, baut man keineswegs, sondern stattliche Häuser, die muntere Leute aufnehmen, welche Geschmack genug besitzen,

Alles gehörig verzieren und ausputzen zu lassen, damit der Zins wächst und ihr Vergnügen."

„Sie haben nur immer das Geld im Sinne," sagte das Fräulein, selbst lachend bei den komischen Vergleichen des Alten.

„Und glauben Sie denn nicht, daß das Geld die größte erste Himmelsgabe ist?" rief Schubert. — „Wenn mir etwas daran läge, ein Graf oder ein Baron zu heißen, nicht vier Wochen sollten in's Land gehen, und ich hätte Wappen und Titel. Wollte ich ein Doctor oder ein Professor, ein Geheimrath oder ein Hofrath werden, wie man die Hand umkehrt, hätte ich mir's angeschafft, aber ich werde kein Narr sein, ich behalte mein Geld in dem Kasten."

„Da thun Sie sehr wohl daran, mein Freund," sagte die Gräfin, „man muß sich nie in Sphären versteigen, wohin man nicht gehört. Und was hälfe ihnen ein Titel, wenn keine Ahnenreihe diesen heiligte?"

„Ahnen," sagte der Alte trocken, „nun ich behaupte dreist, daß mein Stamm eben so alt ist, als der Ihre, wenn ich auch gerade nicht weiß, wie die ehrlichen Leute hießen, und ob dieser Schuhe oder jener Stiefeln machte. Aber dagewesen sind sie ganz sicher, und wenn ich sonst Lust hätte, einen tüchtigen Sack Geld daran zu setzen, ließ ich ein Stück der sechszehn oder zwanzig in ihren vermoderten Gebeinen noch nachträglich veredeln. Doch der Himmel

bewahre mich vor solcher Thorheit," fuhr er lachend fort, „ich bin mein eigener Ahne, und will's bleiben."

„Sie waren nicht immer reich, Herr Schubert," sagte der Komthur.

„Um so besser, daß ich's durch mich geworden bin," erwiederte der Alte, „das ist mein größter Stolz, und freut mich mehr, als hätte ich von meinem Vater einen Baronstitel und hübsche Güter, im besten Falle, im schlimmsten aber einen langen Titel und noch längere Schulden geerbt. Ich war arm wie Hiob, und steckte voll Kummer und Verzweiflung, wie der arme Mann in der Bibel, den der Reiche in den Schuldthurm wirft, und so etwas stand mir auch nahe bevor. Da kam ich einst zu einem wohlhabenden Manne, es war ein Goldschmied, und der arme Teufel hat später schlimm geendet, unter drei Pfeilern mit langen Armen. Damals aber besaß er noch zwei Häuser, und das eine war ihm zu viel. — Ich kauf's Dir ab, sagte ich, und er lachte mich aus, denn er wußte, daß ich nicht so viele Pfennige hatte, als es Thaler werth war; aber er ging auf meinen Spaß ein und sagte: Gut, ich verkaufe es Dir für so und so viel tausend Thaler, aber in drei Tagen mußt Du zahlen. — Halb in Ernst, halb in Scherz machten wir den Contract, und von Furcht und Hoffnungen getrieben, lief ich umher, um einen Menschen zu finden, der mir meinen Kauf wieder abkaufen möchte. Der Zufall half mir nach wenigen Stunden. Ich war

in ein Weinhaus getreten, um beim Glase nachzusinnen, was anzufangen sei; als ich neben mir zwei unbekannte Menschen sich unterreden hörte, wie Einer ein Haus suchte, das am Wasser gelegen sei, und hübsche Keller habe. Ich mischte mich hinein; nach einer Viertelstunde führte ich sie hin, am selbigen Nachmittag war der Kauf gemacht, und zweitausend Thaler waren mein. — Das, Herr Graf, war der Anfang, und seit dieser Zeit haben Fleiß und Menschenklugheit mich immer weiter gebracht, so daß ich jetzt ein reicher Mann bin, was ich Niemandem läugnen will."

„Ein Besitzer von Palästen und Häusern," sagte das Stiftsfräulein, „der einer ganzen Straße seinen Namen gegeben hat, und sogar im Magistratscollegium Sitz und Stimme behauptet."

„Jeder nach seiner Weise," sagte der Hauswirth rasch, „wollt ich im Landtage sitzen, so habe ich auch Rittergüter dafür. Die Eimer steigen ab und auf in dieser Welt; der alte Adel versinkt in seiner Anmaßung und Faulheit, in seinem vornehmen Nichtsthun und dem aufgeblasenen Stolze auf ein vermodertes Pergament, und der neue Adel kommt immer glänzender empor, und schnallt sich Harnische von Gold, und Helme von guten Wechseln an. Der ficht mit Schuldverschreibungen gegen die trägen Herren aus den Zeiten des Faustrechts, und treibt sie mit Gerichtsakten aus ihren alten Rittersitzen; denn wer seine Zeit nicht begreift, und das,

was sie will, von sich stößt, der muß auch von der Zeit Tritte und Püffe hinnehmen. — Die schönen Güter verpachten, aussaugen lassen, Badereisen machen, nach Paris gehen, die Söhne auf theure Universitäten schicken, die Töchter in große Erziehungsinstitute bringen, den Winter in der Residenz leben, in Saus und Braus, unter Festen und Jubel, und die Hände in den Schooß legen, höchstens Jagden halten, und bei Pferderennen Wetten machen, wohin soll denn das in unseren Tagen führen, als zu Hunger und Elend? Da erheben sie denn ein Geschrei, wie der Adel herabkömmt, wie ein ehrwürdiges Institut untergeht, wie der Staat seine feste Stütze verliert, und anderen Unsinn mehr; aber sie bedenken nicht, wodurch es so kömmt, sie sehen die Wirkungen, aber die Ursachen wollen sie nicht erkennen, denn daran hindert sie der Hochmuth. Ein Edelmann sollte Handel treiben, Fabriken anlegen, Maschinen bauen lassen, Dampfmühlen errichten, Häuser und Güter kaufen, Nutzen ziehen aus dem bewegten Treiben des Verkehrs und der neuen Erfindungen, Gott bewahre, das stritte ja gegen die alten Vorrechte des Nichtsthuns; zum Arbeiten ist ja das Volk da, der gemeine, nichtsnutzige Pöbel, der dazu allein geboren ist; unsere hochadeligen Hände können nur ritterliche Beschäftigungen treiben, und wer sich wirklich so herabwürdigen könnte, scheidet aus der noblen Genossenschaft. Aber wartet nur, die Zeit verwirft Euch, denn ihr

verwerft sie, und mit allen euren Majoratsstiftungen und Familienverträgen könnt ihr doch nicht mehr lange den Kampf gegen sie aushalten, ihr müßt Euch fügen oder untergehen."

Der Gräfin wurde die Familiarität dieses rohen Menschen unerträglich, der zuletzt mit unverkennbarem Spotte seine Worte geradezu an sie richtete, und die stärksten Grobheiten ohne Unterbrechung hervorbrachte. — „Ich würde es gern sehen, wenn Du Dein Geschäft mit dem Herrn schnell abmachtest, Sidonie," sagte sie zu ihrer Schwester.

„Wissen Sie wohl, Fräulein," fuhr Schubert lachend fort, „wie ich neulich nach dem Gute Ihres Vetters, des Grafen von Schwarzfeld, fragte?"

„Nach Arendswalde," sagte das Stiftsfräulein.

„Das ist jetzt mein," rief der Alte, „ich habe es im Concurs gekauft, denn der Herr Vetter ist auch einer von den lockeren Patronen, die das alte Sprüchwort: Strecke dich nach der Decke! nicht gelernt haben, sondern so recht wie ein hochadeliger Herr drauf los wirthschaftete, bis kein Ziegel mehr sein war."

„Es ist ein sehr schönes Gut," sagte das Stiftsfräulein, und mit einem Seufzer setzte sie zur Gräfin gewendet hinzu: „das Stammgut der Familie."

„Ein schönes, altes Schloß," fuhr Schubert fort, „da haben Sie Recht. Mauern, zehn Fuß dick, und Thüren daran, die ein Jahrtausend noch stehen könnten, wenn ich sie nicht eben jetzt abbrechen

ließe, um Kuhställe aus den schönen Steinen bauen zu lassen, und Häuserchen für meine Arbeiter. Das alte Thor aus schwarzblauem Granit mit dem uralten Wappen ist auch schon herunter, das gibt vortreffliche Schlußsteine, und wenn Sie das Leben in den hohen Hallen und Sälen jetzt sehen sollten, würden Sie erstaunen. — Das muß wahr sein, wir bauen und künsteln nicht mehr wie die vergangenen Jahrhunderte, diese Stein- und Wendeltreppen, diese vergoldeten Gallerien, diese Deckenbilder von Stuck, die trompetenden Engel und turnirenden Ritter, die Wandmalereien und Ledertapeten; nächstens mache ich große Auction von allen den alten Geschichten, goldne Armsessel mit Schnörkel, und unter andern auch ein Paar Dutzend alte Ahnen in Alongenperücken, Reifröcken und Panzerhemden; die sollten Sie mir abkaufen, gnädigste Gräfin, Stück für Stück vier Groschen."

Der boshafte Alte ging offenbar darauf aus, die stolze Frau zu kränken. Er blinzelte sie mit seinen kleinen, listigen Augen so spottlustig an, und die dicken Züge seines rothen, unförmigen Gesichts verzogen sich so wunderlich affenartig, daß die Gräfin vor diesem Satyrkopfe zurückbebte, und den Befehl, sich zu entfernen, nicht aussprechen konnte.

„Kennen Sie den großen Ahnensaal in Arendswalde?" fuhr der Alte gegen das Fräulein gewendet fort. „Da sollten Sie die Gesellschaft bewundern, welche jetzt davon Besitz genommen hat. Ich

muß jedesmal lachen, wenn ich hinauskomme, die Wirthschaft sehe, und dann dabei denke, wie oft auf denselben Täfeleien stolze Ritter und schöne Damen in Liebesgesprächen und Scherzen gewandelt sein mögen, die ihr Leben tausendmal gewettet, und den als wahnsinnig erklärt haben würden, der ihnen prophezeiht hätte, was einst hier geschehen solle. Denn eine solche Umwandlung der Begriffe, ein solcher Spott aller ritterlichen Gefühle wäre ein Todesverbrechen gewesen. Ja, der gestrenge Graf hätte den Verläumder mit Hunden hetzen, wohl gar auf einen Hirsch schmieden, oder doch wenigstens bis auf die Knochen zerpeitschen lassen, wenn er zufällig guter Laune war, nahm er den Scherz aber ernstlich übel, so wäre der arme Teufel sicher im tiefsten Verließ verhungert.“

„Was haben Sie denn aus dem Schlosse gemacht?“ sagte der Komthur.

„Eine Papierfabrik,“ rief der alte Schubert lachend. „Sagen Sie selbst, Herr Graf, ist das nicht die bitterste Ironie der Weltgeschichte? Eine Ritterburg wird eine Papierfabrik; der klare Bach, der sonst das stolze Zwingschloß zur Wehr umsprudelte, muß Mühlräder treiben, und in dem großen Ahnensaale, der vom Jubel der Gäste und vom Klingen der Pokale wiederhallte, wo nur hochgeborne Herren und Damen sich Jahrhunderte lang niederlassen durften, sitzen jetzt Rudel von alten schmutzigen Weibern, und zupfen Lumpen.“

Der alte Komthur war tief bewegt von der lästigen Rede. Er blickte nach der Gräfin hin, die sinnend das Auge auf den Boden heftete, und mit der Hand die Stirn bedeckte.

„Und das andere Gut, die Reibnitz, kaufe ich auch nächstens,“ fuhr Schubert fort. „Der alte Herr darauf muß bald sterben, und Schulden hinterläßt er mehr als Haare. Da sollen dann große Brennereien, Brauereien und Essigfabriken angelegt werden.“

„Das können Sie nicht kaufen,“ sagte das Stiftsfräulein. „Die Reibnitz ist Lehn.“

„Lehn,“ rief der Alte, „was geht mich das an, was ist Lehn noch in unseren Tagen? Lehn hin, Lehn her; was wollen Sie wetten, daß ich damit belehnt werde? Wer nur Geld hat, der kann Alles, und ich habe Geld.“ — Er schlug sich dabei auf die Tasche, und der helltönende Klang verkündete, daß er wahr gesprochen hatte.

„Ich bitte Dich, Sidonie,“ rief die Gräfin auf's Aeußerste empört, „mache Dein Geschäft mit dem Herrn ab, damit er sich entfernen kann.“

„Sogleich, meine gnädige Frau,“ erwiederte der Hauswirth, „ich falle Niemandem gern lästig. Wollen Sie die hundert Thaler zulegen oder ausziehen?“

„Ich werde sie geben,“ sagte das Stiftsfräulein ärgerlich, „aber ich hoffe nun endlich Ruhe zu haben.“

„Auf drei Jahre gewiß,“ rief der Alte, „dann

aber wollen wir sehen, wie es hier aussieht." Er sah mit einem lachenden Blicke rund umher. — „Den Contract werde ich heut noch ausfertigen lassen, denn Schwarz auf Weiß muß es sein." Er ging zur Thür, dann kehrte er noch einmal schnell um.

„Wissen Sie nicht, ist die Reibnitz Mannslehn, oder auch in weiblicher Linie erblich?" fragte er das Stiftsfräulein.

„So viel ich weiß, gilt die Lehn ohne Ansehen des Geschlechtes," erwiederte diese.

„Nun, dann ist's richtig," rief der Alte vergnügt, und rieb sich die Hände. „Der Graf hat eine Tochter, das ist sein ganzer Kindersegen, und die soll mein Eduard heirathen."

Diese Zumuthung mit der bestimmtesten Gewißheit ausgesprochen, war den Zuhörern doch zu viel. Sie blickten sich gegenseitig erstaunt an, dann aber brachen sie plötzlich in ein einstimmiges Gelächter aus, das den Alten jedoch keineswegs zu ärgern schien. Er lachte mit, und rief mit seiner rauhen Stimme dazwischen: „Lachen Sie nur, lachen Sie tüchtig, aber wer zuletzt lacht, lacht immer am besten."

„Graf Roderich wird es sich gewiß zum Vergnügen rechnen, einen so hoffnungsvollen Schwiegersohn zu finden," sagte das Stiftsfräulein.

„Graf Roderich wird klug genug sein, einen jungen Menschen nicht zurückzuweisen, der zwar keine

sechszehn Ahnen, aber für jeden zehntausend baare Thaler hat," rief Schubert; „der die große Armee der eindringenden Schuldner befriedigt, Armuth und Elend in Ueberfluß verwandelt, und um seinen einfachen Namen einen gräflichen Glanz verbreiten kann, wenn er will. Er wird wohl gelernt haben, denke ich, daß ein klingender Name heut zu Tage nichts mehr gilt, daß man dabei verhungern kann, und daß die reichen Vettern, die so stolz und vornehm auf Alles herabsehen, was nicht Wappen und Titel hat, die Achseln zucken, wenn's an's Helfen geht. Mit welcher Verachtung und Wegwerfung sie auch über Mißheirathen schreien, es streckt sich keine gefüllte Hand aus, um die Güter einzulösen, und dem Armen aufzuhelfen; aber hier ist, was Trost bringt," — er schlug sich dabei wieder an die gefüllte Tasche — „Moses und die Propheten, und das ganze Himmelreich."

Er entfernte sich mit einer spöttischen, tiefen Verbeugung, und ließ die Uebrigen erstarrt zurück.

„Das ist ein curioser, alter Kerl," sagte endlich der Komthur, „aber er sieht mir ganz aus, als ginge er im vollen Ernste damit um, unser edler Vetter zu werden."

„Ich will nicht hoffen," rief die Gräfin, „daß Graf Roderich jemals diesem gemeinen Menschen ein williges Ohr leihen könnte."

Das Stiftsfräulein zuckte die Schultern. — „Unmöglich ist es nicht," sagte sie, „der Graf ist

vollkommen ruinirt, ein Verschwender, und erbittert über uns Alle, da er öfter vergebens unsere Hilfe angesprochen hat."

„So müssen wir jetzt helfen, unter jeder Bedingung helfen," rief die Gräfin.

„Dazu gehören wenigstens sechszig bis achtzigtausend Thaler," sagte das Fräulein, „und wir können so bedeutende Summen nicht wegwerfen. Denn weggeworfen sind sie, das Gut ist nicht den dritten Theil werth, und die Schulden ohne Ende."

„Ich will an ihn schreiben," sagte die Gräfin nach einer Pause. „Ich will ihm einen Jahrgehalt bieten, und mich verpflichten, nach seinem Tode für die Tochter zu sorgen."

„Versuche es," erwiederte das Stiftsfräulein, „allein der Erfolg ist zweifelhaft; denn Graf Roderich ist durch seine Armuth, wie ich höre, stolzer und anmaßender geworden, als er war."

„Ich sehe und höre Vielerlei," sagte die Gräfin feierlich, „die Zeit ist über mich fortgerollt, und der Kopf schwindelt mir, wenn ich denke, was geschehen mußte, um diese Entartung hervorzubringen. Unglückliche Menschheit! Was wird dein Loos sein? Der Tag des Unterganges ist nicht mehr fern, er kann nicht mehr fern sein, denn selbst die Geduld des Himmels muß sich an dieser Auflösung alles Rechtes und aller Ordnung erschöpfen."

13.

Der Graf hatte inzwischen einen stillen Tag verlebt, und es dämmerte bereits, als sein Vetter, der Offizier, bei ihm eintrat.

„Was, zum Henker!" rief der Lieutenant, „der Bräutigam liegt im Schlafrocke auf dem Sopha Studirst Du Witschel oder die Abendandacht, Heinrich?"

„Behalte Deine Scherze für Dich," erwiederte der Graf trocken, „denn Du findest bei mir heut keine Erwiederung; ich bin krank; suche Dir bessere Gesellschaft."

„So gibst Du mir recht artig zu verstehen, daß ich mich in schlechter befinde," sagte der Lieutenant lustig. „Aber ich muß aushalten, wenigstens ein halbes Stündchen, und wenn Du nicht sprechen willst, so gib mir eine Cigarre und ein Buch."

„Ich besitze weder die Rangliste, noch das Exerzierreglement, noch halte ich die hippologische Zeitung," sagte der Graf.

„Du bist bissig, wie ein Bär," rief der Offizier; „aber ich mache mir nichts daraus, denn wahrscheinlich hast Du Dich mit Hortensien gezankt, oder mit Josephinen geärgert, und ich kenne dergleichen Launen."

„Du?" sagte der Graf lächelnd.

„Ja, ich, mein weiser Vetter Philosoph," rief der

Lieutenant, „erst vor wenigen Tagen warf ich in einem Anfalle derselben meinem getreuen Knechte Jakobus Stiefeln und Handschuhe in's bärtige Angesicht, und ich denke, einem Soldaten kann das eher verziehen werden auf Erden und im Himmel, als einem Studirten und Gelehrten."

„Du bist verliebt, Ernst!" rief der Graf lachend. „Zum wie vielten Male?"

„Ich glaube, es geht in die Millionen," sagte der Offizier. „Im sechsten Jahre liebte ich zuerst unsere Haushälterin, und dann so weiter bis jetzt; aber diesmal ist es verzweifelt ernsthaft, denn ich werde nicht allein lieben, sondern auch heirathen, materiell heirathen; begreifst Du das?"

„Noch nicht," versetzte der Graf, und maß die leichte jugendliche Gestalt seines Vetters. Dann brach er in ein anhaltendes Gelächter aus.

„Lache, so viel Du willst," sagte der Lieutenant ruhig, und brannte eine Cigarre an, „aber heirathen werde ich doch."

„Wer hat den tragi-komischen Gedanken gefaßt, Dich zu nehmen?" rief der Graf noch immer lachend.

„Ein Mädchen, schön, wie der junge Tag; blühend wie eine Rose, strahlend wie eine Perle, reizend wie Anadyomene, eine der abhanden gekommenen Grazien oder Musen, wenn nicht gar Venus selbst."

„Ist sie von Familie?" sagte der Graf.

„Sie ist die Einzige ihres Geschlechts!“ rief der Offizier.

„Und reich?“

„Barbarische Frage!“ schrie der Lieutenant; „wie kannst Du glauben, daß ich eine Arme nehme?“

„Nobler Vetter!“ sagte der Graf; „Du hast Recht, verzeihe, daß ich Dir so etwas zutrauen konnte. Nenne mir den Namen dieser edlen Gottheit.“

„Ihr Vater steht Königen und Kaisern nahe,“ fuhr der Lieutenant fort, „und ist deren innigster Vertrauter, ja, er beherrscht das Schicksal der Reiche dieser Welt mächtiger vielleicht, als die eigentlichen Herrscher. Der Sultan in seinem Serail, der demokratische Pöbelpräsident in Washington, der Mann mit der Alongenperücke auf dem Wollsacke, der betende König im Lilienrocke, Alle sind seine folgsamen Söhne, und kommen schmeichelnd, um seine Gunst und Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen. Und das einzige Kind dieses Königs der Könige liebt Deinen glücklichen Vetter, und reicht ihm ihre goldene Hand.“

„Verstehe ich Dich recht, Ernst,“ rief der Graf, „so willst Du einen sehr dummen Streich begehen.“

„Dummen Streich!“ rief der Offizier. „Einen klügeren hat noch nie ein Mensch auf Erden begangen. Was denkst Du?“

„Du willst die Tochter des Bankiers Hirsch heirathen.“

„Des Hofbankiers Baron von Hirsch, ja das will ich,“ rief der Lieutenant.

„Die Tochter eines Juden, eine Jüdin!“ rief der Graf.

„Längst getauft, und eine ausgezeichnete Christin,“ sagte der Offizier.

„Hast Du Alles wohl überlegt, Ernst?“ sagte der Graf warnend.

„Bis auf den Grund,“ erwiederte der Offizier. „Daß ich ein Narr wäre, und die Hand eines Mädchens ausschlüge, an der mindestens zwei Millionen hängen.“

„So wird es das erste Mal sein, daß unser Stamm ein Blatt vom Oelbaume am Bache Kidron empfängt,“ sagte der Graf spottend. „Wie heißt sie, Rahel, Lea oder Judith, aus dem Stamm Josua, Benjamin oder gar aus den Leviten?“

„Sagt, was Ihr wollt,“ rief der Lieutenant, „Ihr sollt mich nicht irre machen. Aber von Dir am wenigsten hätte ich Tadel erwartet.“

„Meine Gesinnungen liegen offen,“ sagte der Graf. „Ich bin kein starrer Aristokrat, der mit Verachtung auf die blickt, welche kein Wappen und keine Familie besitzen, deren Ruhm Jahrhunderte erfüllt; allein ich bin gleich weit entfernt, diese Masse des Volkes uns gleich zu stellen. Ich ehre die Scheidewand, welche Verhältnisse dazwischen gezogen haben, und werde mich hüten, diese gewaltsam

einzureißen. — Solche Gewalt rächt sich und muß sich rächen, und zu spät wirst Du es bereuen."

„O, Prediger der Wüste!" rief der Offizier, „denke an die Tänzerin."

Eine tiefe Röthe überzog das Gesicht des Grafen. — „Wenn die Leidenschaft der Liebe uns hinreißt, sind wir fähig, Thorheiten zu begehen," sagte er, „und jener Rausch hilft uns vielleicht die Folgen tragen, allein bei Dir ist es nicht Liebe, es ist Eigennutz, Ernst, die Sucht reich zu werden, und ich fürchte, Du wirst hart büßen müssen."

„Ob ich Leonoren liebe, weiß ich eigentlich selbst nicht," sagte der Lieutenant lachend, „das heißt, ich liebe sie, wie man überhaupt ein junges, leidlich hübsches Mädchen lieben kann; ich sage ihr Artigkeiten, die sie gern hört, und flüstere und lache mit ihr, und küsse ihre ziemlich großen Hände."

„Aber sie liebt Dich?" sagte der Graf.

„Ueber die Maßen," rief der Lieutenant, „sie verschmachtet und verbrennt mich fast mit den Strahlen der großen schwarzen Augen. Du weißt, daß ich oft in der Gesellschaft war, da hat sich denn Alles gemacht; erst heimlich, ganz heimlich, und dann officiell. Ich habe Komödie gespielt, eine himmlische Komödie, denn sonst wäre ich nimmermehr zum Ziele gekommen."

„Also auch das war nöthig," sagte der Graf.

„Du scheinst die Menschen weniger zu kennen, als ich meinte," rief der Offizier. „Glaubst, der Va-

ron mit seinen Millionen hielte einen Lieutenant und Grafen von altem Adel, der wenig mehr besitzt, als sich selbst und seinen Stammbaum, für eine sehr vortheilhafte Parthie seines einzigen Kindes? Der Geldadel der neuen Zeit ist mindestens eben so stolz, als der Geburtsadel der alten. Der Baron betrachtete mit Mißfallen meine Annäherung, und ich ward seltener gebeten und endlich ganz weggelassen. Dafür aber entschädigte ich mich, wenn er nicht zu Haus war, denn die Mutter war auf unserer Seite. Vor acht Tagen aber überraschte er uns, und es gab eine Scene, die damit endete, daß Leonore ohnmächtig wurde, die Mutter in Thränen zerfloß, der Alte sich die Paar übrigen Haare ausraufen wollte, und ich aus dem Hause schied, auf nimmer Wiedersehen. Aber, mein Freund, die Weiber, es ist ein göttliches Geschlecht, das man nie genug bewundern kann. Siehst Du, in diesen acht Tagen änderte sich Alles, gestern ließ mich der Alte bitten, und führte seine Tochter selbst in diese meine Arme, als meine geliebte Braut. Begreifst Du das?" Er lachte laut, und streckte seine Hand aus, an welcher ein blitzender Brillant prangte.

„Ihr habt also den listigen Baron überlistet?" sagte Graf Heinrich.

„Angefaßt an der einzigen Stelle, wo er sterblich war," sagte der Offizier. „Du hättest die Mienen sehen sollen, mit denen er mir zuerst seine Einwilli-

gung ertheilte. Ich hatte die größte Mühe, ihm nicht in's Gesicht zu lachen."

„Aber wie hast Du das angefangen?" fragte der Graf verwundert.

Der Lieutenant ging auf und nieder, und rieb sich die Stirn. „Das ist ein Geheimniß," sagte er, „und muß auch wenigstens für's Erste eins bleiben. Allein ich weiß, Du kannst schweigen, gib mir Dein Ehrenwort, und Du sollst es wissen. Sieh," fuhr er lachend fort, „mitten in meiner Verzweiflung fiel der Rath vom Himmel. Ich saß zu Haus und kaute am Schnurrbart, da bekam ich einen Brief von der Mutter, eine Einladung zum geheimen Rath der Liebe. Alles wurde abgemacht, ich trat in Leonorens Budoir, sie sank in meine Arme, und wir umschlangen uns im unauflöslichen Liebesknoten, wie Schiller sagt. Während dessen bearbeitete die würdige Mutter das Gewissen des Alten, und da es hart wie Felsenstein blieb, eröffnete sie ihm, daß Alles zu spät sei, daß Leonore sich viel zu weit vergessen habe, ja, daß ich jetzt im Augenblicke in ihren Armen liege. Wie ein Tiger flog der Baron nach dem Zimmer, und verlangte, daß wir es öffneten. Endlich gaben wir nach, und er erstarrte, seine Tochter im Nachtgewande, mich erhitzt und derangirt vor sich zu sehen. Seine Wuth war grenzenlos, er lehnte sich an die Thür sprachlos, den Kopf zwischen die Hände gepreßt, und seufzte und weinte wie ein Kind. Nun kamen endlich von unserer Seite Bitten,

Betheuerungen, Schwüre; von seiner Seite Vernunft und Einsehen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und das Ende war, daß er uns nach einer langen Strafpredigt, nach Klagen über Vergessenheit und Thorheit, nach Ermahnungen und albernen Redensarten, an unseren Nachkommen einst dasselbe erleben zu müssen, in die Arme schloß, seinen Segen ertheilte, und den Himmel bat, aus bösen Blüthen gute Früchte erwachsen zu lassen."

„Und die Mutter half Euch dies Schelmenstück verüben?" sagte der Graf.

Der Offizier betrachtete ihn erstaunt. „Es war das einzige Mittel," erwiederte er, „mein Schwiegervater mußte mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, denn selbst die List ihm vorzulügen, daß Eleonore einen faux pas von neunmonatlichen Folgen gethan, würde seinen Starrsinn nicht gebeugt haben."

„Nun, bei Gott!" rief der Graf, „schon dieser Mutter wegen würde ich nicht die Tochter nehmen. Solche Verworfenheit und Gemeinheit zerschmetterte meine Liebe."

„Du sprichst wie ein Kind oder wie ein Thor," sagte der Offizier zürnend, „und ich fürchte jetzt wirklich, daß Du krank bist. — Was ich gethan, befleckt meine Ehre nicht, und weder Gemeinheit noch Verworfenheit ist darin zu finden. Ich habe eine List angewendet, um einen alten Fuchs zu prellen. Du weißt nicht, was es heißt arm zu sein,

und kennst daher auch das Verlangen nicht, reich zu werden. Leonore ist die Tochter eines Barons, eines Mannes, der in den höchsten Kreisen sich bewegt; sie liebt mich mit orientalischem Feuer, und die Liebe scheut keinen Weg, um zur Vereinigung zu gelangen. Was haben wir also Böses gethan? Einen starrsinnigen Vater gezwungen in unsere Vereinigung zu willigen. Das ist unzählige Male vorgekommen, und selbst wenn die Art, wie es geschah, einst bekannt werden sollte, wird man höchstens darüber lachen, aber verächtlich wird man es nicht finden. Wenn der Spott der Welt Einen von uns trifft, mein Freund, so wirst Du es sein, der eine Tänzerin zur Gräfin machen will, und die Gräfin gern zur Tänzerin seiner Launen machen möchte. Aber hüte Dich, Heinrich, daß der Fall sich nicht umkehre, daß Du, der nach der Pfeife der Tänzerin tanzt, nicht auch nach den Launen der Gräfin beten mußt."

Er ging zornig fort, und der Graf lachte ihm verächtlich nach. „Geschniegelt und gebiegelt wie ein Truthahn, ein glattes Gesicht und ein blankes Kleid, so gewinnt man ein reiches Weib," sagte er. „Mag er in Jerusalem glücklich sein, meinetwegen, der flache Mensch kommt am besten durch diese Welt, und wer nicht denkt, dem wird es geschenkt, er hat es ohne Sorgen."

So lag er sinnend, und überlegte, welchen Eindruck diese Nachricht auf seine Verwandten

üben werde, als Rodens hohe Gestalt in's Zimmer trat.

Nach einigem Hin- und Herreden, in welchem der Graf ihn mit dem, was ihn bewegte, im Allgemeinen bekannt gemacht hatte, sagte der Baron: „Sie müssen sich aus diesen Wirren mit fester Hand reißen. Handeln muß man in unseren Tagen, nicht träumen, klug combiniren, was man will, und sein Ziel verfolgen, so lange es möglich ist; dann aber lieber es völlig aufgeben, als sich in Halbheiten umhertreiben."

„Oft aber sind die Verhältnisse so verwirrt," versetzte der Graf, „die Kräfte zerren uns hin und her, die Verlegenheit wächst, und es geht uns, wie dem verirrten Wanderer am Kreuzwege, wir stehen und wissen nicht, welchen wir wählen sollen."

Der wahre Mann muß stets über den Verhältnissen stehen," sagte der Baron, „und den klaren, ruhigen Blick des Lebens nie verlieren. Die Stimmungen der Seele müssen beherrscht werden, das ist die höchste Bildung des Geistes. Die Leidenschaften müssen uns nie über uns selbst belügen und betrügen, im Einklange muß der Gedanke stets mit dem Handeln sein, dann können wir die Meinungen der Welt verachten. — Ich begreife es, lieber Graf, Sie stehen jetzt an einem solchen Punkte."

„Und was würden Sie an meiner Stelle thun?" rief der Graf.

„Einer thörichten Liebe entsagen, und der Ge-

mahl eines tiefempfindenden, edlen Wesens werden," erwiederte Roden.

„Aber wenn dies Wesen kalt und schroff meinen Neigungen, meinen Empfindungen entgegenstrebte, wenn es die Kraft meines Lebens zu vernichten drohte?"

„So würde ich, der ganzen Welt zum Trotz, die Fesseln vernichten und mich frei machen."

„Unmöglich!" rief der Graf, „das kann ich nicht."

„Fühlen Sie diese Kraft nicht, so würde ich den Muth schöpfen, meine Ehe erträglich zu machen. Durch festen Willen und ruhige Besonnenheit eine Ausgleichung der Extreme herbeizuführen."

„Wie meinen Sie das?" sagte Graf Heinrich.

„Ich würde mich bemühen, die Liebe meiner Gattin zu erringen, ihr das Gefühl der Hochachtung und Verehrung abzunöthigen, und sie sanft durch Nachgeben und Ablassen zu einem harmonischen Einklang zu führen."

„Ich fürchte, daß auch dieser Weg unmöglich ist," sagte der Graf. „Wir begegnen uns in keiner Ansicht."

„Sie wissen noch nicht, was der Liebe möglich ist," sagte der Baron. „Sie ist eine Begeisterung, ihrem Gegenstande zu gefallen. Wenn ein Weib liebt, so gibt es keinen Grundsatz mehr für sie, sie ist mit Leib und Seele das Eigenthum ihres Herrn geworden, der damit schalten und walten,

modeln und formen kann, wie es ihm beliebt. Es ist nichts Außerordentliches, eine völlige Verwandlung des Charakters zu bewirken, und was sie für unmöglich gehalten hätte, geschieht an ihr, sie weiß selbst nicht wie. Die Eigensinnigste, die Launenvollste, die Herrschsüchtigste wird ein Lamm, am Faden zu leiten, und nur auf die kluge Leitung kommt es an, sie von dem dürren Boden auf grüne Weideplätze zu führen."

„Es ist sehr schwer Liebe zu erwecken, wo sie nicht ist," sagte der Graf seufzend, „noch schwerer sich zu einer Liebe zu zwingen, welche man nicht empfindet. Ich kann nur lieben, wo ich Eigenschaften treffe, die meine Gefühle erregen."

„Feuer der Leidenschaft, ungestüme Zärtlichkeit," sagte der Baron lächelnd. „Mein Freund, studiren Sie den weiblichen Charakter, locken Sie die Empfindungen hervor, welche verborgen schlummern, und Hortensie, die ein Eisberg scheint, wird zum Vulkan werden. Glauben Sie mir, die Kalten sind die Glühendsten; Sie werden das noch kennen lernen, und vielleicht das Eis zurückwünschen."

„Alles wollte ich ertragen," rief der Graf heftig, „nur nicht das frömmelnde Wesen, dieser offene Abscheu vor den gewöhnlichsten Lustbarkeiten, diese stolzen, beleidigenden Blicke, mit welchen sie jeden Scherz aufnimmt. Es ist mir unerträglich, ich sehe eine Hölle vor mir."

„Wie ich Hortensien beobachte," erwiederte der

Baron, „so müssen Sie vor allen Dingen sie darin schalten und walten lassen, wie sie will; ja Sie müssen sich bezwingen, und so viel es Ihnen möglich ist, darauf eingehen. Ruhig und ernst zügeln Sie die Heftigkeit und Fröhlichkeit ihres Charakters, bilden Sie ihr ein, daß sie auf dem besten Wege sei, Sie zu bekehren, vermeiden Sie jeden Spott, jedes kränkende, unüberlegte Wort, vernachlässigen Sie Hortensien nicht, lehren Sie ihr, Sie zu achten und zu lieben, und Alles wird gut werden. Hat sie Vertrauen zu Ihnen gefaßt, dann erst können Sie anfangen, sie zu tadeln, ihr Vorstellungen zu machen, und Aenderungen einzuführen, und ich wette, Sie werden bald an diesem schönen und edlen Charakter Antheil nehmen, und dieser wird sich in Liebe umwandeln; denn Liebe, mein Freund, erweckt Liebe. Das ist das Göttlichste in diesem göttlichen Geschenk, daß die edle Flamme sich mittheilt, und die rührende, ungeheure Gewalt unwiderstehlich das Herz ergreift, dem sie sich weiht.“ —

„Aber wie häufig ist dies nicht der Fall?“ sagte der Graf, und er dachte traurig an Josephinen. —

„Dann ist es auch nicht die wahre, heilige Flamme,“ erwiederte der Baron, „dann mischen sich unedle, unreine Leidenschaften hinein, dann ist es nur der irdische Besitz, nicht der göttliche Strom, der über die Erde hinaus uns alle Paradiese aufschließt.“

„Ich höre die Sprache eines Verliebten," sagte der Graf lachend.

„Vielleicht nicht einmal die eines Liebenden," versetzte der Baron, „sondern nur die eines Mannes, der das höchste Glück des Lebens empfunden hat. Verliebt sein und lieben, das ist ein großer Unterschied. Verliebt sein und Narrheiten begehen, ist ziemlich synonym, und gehört zum Dienste der Venus vulgivaga; lieben heißt sich reinigen und veredeln, und zur Uebung der höchsten Tugenden dieser Erde fähig machen."

„So lieben Sie," sagte der Graf.

„Vielleicht bin ich auf dem Wege dazu," versetzte der Baron nach einer Pause, und wie gewaltsam ablenkend von dem Laufe, welchen jetzt das Gespräch zu nehmen drohte, sagte er rasch: „Ich kam hierher, um Sie aufzufordern, mich in einen Kreis von Menschen zu begleiten, welche sich durch Sittenreinheit, Adel der Gesinnung, und Tiefe des Denkens und Empfindens über die gewöhnliche, blöde Menge stellen. Sie sind viel zu sehr in einen gewissen Kreis der Gesellschaft gebannt worden, lieber Graf, und das ist nicht recht, der Mann der großen Welt soll sich in allen Kreisen bewegen, und die wahren Menschen finden, welche leider freilich noch immer mit der Laterne gesucht werden müssen."

„Glauben Sie," sagte der Graf spöttisch lächelnd, „daß es überhaupt vollkommene Menschen gibt?"

„Gewiß nicht," versetzte der Baron; „Schwächen

und Mängel lassen sich an Jedem entdecken; aber es gibt eine Annäherung zu dem göttlichen Ursprunge, und eine absteigende Linie, an deren letzten Punkten man kaum mehr den himmlischen Urtypus erkennt."

„Nun sehen Sie," rief der Graf, „das Alles ist in der Welt neben einander, und muß so sein. Heut zu Tage gilt keine Individualität, Alles ist in Kreisen abgeschlossen, und einem derselben müssen wir in Gedanken und Empfindungen angehören, und zu ihm mit Leib und Seele halten."

„Das ist," sagte der Baron, „eine leichte und bequeme Weise sich mit den Zuständen der Welt sowohl, als mit den Mängeln, die uns ankleben, abzufinden. Der Arme und Elende ist elend, weil er eben elend sein muß, der Hochmuth und die Vorrechte sind ganz vernünftig, denn sie bestehen und gehören einer bevorrechteten Kaste, der Geld- und Rangstolz bewegen sich in Kreisen, in welchen sie ihrer Natur nach sein müssen. O! mein Freund, welch ungeheurer Egoismus gehört dazu, Alles vernünftig zu finden, was sich neben einander bewegt und besteht."

„Ich will damit nur sagen," erwiederte der Graf, „daß der Standpunkt der Beurtheilung sehr verschieden sein kann, und mir die, welche Sie vielleicht als wahre Menschen betrachten, ganz anders vorkommen dürften."

„Der wahre Mensch," sagte der Baron ernst,

„ist der, welcher die Vorurtheile, welcher Art dieselben auch sein mögen, von sich stößt, der gegen den Hochmüthigen Stolz, gegen den Elenden Milde und Liebe hegt. Der das Laster, wo er es findet, verachtet und haßt, und für alles Edle und Schöne ein glühendes Herz im Busen trägt. Der von der Kultur nicht die Ueberfeinerung und Verderbtheit angenommen hat, und in dem die Einfachheit der Natur nicht zur Rohheit geworden ist. In dem die Liebe zur Kunst, zur Freiheit und zur Wahrheit in edlem Einklange sich vermählen."

„Und was ist Freiheit, was ist Wahrheit?" rief der Graf. „Die Menschen, welche Sie mir zeichnen, können eben sowohl Schwärmer oder Narren des neunzehnten Jahrhunderts, als tüchtige, klare Köpfe sein. — Die wahre Freiheit wird von der Philosophie genährt, welche die Welt, wie sie ist, betrachtet, und nicht, wie sie sein soll, und ich fürchte, Ihre hochstrebende Gesellschaft weiß weit mehr von der letzten, als von der ersten."

Roden wandte sich schweigend ab, und ergriff seinen Hut. „So leben Sie denn weiter in Ihrer Welt," sagte er, „und werden Sie nach Ihrer Philosophie frei und glücklich."

„Halt!" rief der Graf, „das schließt nicht aus, daß ich Sie begleiten will. Lassen Sie mich die freien und vorzüglichen Menschen bewundern, denn vorzüglich müssen diese sein, weil Sie ihnen angehören."

14.

Roden führte seinen Gast, wie dieser es gedacht hatte, dem Hause auf der großen Promenade zu, wohin er einst schon durch Zufall sich verirrt und das wunderliche Gespräch belauscht hatte. Sie gingen durch denselben Corridor, und näherten sich einer der großen Flügelthüren, durch welche die dumpfen Laute einer großen Versammlung ihnen entgegenschallten.

Mit wenigen Worten unterrichtete der Baron den jungen Grafen von dem, was ihn hier erwartete. „Ich führe Sie in den gesellschaftlichen Kreis eines Staatsbeamten, des Geheimraths Mühlenfels," sagte er, „und Sie finden eine Versammlung von Künstlern, Gelehrten, Dichtern und Beamten, von welchen Jeder fast in seiner Art Ausgezeichnetes geleistet hat und noch leistet. Die gemeinsamen Ideen der Kunst und Wissenschaft, gemeinsame Empfindungen über den Werth und die Achtung derselben, und gleiche oder ähnliche Gedanken über die Stellung derselben zum Leben, verbinden diesen in seiner Art seltenen Kreis. Doch Sie sehen das Alles mit eigenen Augen besser."

Ein Diener kam herbei, öffnete ihnen die Thür, und Beide traten in ein großes Zimmer, rings umher die Wände mit Büchern besetzt, und verschiedene Fächer mit mathematischen und physikalischen In=

strumenten gefüllt. Das helle Licht strahlte aus dem Salon daneben herein, in welchem die Gesellschaft versammelt war, und der Graf konnte durch die geöffnete Thür einen Blick auf die Versammlung werfen.

Es waren gegen funfzig Personen, die in Gruppen hier zusammen standen und saßen, dort sich um mehrere junge Damen drängten, oder weiterhin in den nebenliegenden Zimmern vertraute Gespräche zu führen schienen.

Roden wurde von den Meisten mit Zuvorkommenheit begrüßt, und seinen Freund an der Hand schritt er gegen eine dichtere Gruppe, in deren Mitte sich ein alter, würdiger Mann mit weißem Haupte an einen reich verzierten Flügel lehnte und eifrig zu den Umstehenden sprach.

Es war der Geheimrath, und der Graf erinnerte sich, daß er diese hohe und auffallende Gestalt schon öfter flüchtig gesehen habe. Mit einem wohlwollenden Lächeln, welches dem ruhigen Ernste des würdigen Mannes sehr wohl stand, reichte er dem Grafen die Hand. „Sein Sie mir willkommen, Herr Graf,“ sagte er, „und suchen Sie sich unter uns so schnell als möglich heimisch zu machen.“ — Dann wandte er sich wieder an die ihn Umringenden, und fuhr fort, über Armenpflege und Demoralisation in den unteren Klassen des Volkes zu sprechen.

Ein so seltsamer Empfang mußte den Grafen

zum Erstaunen bringen, obgleich er sich vorgenommen hatte, über nichts erstaunt zu sein. Die Formen dieser Gesellschaft waren ihm neu. Er war gewohnt sich in Kreisen zu bewegen, wo die Etikette der ersten Vorstellung mehr oder minder herrschte, wo man sich flüsternd den Namen des Ankömmlings nannte, und wo er wenigstens einige Bekannte fand, die ihn den Anwesenden weiter präsentiren konnten. Hier waren wenige Worte des Hausherrn die einzigen Zeichen der Theilnahme, Niemand schien sich um ihn zu bekümmern, und selbst Roden hatte sich entfernt, und überließ ihn seinem Schicksale.

Das ganze Treiben dieser Menschen kam ihm abgeschmackt genug vor. Es war eine sogenannte bürgerliche Gesellschaft, ein Kränzchen, ein Sing- oder Sprechthee, mit allen philisterhaften Zuthaten dieser noblen Societäten. In der vornehmen Welt gab es Diners, Soupers, Thé dansant, oder Bal paré, wo der flüssige Boden der Gesellschaft mehr die Füße, die Gestalten und Verdauungsorgane, als die Sprech- und Denkwerkzeuge in Anspruch nimmt, wo im leichten Tone des Lebens nur die oberflächlichen Erscheinungen, die der Tag und die Mode geben, zu verhandeln sind, und der Geist sich in den Formen feiner Höflichkeit, in der Courtoisie gegen die reiche Auswahl schöner Damen, und die Unterhaltung derselben ergibt. — Die ganze Unbehaglichkeit seiner Entfremdung dieser Sitten und Gebräuche faßte den Grafen, er fand sich verletzt, statt Unter-

haltung Belehrung zu finden, welche ihm weniger als gleichgültig war, und er ärgerte sich, seiner Neugier Folge geleistet zu haben, und Roden in einen Kreis gefolgt zu sein, wo er schweigen und hören mußte.

Plötzlich aber nahm er doch größeren Antheil an dem Gespräche, als er meinte. Ein kleiner, weißgepuderter, alter Herr, der so eben hereintrat, und in seinem grotesken langen Leibrock und hohen Stiefeln ihn an seinen Onkel, den Komthur, erinnerte, faßte den Arm des Geheimraths und sagte: „Einen Namen in Deiner Unterstützungsliste mußt Du ausstreichen, Mühlenfels. Der alte Tischler Ehrhardt hat sich diese Nacht erhängt.“

„Ich habe es erwartet,“ versetzte der Geheimrath ruhig. „Der alte Mann war zerfallen mit der ganzen Welt; Arbeit konnte ich ihm verschaffen, Frieden des Herzens nicht. Wir müssen unsere Sorge auf das arme Mädchen übertragen.“

„Ist nicht nöthig,“ fuhr der alte Herr fort, „die ist auch todt. Man weiß nicht, hat der wahnsinnige Mensch sie zuerst erwürgt, oder hat sie sich selbst Leid angethan. Aber todt sind sie Beide.“

Der Geheimrath blickte stumm den Unglücksverkündiger an. „Ich habe diesen Ehrhardt gekannt,“ sagte er dann, „ein ruhiger, thätiger Mann, ein guter Bürger, ein sorgsamer Gatte, ich habe auch das arme Kind gekannt, wie es fröhlich umhersprang, und nichts von dem grausamen Schicksale seines Lebens ahnte. O! meine Freunde, wann wird ein-

mal die Sonne auf eine Welt scheinen, in welcher keiner über die Gerechtigkeit seiner Mitmenschen verzweifelt? Wann werden die Menschen leben, welche klug und weise genug sind, um ihr Geschlecht aus dem Staube des Lasters und der Gemeinheit zu erheben?"

„Alter Freund," sagte der kleine Herr, „diese Sonne kann auf Erden niemals aufgehen."

„Weil die Menschen zu egoistisch sind, redlich zu wollen, was sie können," erwiederte der Geheimrath; „weil Anmaßung und Eigennutz sie hindern, auch nur gerecht zu sein. Aber die Hoffnung darf man wenigstens nicht aufgeben," fuhr er fort, „und wenn auch lange Jahrhunderte noch darüber hinrollen, endlich muß der Tag kommen, wo die Gottheit im Menschen die bösen Mächte besiegt hat."

„Das wird der jüngste Tag sein, wo die Todten auferstehen," sagte der Alte lachend; „und bis dahin hat es noch lange Zeit. Der Herr hat Alles wohlgemacht."

„Die wahre Aufklärung muß zum Ziele führen," erwiederte der Geheimrath, „und dahin muß Jeder wirken."

„Alles Unglück der Welt," versetzte eine tiefe, wohllautende Stimme hinter dem Grafen, „kömmt jedoch aus der mißverstandenen Aufklärung, welche die Köpfe verwirrt, aus der Sucht sich über seinen Stand zu erheben, und aus dem Mangel an Religion." — Der Graf sah den Sprecher an, und er-

blickte mit Erstaunen seinen Vetter, den Gelehrten, der ihn freundlich grüßte.

„Recht, recht,“ sagte der kleine, alte Mann, „dafür haben wir auch die Bibelgesellschaften und die übrigen frommen Leute. Der Trost gegen das Elend und die Erhaltung der guten, alten Zucht, Ordnung und Sitte kann nur von daher kommen.“ —

Eine knarrende Stimme zur Rechten des Grafen erwiederte schnell: „Trost mögt Ihr ihnen geben mit dem frommen Buche, aber Hilfe nicht. Die Hilfe liegt nicht in den Worten, sondern in den Thaten, aber thut nach dem, was in dem schönen alten Buche so oft verzeichnet steht. Seid die barmherzigen Samariter, und liebt die, welche Euch hassen, denn hassen müssen sie Euch, Ihr seid die Unterdrücker, sie die Unterdrückten. Sie wollen Hilfe, Ihr weiset auf den Himmel, und gebt ihnen ein Buch, das ist dasselbe, als wollten sie Brod, und Ihr reichtet ihnen Steine. Ist Alles verkehrt in der Welt, ist Alles dummes Zeug; lehrt sie Menschen sein, gebt ihnen Menschenrechte, hebt die Verachtung auf, vernichtet die Vorurtheile, nähert Euch ihnen, und betrachtet sie als Eures Gleichen; zeigt ihnen, daß sie das sind, was wir Alle; lindert das Elend, macht sie satt und kleidet sie, so werden sie sich eher bessern, als wenn Jeder singt und betet, vom Morgen bis zur Mitternacht, und das ganze Buch auswendig lernt. Ist aber Alles dummes

Zeug, und die am meisten von Religion sprechen, haben die wenigste; sind Heuchler, heißt bei ihnen, richtet Euch nach meinen Worten; ist Alles verkehrt in der Welt, Religion im Herzen, liebt seine Mitmenschen und handelt für sie; der Herr, den Ihr so hoch stellt, theilte Alles mit den Armen, und starb sogar für sie, aber wer heut zu Tage gibt, gibt höchstens vom Ueberfluß, und möchte schwerlich einen neuen Rock, oder eine billigere Wohnung, oder auch einen Fasan darum entbehren. Darum bessert an Euch, so bessert Ihr auch die Welt; nehmt wahre Religion an, so werdet Ihr sie auch verbreiten. Ist aber Niemanden Ernst darum, schwatzen Alle von Weltverbesserung, aber Keiner thut was Rechtes. Ist darum Alles dummes Zeug, ist Alles verkehrt auf der Welt."

Alle diese Sätze wurden kurz und eintönig herausgestoßen, und der Graf erkannte schnell in dem Redner seinen alten Professor der Mathematik, den er lange nicht gesehen hatte. Die Uebrigen hörten diese Ermahnungen mit einem Lächeln an, welches beim Schlusse in ein lautes Gelächter überging.

„Lacht nur, lacht nur," rief der mürrische Professor, „das ist das Schicksal aller Wahrheit von jeher gewesen. Aber Ihr werdet die Welt nicht verbessern, weder mit Bibeln, noch mit schönen, rührenden Sprüchen und Redensarten, weder mit Tractätchen, noch mit frommen Thränen. Die Welt wird sich selbst wohl bessern, wenn das Maaß voll

ist, und alle Eure Besserungsprojecte werden davor in Staub und Trümmer stürzen."

Er ergriff die Hand des Grafen und zog diesen mit sich fort, während der Kreis sich lachend zerstreute. — „Wie kommen Sie hierher, mein junger Herr?" sagte er. „Sie Schmetterling, wollen Sie einmal versuchen, wie es in der schlechten Gesellschaft hergeht, oder haben Sie sich an der vornehmen Langenweile den Magen verdorben, und wünschen eine kräftige Kur zu gebrauchen?"

Der Graf erzählte ihm die Ursache seines Erscheinens. „Aha," sagte der Professor, „der Roden ist ein tüchtiger Mensch, eigentlich aber so gut ein Narr, wie sein Freund, der Geheimrath. Wollen die Welt bessern und bekehren, sammeln Geld, unterstützen die Armen, haben Ideen von Freiheit und Gleichheit, und der alte Mensch mit dem weißen Kopfe schwärmt wie ein Quartaner für seine Hirngespinnste. Wahrscheinlich will Roden Sie auch bekehren."

„Ich bin ein verstockter Sünder," erwiederte der Graf.

„Weiß wohl," versetzte der Professor lächelnd. „Es gab freilich eine Zeit, wo Sie in einem Anfalle von Tollheit mir versprachen, Ihren Adelsbrief zu zerreißen, und Ihr Wappen mit den neun Fahnen zu zerbrechen, aber die Kinderstreiche haben Sie sowohl vergessen, wie ich. Gleiches zum Gleichen, das gibt ein Plus, eben sowohl wie das Ungleiche zum

Ungleichen. Adel zum Adel, und Volk zum Volk, so wächst die gegenseitige Kraft. Die Thorheit unserer Zeit will kitten und zusammenleimen, was nicht zusammen paßt. Ihr habt Euren Weg gemacht durch die Jahrhunderte, nun kömmt die Reihe an uns. Das Schicksal der Welt erfüllt sich, wie das Schicksal der einzelnen Völker und der Individuen, keines entgeht dem Fatum, das über ihm waltet, und sich wenig daran kehrt, was wir an ihm zu ändern und abzuhelfen gedenken. — Stemmt Euch nur entgegen, trotzt nur auf Euer versinkendes Ansehen, oder sucht Euch durch Streicheln und Schmeicheln zu erhalten, Ihr müßt doch Alle hinab, aber sterbt wenigstens mit Ehren, das Schwert in der Hand und die Geißel geschwungen, bald genug wird diese um Eure Schultern schwirren."

Obgleich der Graf das Wesen des Professors und dessen Manieren von Alters her kannte, war diese Sprache ihm doch völlig ungewohnt, und er hörte sie mit der Erregung jenes inneren Ekels, welche der vornehme Mann vor den Ausbrüchen von Rohheit und Gemeinheit empfindet. Der demokratische Cynismus des Professors, eben sowohl in Wort und Gedanke, als in der plumpen Erscheinung, flößten ihm eine steigende Verachtung ein, welche sich mehr und mehr über eine ganze Gesellschaft erstreckte, in der auch sein Vetter Sitz und Stimme zu haben schien. — Wenn er die Menschen überblickte, welche

ihn umgaben, so fand er unter Allen kaum eine Gestalt, der er sich mit größerem Vertrauen nahen mochte. Zum Theil waren es ältliche Geschäftsmänner mit ächten Amtsmienen, zum Theil Menschen, deren nachlässiges Aeußere und starre Unbeweglichkeit der scharf geschnittenen Züge man es ansah, daß Kunst oder Wissenschaft sie den Wogen des geselligen Lebens entfremdet hatten; hohe Stirnen, ausgeprägte Linien um tief liegende Augen, hervorragende Nasen und schlichte Haare, begegneten ihm überall, und wohin er hören mochte, die Gespräche drehten sich um Gemälde, um Erfindungen, um Staatsbeschlüsse und Einrichtungen, oder gar um Politik, und die Urtheile verletzten ihn fast sämmtlich. — Es war die Zeit, wo aller Augen sich auf Frankreich richteten, wo das Ministerium Polignac so eben die Kammer aufgelöst hatte, und jene zitternde, fieberische Bewegung und spannende Ahnung abermals über den Rhein durch die Welt drangen. — Man diskutirte in allen Gesellschaften, das, was geschehen war, allein hier geschah es mit einer Kühnheit, die dem Grafen verbrecherisch erschien.

Er hörte die Prophezeihungen einer neuen Revolution, einer neuen Erklärung der Menschenrechte, einer Verjagung der erlauchten herrschenden Familie, einer Zerstörung aller alten Einrichtungen, Blasphemien gegen die Geistlichkeit und den Adel, und Erörterungen über die Vortheile, welche dem übrigen

Europa dadurch zufließen würden, welche nicht geeignet waren, ihn günstiger zu stimmen. Diese Vorträge, welche hauptsächlich von einem starken, schwarzlockigen Mann ausgingen, dessen orientalisches Gesicht den Israeliten verrieth, fanden überall willige uhd geneigte Zuhörer, deren blitzende Augen den lebhaften Antheil aussprachen, welchen jene nahmen. Der schwarzlockige Mann saß dabei nachlässig auf ein Sopha gelehnt, er sprach rasch, geistvoll, gewandt; wie ein Redner begleitete er seine Worte mit Gesticulationen, und Scherze, Witzworte und Anekdoten mischten sich in den Strom seiner Rede.

Was aber die Zuhörer am meisten freute, diese schonungslose Zergliederung von Personen und Zuständen, diese freche Profanirung des Heiligsten, diese schamlosen Witzeleien', welche nichts achteten und scheuten, vermehrte den Unwillen des Grafen. — Roden war eine ähnliche Gestaltung wie dieser dünkelvolle Mensch, der hier wie ein Gaukler, im Gefühle seiner zerlumpten Hoheit, dem Pöbel das Edelste und Höchste zum Spott und Gelächter hinwarf. Aber Roden war fein, würdevoll und edel, Gedanke, Wort, Blick und That, Alles trug an ihm die noble Gestaltung eines Mannes, der die Schranken der Verhältnisse kennt und achtet. Zwar zergliederte er nicht minder, was ihm mißfiel, und verspottete mit der bittersten Ironie hohe Personen und bestehende Zustände, allein es geschah in der feinsten Weise, ohne den Schimpf roher Brutalität in Aus-

druck und Gedanken; und Roden war ein Edelmann, ein Mann, der sich wohl eher etwas gegen Hochgestellte erlauben konnte, hier aber geschah es von Seiten eines gewöhnlichen Menschen, dem man es ansah, mit welchem inneren Vergnügen er Alles, was besser war, als er selbst, roh und gemein mit Füßen trat.

„In unserer Zeit,“ hörte er ihn sagen, „kommt es ganz vorzüglich darauf an, zwei Dinge zu erringen, Preßfreiheit und Geldbewilligung, und zu beiden werden uns die Geschichtsmacher jenseits des Rheins, wie sie Göthe nennt, wohl verhelfen. Die Preßfreiheit wird sehr bald wie ein feuriger Besen allen alten Unrath verbrennen und ausräuchern, die Füchse aus ihren Löchern treiben, die verfaulten Institutionen und Gesetze verbrennen, und mit dem allgemeinen Zorn auch das allgemeine Hohngelächter über die verstockte hohe und niedere Bestialität bringen. Man sollte nicht denken, wie alberne Ansprüche vermoderter Jahrhunderte sich erhalten,“ rief er lachend, „aber erst gestern ist eine Scene vorgefallen, die, wenn die Presse frei wäre, von unendlichem Nutzen sein könnte.“ Zum Schrecken des Grafen erzählte er nun das Abenteuer seiner Mutter mit Zusätzen, Entstellungen, Gesticulationen, Grimassen und Ausmalungen, welche ein unauslöschliches Gelächter verbreiteten, und kaum vermochte der Graf seinen auflodernden Zorn zu mäßigen.

„Was das Geld betrifft,“ fuhr der Redner fort,

„so ist nichts natürlicher, als daß der, welcher es geben soll, auch wissen will, wo es bleibt, und wie es verwandt wird. Das wird sogar von entschiedenen Gegnern der neuen Formen anerkannt, und in Frankreich, wo der Zug nach Algier so eben ohne Geldbewilligung der Nation unternommen wird, werden wir sehen, ob die Strafe nicht den Treubrüchigen auf dem Fuße folgt. Es ist freilich recht schön, wenn man ohne Rechenschaft einnehmen und ausgeben kann, was man will, und die sogenannten alten Familien haben in früherer Zeit überall die beste Stütze in diesem Zustande gefunden. Wenn irgend Mangel eintrat, ein nobles Haus schwer verschuldet war, ein ritterlicher Cavalier sein Erbe vergeudet oder der Luxus, Prozesse und Spiel ihn ruinirt hatte, so trat die Staatskasse rettend ein, und der großmüthige Fürst bezahlte und erhielt, kaufte seinen treuen Dienern Güter und Häuser, schenkte ihnen eine Staatsdomaine, erließ ihnen die für sie ohnehin kaum bestehenden Steuern, baute ihnen Paläste, oder gab ihnen die einträglichsten Staatsämter, um ihre Finanzen gehörig wieder ordnen zu können."

Die Umstehenden stimmten in diesen Ton ein, und mit Verachtung wandte sich der Graf weg, nicht ohne einen durchbohrenden Blick auf den schamlosen Menschen zu werfen, der ihn gleichgültig anstarrte.

„Ich muß fort von hier," sagte der Graf sich selbst. „Beim Himmel! wenn Roden mich hierher

führte, um mich diesen Elementen der Gesellschaft zu nähern, so hat er sich gänzlich verrechnet; ich verachte und hasse sie, und kann mich nie mit ihnen verbinden. — Der ganze Spott, welchen man schonungslos über seine Mutter ergossen hatte, fiel ihm ein, und er biß bei dem Gedanken die Zähne zusammen, daß öffentlich ein Haufe Gesindel, der tausendmal schlechter war, als jene würdige, wenn auch in alt herkömmlichen Sitten befangene Frau, sich das in seiner Gegenwart zu erlauben wagte. Er fühlte es, daß man darüber spotten konnte, ja, er hatte es selbst gethan, aber die empörende Art und Weise, wie es hier geschah, mußte ihn als Sohn sowohl wie als Edelmann tief verletzen.

Es war seine Absicht, unbemerkt das Vorzimmer zu erreichen, und sich davon zu machen, als plötzlich Roden ihm entgegen trat.

„Ich suche Sie überall," sagte dieser, „um Sie der Pflegetochter des Geheimraths vorzustellen. Fräulein Anna ist durch mich schon länger von unserer Freundschaft unterrichtet, und sehnt sich nach Ihrer Bekanntschaft."

„Dann haben Sie übel gethan, mich nicht gleich zu ihr zu führen."

„Das ging nicht," sagte Roden lächelnd, „Anna ist eine Hausfrau, mein Freund, und hatte in der Küche zu ordnen und zu schaffen. Sie würden nicht, wie ich, mit ihr am Herde stehen und plaudern wollen."

Der Graf sah den Baron erstaunt an. „Am Herde stehen,“ sagte er lachend und ihn messend, „nein, in der That, nein.“

„Dafür hat jetzt die Hausfrau geendet, und die Dame beginnt ihre Rolle,“ erwiederte der Baron. „Folgen Sie mir!“

Er führte ihn durch mehrere Zimmer bis zum letzten, wo die schöne junge Dame, welche der Graf schon einst in der Unterredung mit Roden belauschte, auf einem Sopha saß, und das kleine, wilde, blonde Mädchen mit den langen Flechten, scherzend in ihren Armen hielt.

Anna war eine imposante Erscheinung, welche unwillkürlich einen tiefen Eindruck auf den Grafen machte. Als sie ihn begrüßte, trat sie ihm einen Schritt entgegen, und das große klare Auge streifte mit einem Ausdruck der Befriedigung über ihn hin. Graf Heinrich erröthete, er erinnerte sich des Gespräches, welches er gehört, und das leise Neigen ihrer Locken, das Lächeln, welches den feinen Mund bewegte, schien ihm eine Bestätigung des Urtheils zu sein, welches Roden über ihn gefällt hatte. Wie sie vor ihm stand, in dem einfach weißen Kleide, an welchem eine zartblaue Schärpe in Schleifen vom Gürtel herabfiel, kam es ihm vor, als sehe er Hortensiens hohe, schlanke Gestalt, aber die liebliche Fülle dieser Formen, das reine Ebenmaß aller Verhältnisse, und der geistvolle Ausdruck ihrer Züge, zerstörten schnell diese Aehnlichkeit. Anna war der

Gegensatz Hortensiens. Ihre großen braunen Augen, voll Feuer und Kraft, schmolzen in einem Ausdruck stiller Ruhe, Besonnenheit und Güte; die hohe Stirn war nicht blendend weiß, aber es schien ein Meer von Gedanken sich dahinter zu regen, die bald in Lust, bald in Schmerz die kleinen Fältchen gezogen hatten, welche zwischen den starken, hoch gebogenen Augenbrauen sich verliefen; lange Wimpern gaben dem Gesicht einen sanften Ausdruck, der dennoch wieder durch das lebhafte Roth ihrer Wangen, durch das Blitzen der Augen und die schalkhaften Grübchen verdrängt wurden, welche jedes Lächeln bildete. Graf Heinrich fand sich seltsam bewegt diesem Wesen gegenüber, aber die klare Ruhe und Stille ihrer Erscheinung, die Sicherheit, mit welcher sie ihm entgegenkam, hatte nichts Wohlthuendes für ihn; es war ihm, als schauten diese feurigen Augen bis in den Grund seiner Seele, und eine geistige Ueberlegenheit lächele über sein Bestreben, die Unruhe, welche ihn bewegte, niederzukämpfen. Zum ersten Male vielleicht war er einem Mädchen gegenüber verlegen, und selbst der Ton ihrer Stimme, die rein und süß, aber mit absprechender Bestimmtheit ihm erscholl, vermehrte seine unangenehme Empfindung.

Nach den ersten Begrüßungen sagte Anna: „Sie waren mir bekannt, ehe ich Sie gesehen, denn unser beider Freund hier hatte mit mir öfter von Ihnen gesprochen, und auf mein Ersuchen, Sie mir ge-

schildert. So erscheinen Sie mir nicht fremd, ich glaube nicht nöthig zu haben, mich Ihnen mit allem Anstande einer ersten Erscheinung zu nähern, sondern begrüße Sie als einen Freund, dessen vertraute Züge, wie ein Dichter sagt, stets einen Kranz von Erinnerungen um uns aufblühen lassen." Sie reichte ihm dabei die Hand, welche er dem galanten Gebrauche der Zeit nach an seine Lippen ziehen wollte, als sie ihm rasch dieselbe entzog.

„Sehen Sie," sagte sie lächelnd, „daran merke ich zuerst, daß wir uns doch eigentlich noch wenig kennen. Ich mag es nicht leiden, daß man mit unseren Händen einen so seltsamen und thörichten Mißbrauch treibt, und habe mich von jeher nur widerstrebend demselben unterzogen. Es mag Sitte und Galanterie in dieser Art von Huldigung liegen, und von Vielen als ein Zeichen von Hochachtung betrachtet werden, mir kommt es abgeschmackt und gewissermaßen selbst schimpflich vor, denn es spiegelt sich darin, wie in so manchem Anderen, die Süßlichkeit und Fadheit unseres Zeitalters."

„Ich würde es weit eher als eine schwache Erinnerung an jenen alten ritterlichen Geist der Minne und Courtoisie betrachten," sagte der Graf lächelnd.

„Der Handkuß," erwiederte Anna, „ist von Despoten eingeführt worden, und von den frühesten Zeiten an war er ein Zeichen der Knechtschaft und Unterwürfigkeit. Der Ritter küßte der Dame seines Herzens die Stirn, den Sitz des Gedankens; ob-

gleich er eigentlich das Herz küssen müßte, wenn es möglich wäre, den Thron der Liebe und der edelsten Empfindungen. Das hat Sinn und Bedeutung, die Hand aber ist ein todtes Werkzeug, ein unedles Werkzeug des gemeinen Lebens, an welchem rohe Sinnlichkeit vielleicht denselben Geschmack finden kann, wie der Pole am Schuh seiner Tänzerin."

„Aber die Hand," versetzte Roden, „ist der Leiter aller Gedanken und Empfindungen, welche zur That werden; sie ist der edelste Ausüber unseres Willens, und reicht nicht die Geliebte dem Manne ihres Herzens diese Hand, um an ihr die gemeinsame Wallfahrt durch's Leben zu beginnen? Man küßt nicht allein die Hand, welche straft, sondern auch die, welche Freude und Segen spendet, und darum ist der Handkuß von tiefer und sinniger Bedeutung für das zarte Geschlecht der Frauen."

„Ich sehe darin eine Doppelzüngigkeit, eine Falschheit," rief Anna lebhaft. „Es ist eine Lockspeise uns zu bethören und uns glauben zu machen, daß wir immer diese Zeichen der Herrschaft empfangen würden. Allein dieser übertriebenen Zartheit und Verehrung folgt später um so sicherer die Wechselwirkung. Der Mann reicht dem Manne die Hand, weil er ihn als seines Gleichen betrachtet, uns stellt Ihr erst zu hoch, dann zu tief, und gebt uns nie gleiche Rechte und Ansprüche. Wer mir gefällt, dem biete ich gern Stirn oder Mund, wer mir zuwider ist, dem reiche ich nur ungern die Hand, und sein

Kuß berührt mich wie ein Schlangenbiß. Warum sollen wir von jedem Unangenehmen das dulden, warum legt Ihr Euch die Pein auf, mit spottendem Herzen gegen so Viele Unterwürfigkeit oder Verehrung zu heucheln? Gebrauch und Sitte, wenn sie lächerlich sind, müssen vernichtet werden. Reicht uns die Hand zum Pfande, daß Ihr unser Freund seid, bleibt fern, wenn Ihr keinen Trieb der Annäherung fühlt, aber der Kuß ist eine zarte und hohe Versinnlichung der innersten, heiligsten Empfindungen, und man muß ihn niemals leichtsinnig entweihen, wenn man in stumpfer Form die Lippen auf den ersten besten Handschuh drückt."

„Da haben Sie unser modernes Naturkind, wie es ist," sagte Roden lachend. „Sprechen Sie heut noch mit ihr, so wird sie morgen Ihnen mit unbeschränktem Vertrauen Alles sagen, was sie über Sie im Herzen hat, und wenn Sie ihr gefallen, Sie bitten, ihr eben so aufrichtig zu bekennen, was Sie von ihr denken."

„Was ich denke," rief Anna, „ist mir in jedem Augenblicke so klar und gewiß, daß ich es ohne Zögerung bekennen kann. Ich denke, jeder Mensch soll ein Mensch sein, nicht mehr und nicht weniger, er soll sich niemals trennen von der inneren, wahren Menschennatur, die gemacht ist, sich zu veredeln und zu verschönen. Er soll in Liebe und Treue an die ewigen Grundgesetze seines besseren Wesens hängen, und den Firlefanz von Dünkel, Hochmuth, Eitelkeit,

und wie die schlimmen Zugaben des Lebens weiter heißen, abwerfen. Einfach und wahr, fröhlich und arbeitsam, verachtend den Tand der Mode — denn ein Mensch, der in der Kleinmeisterei seines Geistes oder Körpers befangen ist, wird ewig mindestens ein Narr bleiben — verachtend die albernen Forderungen und Sitten, welche der Wahrheit widerstreben, ringt er sich zur höchsten Freiheit empor, und findet das Glück des Lebens im Kampfe gegen die inneren und äußeren Feinde, in der Beruhigung, welche aus seinem Herzen quillt, und in Erfüllung seiner Pflichten." — Hier stand sie lächelnd auf, und sagte: „Diese Pflichten treiben mich jetzt fort, ich muß nach den Dienern sehen, den Thee bereiten lassen, für funfzig hungernde Magen sorgen. Jedes in seiner Weise, der Eine für den Geist, der Andere für's Herz, der Dritte für den Leib. Die Welt ist ein wunderliches Haus, wo es tausenderlei zu schaffen und zu sorgen gibt; Jeder sehe ja zu, daß er das Rechte ergreife, aber am unwürdigsten ist es, müßig zu sein, und sich als Drone ernähren zu lassen, bis man todtgestochen wird von der schaffenden Biene Zeit. Ich sehe Sie später noch, lieber Graf," sagte sie weggehend, „oder ist's heute nicht, besuchen Sie mich morgen. Ich habe gar Vieles mit Ihnen zu sprechen, denn ich will Sie zu bekehren suchen. Gehen Sie jetzt in den Saal, ich höre das Quartett beginnt, und Beethovens bezaubernde Symphonien werden die kleinen Falten aus Ihrer Stirn

glätten; später sollen Sie hören, wie ich die Rechte der Frauen vertrete, denn ich werde einen Aufsatz darüber vorlesen."

„Nun, was denken Sie von diesem seltenen Wesen?" sagte Roden. „Es ist eine tüchtige Schale um diesen edlen Kern gelegt."

„Stachelig genug," versetzte Graf Heinrich lächelnd.

„Aber auch süß genug," erwiederte der Baron.

Sie traten in den Saal, wo so eben eins jener Quartette des größten aller Meister begann, der aus seiner gewaltigen Brust alle Empfindungen der Seele in Melodieen und Tönen herausriß, und sie in urewiger Schöne dem Menschengeschlecht als göttliches Geschenk übergab. Der Graf war jedoch nicht gestimmt, sich diesen sanften Regungen hinzugeben, der Sturm und Drang in seinem Innern entsprach nicht jener schwermuthsvollen, grollenden Begeisterung, und er betrachtete mit Spott die entzückten Mienen der lauschenden Versammlung.

Das ganze Treiben dieser Menschen, ihre Unterhaltungen, ihre Manieren und Sitten, sogar ihre Kunstempfindungen waren ihm zuwider. Anmaßender Dünkel, plebejische, plumpe Nacktheit des Gefühls, und jener kalte, abstoßende Zug, der das sogenannte Geistreichsein oder thun, den Koryphäen des dritten Standes, den Schöngeistern und Literaten, aufdrückt, schien ihm auf jedem Gesicht fast leserlich. Am meisten aber hatte Anna sein Gefühl ver-

wundet. Ohne schön zu sein, hatten ihre lebensvollen, klugen Züge einen überraschenden Eindruck hervorgebracht, aber ihre Worte, ihre Bemerkungen, die Art und Weise, wie sie ihn anlächelte, und selbst die vertrauliche Behandlung hatten ihn mit Widerwillen erfüllt. Wie unweiblich, fratzenhaft, verzerrt in den innersten Grundlinien, und albern altklug erschien ihm dieses Wesen, dessen gesuchtes Geistreichsein, dessen tolle Launen und prickelnd eitle Phantasien von einer modernen Verschrobenheit zeugten, die das Herz getödtet und den Verstand verwirrt hatte. Er ärgerte sich, ihr nicht besser seinen Widerwillen gezeigt zu haben, und lächelte verächtlich, wenn er sich ihren letzten Vergleich zurückrief, der ihn selbst zu jener unfruchtbaren Drone machte. In eine der Nischen des Saales gelehnt, zogen die mannichfachen Gestaltungen seines Lebens gemischt mit den Aufruhr erregenden Geisterklängen Beethovens an ihm vorüber. Es waren Bilder aus Traum und Wahrheit gewebt, und mitten in ihnen stand Josephine mit dem ganzen Zauberreize ihrer naiven Lieblichkeit, und schlang den weißen Arm um seinen Hals, spielte mit seinen Haaren, bedeckte seine Stirn und seinen dürstenden Mund mit tausend glühenden Küssen, nannte ihn mit tausend zärtlichen Namen, schmiegte sich wie ein Kind an sein pochendes Herz und rief jede Minute in ihm wach, wo er unter Lust und Kosen den ganzen reichen Himmel der Liebe auf sich niedersinken sah. — Angsthaft in Ent-

zücken, Verlangen und heißen Schmerzen schlugen seine Pulse; war es der Zauber der Musik, waren es die Ströme weicher und zärtlicher Gedanken; die ihn sanft umrauschten, Thränen rollten aus seinen halb geschlossenen Augen, und mühsam nur, gewaltsam nur gelang es ihm, spottend das heiße Weh fortzuwischen. Bei Männern ist eine Thräne der Scheidepunkt und Umschlag des Gefühls; indem sie fließt, stählt sich das Herz, und dieselben Gedanken, welche sie hervorlockten, geben einen Augenblick darauf vielleicht nur Grund zu einem bitteren, verächtlichen Lächeln.

Als Graf Heinrich sein Auge erhob, entschwebten die sanften Bilder; er sah nur den Widerstand, und fühlte in sich die gierige Lust des Besitzes. In dem Augenblick sah er Anna und Roden in den Saal treten, und in ihrer Hand ein Heft, zweifelsohne ihre Rede über die Emanzipation der Frauen und Gleichheit von Willen und Rechten, die er im Begriff stand, noch heut auf's Aeußerste zu verletzen. Ein unaussprechlicher Ekel erfüllte ihn, er hätte um Vieles solche Argumente nicht hören mögen, und die Augen der jungen Dame schienen ihn zu suchen. — Leise drängte er sich hinter den Gruppen der Gesellschaft fort, erreichte unbemerkt die Bibliothek, ergriff seinen Mantel, und eilte so schnell er konnte hinaus und aus dem Hause.

„Dem Himmel sei Dank," rief er freiathmend, in der trüben Märzluft, „ich bin erlöst, und kein

Sterblicher soll mich jemals wieder in diese geistvolle Gesellschaft wahrer Menschen bringen."

Er schüttelte sich, als wollte er den letzten Rest des Zwanges von seinen Schultern werfen, und lachte heimlich spottend über Roden, der solchen Wesen seine Liebe und sein Wohlwollen schenken konnte. Er konnte sich nicht einbilden, daß dies freiwillig geschehe, und grübelte über die Ursachen eines peinlichen Zwanges, welchen der Baron sich offenbar auflegte, um geheime Zwecke zu verfolgen. Es schien ihm ausgemacht, daß sein Freund Verbindungen unterhalte, welche solche Opfer nöthig machten, aber er lachte, wenn er daran dachte, daß Roden glauben konnte, Anna's Reize könnten ihn zum Proselyten seiner Meinungen machen, und doch mußte er sich gestehen, daß ohne Ahnung seiner Zwecke er vielleicht ganz anders urtheilen würde.

In dem Augenblick wurde er durch eine bekannte Stimme aufgerüttelt; er blickte empor und sah den Komthur an seiner Seite. „Du bist wieder munter," sagte der alte Herr lächelnd, „und ich sehe Dich mit Vergnügen auf dem Wege zu Deiner Braut."

Der Graf sah, daß er wenige Schritte von dem Hause war, welches seine Wohnung enthielt, und ihm nichts übrig blieb, als den Irrthum seines Oheims zu bestärken. „Sie haben Recht," sagte er, „ich will Hortensien zeigen, daß es so schlimm nicht mit mir steht."

„Das gebe Gott," erwiederte der Komthur beziehungsvoll. „Uebrigens triffst Du Deine Mutter und Tante, und Deinen Verwandten, den Fürsten Löwenstern, dort, der heut hier eingetroffen ist, und Deiner Vermählung beiwohnen wird."

Diese Eröffnungen waren dem Grafen angenehm. Es war ihm lieb, seine Mutter, deren strenge Blicke er fürchtete, hier im Kreise der Gesellschaft zu sehen, und die Anwesenheit seines Vetters, des Fürsten, schützte ihn vor jeder Erinnerung, welche ihm lästig geworden wäre.

15.

Die Gesellschaft saß um den Theetisch, als der Komthur seinen Neffen hereinführte, und mit Herzlichkeit umarmte der Fürst seinen jungen Verwandten, den er in manchem Jahre nicht gesehen hatte. Der Fürst war ein Mann im hohen Lebensalter, aber der Schnee seines Haares erstreckte sich nicht auf die ungebeugte Kräftigkeit seines Körpers. Klein von Gestalt trug er sich würdig und aufrecht; auf seinem schwarzen Kleide blitzte ein großer, leuchtender Stern, und das feine, kluge Gesicht, mit scharfen, faltigen Zügen, und großer, gebogener Nase, wie das Lächeln, welches die schmalen Lippen beständig umschwebte, gehörten dem Diplomaten, der den größten Theil seines Lebens in wichtigen Sen=

dungen und an großen Höfen verlebte. — Nach den ersten Begrüßungen folgten die Glückwünsche, und der Fürst bedauerte lebhaft, nicht heut schon die schöne Braut kennen zu lernen.

Jetzt erst bemerkte der junge Graf, daß Hortensie nicht gegenwärtig sei, und blickte fragend auf den General.

„Ohne Sorge, lieber Graf," sagte dieser lächelnd, „ein wenig Kopfschmerz und Erkältung mit Mädchenlaunen gemischt. Sie sitzt in ihrem Zimmer, und so eben ist meine Frau mit Ihrem Vetter, dem Grafen Leopold, unserem Gelehrten, zu ihr gegangen, der ihr das Kranksein logisch wegdisputiren, und sie in unsere Mitte führen will."

Der Fürst heftete die großen grauen Augen auf den Bräutigam, dessen Stirn sich röthete. „Ich dächte, mein lieber Cousin," sagte er, „Sie selbst versuchten diese Heilung, und verstärkten die Macht der Abgesandten."

Der Graf erhob sich, aber der General bat ihn zu bleiben. „Unsere Hortensie ist eine wunderliche Kranke," sagte er. „Bitten verstärken den Widerstand, lassen Sie ihr gewähren, und die Heilung kömmt von selbst."

Eine gewisse Spannung trat in die kleine Versammlung, welche die Gräfin durch Fragen an ihren Sohn und der Fürst durch mancherlei Mittheilungen zu heben suchte. Der reiche gebildete Geist des alten Staatsmannes brachte bald neues Leben in

den Kreis, und geschickt wußte er alle Glieder desselben in das Gespräch zu flechten. Er sprach mit dem Komthur über vergangene Zeiten, mit der Gräfin von Hofgeschichten und alten Familien, mit dem General von militairischen Ereignissen und dem Verfall der Landwirthschaft, endlich aber wendete er sich an den jungen Grafen, welchen er nach den Planen seiner Zukunft fragte.

„Ich weiß," sagte er fein lächelnd, „daß man mit einem glücklichen Bräutigam nicht gerade von ernsten Dingen reden muß, denn der Himmel der Liebe und die süße Schwärmerei einer jungen Ehe vertragen keine nüchternen Lebensfragen. Der Zauber der Gegenwart verdrängt dann alle Zukunft, und man verlangt nichts von der Welt, als das, was man schon besitzt. Aber die Welt, mein lieber Graf, verlangt trotz dessen Manches von uns, und der Ruhm, die Ehre, der Ehrgeiz sind Genien des Lebens, welche an jeden Menschen dauerndere Ansprüche machen, als die Liebe, an welcher man leichter, trotz aller Ehrfurcht sei es gesagt, Befriedigung und Sättigung findet."

„Die Befriedigung oder die Ruhe des Lebens ist auf manchen Wegen zu erlangen," versetzte Graf Heinrich.

„Ganz recht," erwiederte der Fürst lebhaft. „Und welchen wollen Sie einschlagen, mein junger Freund?"

„Den einfachsten, den es gibt," versetzte der

Graf. „Ich will mein Lebensglück im Kreise einer schönen, stillen Häuslichkeit finden.“

Der Fürst warf den Kopf lächelnd zurück, und legte die Hand auf den großen Stern an seiner Brust. „Das nennen Sie den einfachsten Weg zum Glücke?“ sagte er. „Ganz recht, es scheint so, aber trotz dessen ist es vielleicht der schwierigste, und in jeder Beziehung der dunkelste Pfad. Das einfache Leben an der Hand eines geliebten Wesens und im Kreise froher, gesunder Nachkommen ist ein Fantom, nach dem Tausende ringen, und welches sehr Wenige doch erreichen. Zahllose Wechselfälle treten hier ein, man will ein Leben, welches sich auf Herz und Gefühl allein gründet, und müßte dafür ein neues Arkadien suchen. In unserer Zeit gehört dazu eine dunkle Geburt, untergeordnete Verhältnisse, oder ein beschränkter Kopf, oder endlich eine stoische Philosophie, aber das Alles paßt nicht auf Sie, mein Cousin. Ihre Familie hat gerechte Ansprüche, der Thron, das Vaterland haben diese auch, Jeder muß nützen, so viel er kann, und wenn man, wie hier unser werther Freund, der General, den Abend seines Lebens in der Zurückgezogenheit ländlicher Ruhe genießt, Bäume pflanzt, Blumen begießt, Saaten keimen läßt, so hat man ein Recht dazu; denn man hat schönere Saaten keimen und reifen lassen, und ein Leben der That und des Ruhmes hinter sich. Sie werden niemals ein Landjunker werden.“

„Und nennen Sie das keine Thaten, gnädiger

Herr," sagte der Graf gereizt, „wenn man fern von dem bunten, losen Getriebe der Gesellschaft, die, wie ein Mühlrad, das Wasser des Lebens zermalmt, und in Staub auflöst, sich mit Widerwillen abwendet, und am Busen der Natur zu den einfachen Bedürfnissen und Freuden reiner Menschlichkeit sich kehrt. Wenn man unter Bäumen, die man gepflanzt, unter Blumen, welche man entkeimen ließ, einen Kreis von frohen und glücklichen Menschen um sich versammelt, und aus allen Kräften strebt, nur Freude und Segen um sich zu verbreiten? Wie viele Beispiele liefert uns die Weltgeschichte, daß die Edelsten und Höchsten mit Ekel endlich von den Purpurkissen aufstanden, Scepter und Schwert von sich warfen, und unter den Blumen und grünen Saaten ausriefen: Es ist Alles eitel!"

Der Fürst lächelte noch stärker. „Das ist Alles recht poetisch und schön," sagte er, „aber eine solche Idylle im Munde eines jungen Mannes zeugt nur davon, daß er nicht kennt, was er so reizend beschreibt. Zu den einfachen Freuden kehre, wer vom Leben übersättigt ist, oder wem die Kraft fehlt, in den Wirbeln des Lebensstromes weiter zu kämpfen; bei den einfachen Freuden verharre, wem Muth und Talent fehlen, nach Höherem zu ringen, oder wer durch Neigung, Geburt oder Erziehung daran gefesselt ist, denn er nur allein wird seinen Frieden darin finden. Sie aber, mein Cousin, würden unglücklich werden, wollten Sie eine solche Bahn

einschlagen, denn Sie sind in Allem der Gegensatz des stillen Landlebens. Sie müssen hinaus in das Getriebe, Sie sind dazu berechtigt, durch Ansprüche, Forderungen, Geburt, Geist, Neigungen und Kenntnisse." — Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Es hängt von Ihnen ab, mein Cousin, eine Bahn zu betreten, welche Ihnen die Höhen des Lebens aufschließt, auf welchen Sie wandeln sollten und mußten. Ich werde gern die Hand bieten, um den Weg zu ebnen, und meinen ganzen Einfluß anwenden, Schwierigkeiten zu beseitigen, welche Ihnen drückend erscheinen möchten."

Eine Wolke der Verlegenheit legte sich auf die Stirn des Grafen; er blickte auf seine Mutter, deren Auge fest auf ihn gerichtet war, ohne daß er darin lesen konnte, ob sie um den Antrag des Fürsten wisse, und ihn billige oder ablehne.

„Sie wissen," sagte der Fürst, „daß mein Einfluß kein unbedeutender ist, und ich kann Ihnen mehr sagen, man würde es gern sehen, wenn Sie meinem Rath folgten."

„Meine Zweifel sind mannichfach," erwiederte der Graf. „Zum Attaché oder Secretair einer Ambassade bin ich zu alt, und indem ich mich vermähle," fügte er lächelnd hinzu, „völlig unpassend geworden."

Der Fürst machte eine leichte, abwehrende Handbewegung. „Es gibt kleine Höfe genug, mein Cousin, an welchen man Geschäftsträger nöthig hat.

Junge Diplomaten lernen dort, und es ist eine vortreffliche Schule. Ich werde meinen Einfluß benutzen, wenn Sie es wünschen, und ich dürfte wohl hoffen, daß ich nicht unglücklich wäre."

„Diese Hoffnung gewährt mir allerdings Sicherheit," erwiederte der Graf unruhig — denn mit Lebhaftigkeit erinnerte er sich in diesem Augenblicke Josephinens, und dieser Gedanke allein bewegte ihn zum entscheidenden Widerspruche. — „Allein ich weiß nicht, ob meine Neigungen mich bestimmen können, Ihrer Güte zu folgen. — Es lebt in mir ein Gefühl von Ungebundenheit und freier Willensmeinung, das schwer sich unterdrücken läßt; ich möchte nur ungern, nur überstimmt mich von meinen mir lieb und theuer gewordenen Gedanken und Plänen trennen. Ich bin ein Träumer, mein gnädiger Herr, ein halber Philosoph, ein halber Fantast, der an den zauberischen Fäden seiner Hirngespinste sein Leben geordnet hat, und für diese mährchenhaften Grillen den Kampf mit der rauhen Wirklichkeit wagen möchte. Sie mahnen mich an meine Pflichten gegen den Thron und das Vaterland, aber beide bedürfen wenigstens jetzt meiner nicht. Ganze Schaaren drängen sich zu ihren Diensten herbei, alle Stellen sind überfüllt, und nicht etwa Unwürdige suchen sich auf den Markt zu bringen; nein, es ist eine große Auswahl so vieler Kenntnisse und Kräfte vorhanden, daß meine innere Ueberzeugung mir schon gebietet, den Besseren nicht in den Weg zu treten."

„Und doch, mein junger Freund, ist nie größere Noth um wahres Talent, wahren, festen und starken Willen und treuergebene Diener des Staates gewesen," erwiederte der Fürst. — „Die verwirrten Zeiten bedürfen mehr als je der sorgsamsten Behandlung und der geschicktesten Hände, und Fürst und Vaterland haben nicht allein der gescheutesten Köpfe, sondern auch des Beistandes der Edelsten nöthig."

„Mein Cousin," sagte die Gräfin stolz, „dies würde nicht zu sagen sein, wenn man immer dafür gesorgt hätte, die Edelsten zu erhalten, und die Rechte derselben zu schützen."

Der Fürst beugte sich lächelnd. „Die großen Zerwürfnisse und Veränderungen machen es oft den Staaten unerläßlich, Forderungen des Verhängnisses nachzugeben, Concessionen des sogenannten Zeitgeistes zu sanctioniren, die man natürlich stets als Versuche betrachten muß, als Opfer schwerer Zeiten von ungewöhnlichen Dingen hervorgerufen."

„An Allem hat der Schelm, der Napoleon, Schuld," sagte der Komthur. „Das ist das ganze Verhängniß; wäre er nicht wie ein böser Dämon erschienen, die Revolution wäre in ihrem eigenen Blute erstickt, und Alles zur alten Ordnung und Vernunft zurückgekehrt."

„Möglich, mein theurer Freund," sagte der alte Staatsmann lächelnd, „daß dann noch die Ritter des heiligen Johannes auf Malta säßen und

Schmetterlinge fingen, statt Türken. Doch Zustände überleben sich und müssen sich regeneriren, das ganze Leben besteht im Kleinen wie im Großen, aus Wechselwirkungen, von welchen, wie ein logischer Kettensatz, eine die andere hervorruft. Was wir geschehen sahen, ist nur eine Folge unseres Thuns, und die große Klugheit des Lebens besteht darin, das Gesammtthun der Menschheit so zu leiten und zu lenken, daß die Ordnung und Vernunft niemals aus ihren Schranken bricht. Das ist die höchste Weisheit der Staaten, und jeder Berufene muß dazu beitragen."

„Und doch scheint man diese Weisheit sehr verkannt zu haben," erwiederte die Gräfin, „wenn man dem Pöbel gestattete, die Hände nach Ehren, Aemtern und Würden auszustrecken, und von oben herab eine gewisse empörende Gleichheit predigte."

„Um so eifriger hätten die Besseren und Berufenen sich bemühen sollen, durch die regste Theilnahme diese außerordentlichen Schritte zu entkräften, welche von den verschiedensten Umständen geboten wurden," versetzte der Fürst. „Statt dessen zogen Viele sich zurück, und zwangen die Staaten, ihre Blicke auf Elemente zu wenden, welche bis dahin im tiefen Schatten geblieben waren. Auf diese Weise, man kann es nicht läugnen, ist eine Bureaukratie entstanden, welche mehr, als man glaubt, die neuen umwälzenden Theorien begünstigt hat. Es ist die höchste Zeit, daß die alten Vertheidiger der Throne

und angestammten Rechte wiederum eine neue starke Mauer erbauen helfen, und glauben Sie, daß das geschehen kann, wenn die Fähigsten und die Begütertsten sich in das Dunkel des Privatlebens zurückziehen? Nicht der Beherrschte, der den Gesetzen gehorcht, kann Aenderungen hervorbringen, nur der Herrschende, der Geber und Vollstrecker der Gesetze, vermag zu helfen. Die alten Dynasten, die freien Barone, sind in unserem Staatenleben vernichtet, aus den Herren sind Diener geworden, das ist unabweisbar; allein es ist noch immer in ihrer Macht, die ersten und höchsten Diener gewaltiger Staaten zu sein, die wahren Lenker der Schicksale ganzer Völker, und aus den Trümmern ihrer alten Freiheit so viel zu retten, daß sie als eine besondere Macht sich der Majestät zur Seite stellen, und Theil an dieser wie an der Ausübung der höchsten Herrschaft nehmen. Und deshalb ist es vor Allem nöthig, klug und einflußreich zu sein. Durch hohe Aemter und Würden, nicht durch bloße Titel und Namen kann man in unseren Zeiten dies erlangen."

Hier schwieg der Fürst und lächelte schweigend vor sich hin, während seine Rede tief in die Herzen seiner erstaunten Zuhörer drang. Alle fühlten die tiefe Wahrheit derselben, und selbst die stolze Gräfin schien durch diesen neuen Gesichtspunkt lebhaft interessirt zu sein."

„Mein Cousin," sagte sie, „ich glaube in der That, daß dies die richtige Art ist, um unter so

trostlosen Umständen einen neuen festen Halt zu gewinnen; obgleich derselbe niemals wiedergeben kann, was man mit Unrecht uns entrissen hat. Wenn mein Sohn, wie ich hoffe, auf Ihre gütige Anerbietung eingeht, so wünsche ich, daß er mit rastlosem Eifer sich bemühe, Ihren schönen Andeutungen nachzustreben."

Der Graf heftete schweigend seine Augen auf den Boden. Wie von unnahbaren Mächten gesendet kreuzte ein neues drohendes Verhältniß seine Lebensbahn, seine Pläne und seine Zukunft, als sei der Widerstand noch zu gering, den er zu überwinden hatte. Er verwünschte den staatsklugen Fürsten, welcher selbst den stolzen Widerwillen seiner Mutter zu besiegen verstand, und schon sah er sich im Geiste in lästige Fesseln geschmiedet, an ungewöhnte Beschäftigungen gebannt, in Kreisen, die ihn stets mit einem gewissen Unbehagen ihrer glatten, todten Oberfläche erfüllten, und ach! vor Allem getrennt für immer von dem Wesen, dessen zauberische Gewalt nie in diesem Maße den magischen Eindruck auf ihn übte, als eben jetzt, wo von allen Seiten ihr Verlust ihn bedrohte. — Aber das trotzige Herz des jungen Mannes war noch nie so schwer vom Unglück und Leide gebeugt worden, um die elastische Kraft des Widerstandes zu verlieren, welche mit dem Drucke wächst. Seine Nerven waren fest, sein Wille ungebeugt, er war gewöhnt seine Pläne durchzuführen, gewöhnt zu befehlen, das Gehorchen war

unbequem und ungeübt, und seine Hände ballten sich krampfhaft bei dem Gedanken, das aufzugeben, was er als den Frieden, als das Glück seiner Zukunft betrachtete."

„Sie mögen Recht haben," sagte er kurz und abstoßend, „es mag gut gethan sein, eine einflußreiche Stellung im Staate zu behaupten, allein ich passe dazu nicht. Mein Hang zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, zur Träumerei, entfernt mich auf immer vom Antheil an der Leitung einer Nation oder gar der Zeit. Ich mag Unrecht haben, allein ich bin nun einmal so, und will es Andern überlassen, kräftiger in das Getriebe des Lebens einzugreifen. Mag meine Thaten auch nie ein Buch nennen, weder im Guten noch im Bösen, ich frage nicht nach dem Nachruhm, ich bin ein Kind der Gegenwart, und verachte den blendenden Schein, wenn ich dafür mein menschliches Glück opfern soll. Ich will still als ein guter Bürger und ein guter Mensch an der Seite meiner Gattin leben, meine Kinder erziehen, mich allem Guten und Schönen hingeben, und den Intriguen, den Lüsten, den Fatalitäten und Calamitäten, den Sorgen und schlaflosen Nächten so fern bleiben, als ich nur immer kann. Auch Hortensie —"

Er fuhr nicht fort, denn in dem Augenblicke hörte er ein Geräusch hinter seinem Stuhle, und indem er sich wandte, erblickte er die, von welcher er so eben sprechen wollte, dicht an seiner Seite,

und neben ihr stand der Gelehrte, in dessen klaren, durchdringenden Augen der Graf die geheimsten Gedanken seines eigenen Herzens, wie in einem Spiegel, zu lesen glaubte, und davor in Zorn und Scham erröthete.

Mit Lebendigkeit und einem Feuer, welches dem zärtlichen und besorgten Geliebten gehören konnte, wandte er sich und küßte Hortensiens Hand. „Ich fühle mich glücklich, Sie gerade jetzt zu sehen,“ sagte er, „denn indem Sie meine Besorgnisse zerstreuen, erscheinen Sie zugleich als ein Engel der Verkündigung und Entscheidung. — Man drängt mich, in das Leben hinaus zu treten, ich aber möchte gern mich in den stillen Kreis des Hauses flüchten, um ganz meinem Glücke zu leben. Entscheiden Sie nun, meine theure Hortensie, ich will, was Sie beschließen, erfüllen.“

Er schaute freundlich in das still lächelnde Gesicht seiner Braut, und ihres Willens gewiß blickte er mit einer Art von Triumph auf den kleinen Vetter, um dessen Lippen ein sonderbarer Ausdruck von Spott und Schadenfreude schwebte.

Die schöne, stolze Hortensie richtete sich jetzt empor, und in den edlen Zügen ihres Gesichtes malte sich eine rasche Freude, welche ein leichtes Roth über die feinen, blassen Wangen zauberte. Sie schien von der Güte und dem Ausdruck feuriger Liebe ihres Bestimmten lebhaft ergriffen zu sein, und als wolle sie den kalten Mantel plötzlich abwerfen, der über

ein heißes Herz gedeckt war, faßte sie beide Hände des Grafen, und blickte mit den strahlenden, großen Augen fest und tief in die seinen. Dieser reine und feste Blick, in welchem alle Funken einer entflammenden Neigung sich vereinten, hätte bedeutungsvoll für beider Zukunft sein müssen. Es war die zarte Fackel des kommenden Glückes, die sanft schimmernd aus einer Nacht emporstieg, eine Verkündigung, daß der Heiland in ihrem Herzen geboren sei, der Sohn der Schmerzen und der Liebe, der die Welt erlösen muß in jeder Brust, damit sie gebessert und veredelt auf Augenblicke, Tage, Wochen oder Jahre oder für ein ganzes Leben von dem sanften Wiederscheine des göttlichen Paradieses glüht, wo die Liebe ewig währt, welche die Himmel unauslöschlich durchstrahlt.

Aber diese Blicke eines jung erwachten Lebens fanden nicht die durstige Nahrung, welche sie in den Augen des Grafen zu suchen schienen. Er blickte still lächelnd, starr, als beschäftigten seine Gedanken sich mit fernen und fremden Gegenständen vor sich hin, dann wie erschreckt von dem glühenden, innigen Strahl, der heiß zu seinem Herzen hinabdrang, wandte er sich verwirrt, fast schüchtern ab, und zog mit einer halb unwillkürlichen, schnellenden Bewegung seine Rechte aus Hortensiens Fingern.

Der Ausdruck der Liebe in dem strahlenden Auge der schönen Braut war plötzlich erloschen, eine starre, strenge Kälte malte sich darin, die sanfte

Röthe ihrer Wangen verschwand, um einer leichenartigen Blässe Raum zu geben, und indem ihre Gedanken sich mit wunderbarer Schnelle feindselig forschend gegen den Grafen kehrten, ließ sie auch dessen Linke los, und trat einen Schritt von ihm zurück. Sie warf einen schnellen Blick auf ihren gelehrten, klugen Freund, welcher sie von Manchem unterrichtet hatte, und las in seinen Augen eine Bestätigung ihres schnellen Verdachtes. Die Schmerzen verschmähter, verspotteter Liebe drückten sich tief in ihre Brust; nicht ihr gehörte dies Feuer, nicht ihr diese Aufopferung des Lebens gegen den schönen Kreis des Hauses. Einer Fremden, einer Unwürdigen, einem erbärmlichen Wesen gemeiner Lüste galt dieser Widerstand, und mit schamloser Falschheit wollte der gemeine Mensch sie zur Helferin seiner Absichten machen. — Der kurze Augenblick, in welchem diese Gegensätze sich vor ihrer Seele bewegten, war entscheidend, aber ach! nur für die Saat des Bösen. Eine erstarrende Kälte legte sich auf Hortensiens Brust, sie sah ihre Träume entfliehen, und starrte in eine Wüste, kaum schimmerte noch in weiter Ferne ein Stern hinein, der Stern des Glaubens. — Sein lebendiger Strahl belebte sie plötzlich; ich muß fort von hier, und er muß fort, tönte es in ihrem Herzen, fort aus diesem Netze der Gemeinheit, hinein in das Leben, vor welchem ihm graut. Dort wird er allein zur Erkenntniß gelangen, er wird die trügerischen Bahnen

verlassen, und die wahren Wege finden, welche ich ihm öffnen werde. — Von diesen schnellen Plänen erfüllt, erheiterte sich ihr Blick. — „Ich habe einen Theil Ihres Gespräches gehört," sagte sie, „und wie sehr meine Gefühle sich auch gegen ein Leben in der Fremde, im Geräusch der großen Welt sträuben, wie sehr ich wünschen möchte, daß das einfache Glück des Privatlebens uns beschieden sei, dennoch muß ich bekennen, daß die Gründe Ihres edlen Verwandten entscheidend und überwiegend sind. Es ist nöthig, daß Sie einer höheren Wirksamkeit sich widmen, und da Sie mich zur Entscheidung berechtigt haben, so entscheide ich mich für die Meinung Ihrer Familie."

Der Graf starrte sie erstaunt an, er war auf's Aeußerste überrascht, denn niemals hätte er diesen Ausgang erwartet. Kaum vermochte er seinen Unmuth zu fesseln. „Wohlan denn," sagte er rasch, „Sie haben entschieden und ich folge; jetzt, mein gnädiger Herr, übergebe ich mich Ihrer Güte."

„Ich werde morgen schon Einleitungen treffen," erwiederte der Fürst, „und ich hoffe, daß die Erfolge mein Lendemaingeschenk sein sollen."

Die Unterhaltung der Gesellschaft ward jetzt lebhaft, aber der Graf war still und zerstreut. Er überließ sich seinen Gedanken, und beobachtete seinen Vetter Leopold, der mit allen Fäden seines reichen Geistes die Unterhaltung leitete, und auf welchen der Fürst mit immer lächelnderer und bedeutungs-

vollerer Miene blickte. — Der Haß, welchen Graf Heinrich gegen den Gelehrten trug, loderte heller auf, je mehr er überzeugt wurde, daß Leopold sich mit schmeichelnder Ueberredung in das Vertrauen der verschiedenen Glieder der Familie zu setzen wußte, ja, daß er vielleicht ihm allein Hortensiens seltsame Umwandlung zu danken hatte. — Er hatte sie öfter gesehen und besucht, er schien mit heuchlerischer Vertraulichkeit sie umstrickt zu haben, und er traute es ihm zu, daß er keine Eröffnung gescheut hatte, welche dazu dienen konnte, ihre gegenseitige Kälte zu vermehren. In dem Augenblicke fiel ihm die ganze Bitterkeit ihres letzten Gespräches ein, und sein Verdacht wurde zur Ueberzeugung, als er die lächelnden, belohnenden Blicke sich zurückrief, welche sein Feind auf Hortensien warf, als diese den Aussprüchen des Fürsten beitrat. Er zitterte vor Zorn, und in seinem Herzen regte sich eine Wuth, die ihn zu verderben drohte. Nie, das schwor er sich, sollte dieser Heuchler seine Schwelle betreten, er wollte ihn demüthigen, mit offener Verachtung ihn entfernen, und er sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er ungescheut ihm diese zeigen konnte.

Mit steigendem Widerwillen hörte er, wie Graf Leopold in alle Gedanken des Fürsten einging, wie er die Aussprüche der stolzen Gräfin bekräftigte, und auf die Fragen des Fürsten, weshalb er den Staatsdienst nicht suche, mit einem leichten Achselzucken lächelnd erwiederte, daß seine beschränkten Vermö-

gensumstände das einzige Hinderniß bildeten. — „Ich habe,“ fuhr er fort, „deshalb eine gelehrte Laufbahn ergriffen, und stehe im Begriff den Lehrstuhl zu besteigen, um auf diesem Wege dem Staate zu nützen. Hier ist ein großes und weites Feld, um die gute Saat zu pflanzen, und die gefährlichen Gesinnungen, welche leider von dem Katheder aus so häufig verbreitet werden, mit Nachdruck zu bekämpfen. Es ist ein vorzüglicher Fehler der Staaten, den Unterricht, und namentlich den der Universitäten nicht besser zu bewachen, denn in ihm liegt ein Hauptquell der Uebel unserer Zeit. — Der allergrößte Theil der Lehrer hat aus unhaltbaren Philosophieen, aus dem angestammten Hasse ihres geringen Ursprunges, und aus Lehren, deren Basis sich von grauen Zeiten herab gegen das Bestehende anstemmt, und eine verderbliche Gleichheit und Freiheit predigt, sich republikanischen Ansichten hingegeben, die sich in Worten und Bemerkungen Luft machen, wären die Zungen ihnen auch noch so fest gebunden.“

Der Fürst nickte lächelnd mit dem ergrauten Haupte. „Ich kenne das,“ sagte er, „die Philosophie und die Geschichte haben von jeher die Menschen bessern und bekehren wollen, aber ihre Fantome sind in Büchern geblieben, Hieroglyphen für die praktische Welt.“

„So lange es Zauber bedurfte, um sie zu lösen,“ erwiederte der Gelehrte; „allein die Kunst ist

so allgemein geworden, daß jedes Kind die Charaktere versteht."

„Mein junger Freund," versetzte der alte Staatsmann, „Gelehrte schreiben immer noch in Charakteren, die nur Wenige verstehen, und bannen sich und ihre Theorien in schwarze Kreise, vor welchen der grüne Baum des Lebens verdorrt. Das Volk will keine tiefsinnige Erörterungen, keine sublime Gedanken, keine transcendentale Verzückung, es will Unterhaltung, nicht Lehren, die ihm langweilig sind, weil es sie nicht versteht."

„Es fragt sich," erwiederte der Gelehrte schnell, „was Ew. Excellenz unter Volk versteht; die todte Masse oder die, welche durch eine neue sociale Bildung sich in kurzer Zeit so drohend erhoben hat, daß sie diese Bildung als Fahne schwingt, und keck behauptet, die alte Ordnung des Ranges sei durch sie vernichtet, die Bildung mache die Gleichheit, und scheide allein die Hefe des Volkes ohne Ansehen eines anderen Unterschiedes. — Meine Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß ich das Leben und die verschiedenen Kreise desselben genau kenne, und erst vor wenigen Stunden verließ ich eine Gesellschaft, wo Grundsätze dieser Art die herrschenden sind. — Das sogenannte Talent vereint sich dort, die Kunst, die Wissenschaft, der Reichthum, und man sucht nicht ohne Glück selbst Männer, welche durch Geburt weit über solche Vereinigungen stehen, dort zu bekehren. Diese Masse hat die gefährlichen Lehren

völlig begriffen, und wo Gefahr droht, kommt sie von ihr. Es ist ein geschlossener Phalanx, eine Kette, die sich rühmt, daß sie die Erde umgürte, und in den fernsten Ländern ihre Glieder finde; der Gedanke, sagt sie, sei ihr Panzer, der Buchstabe ihr Speer, die Presse ihr Schwert, das Wort ihr Zauberpfeil, welcher die Herzen durchbohre."

Der Fürst hatte gedankenvoll die Finger auf die Zacken seines leuchtenden Sternes gelegt. „Und doch," sagte er lächelnd, „gibt es so viele Mittel, die Bösen zu bekehren."

„Am besten aber," versetzte Graf Leopold, „besiegt man den Satan mit seinen eigenen Waffen."

„Wir müssen über diesen Gegenstand weiter reden," erwiederte der Fürst. „Es ist spät heut, aber morgen erwarte ich Sie bei mir, Herr Graf, Sie finden mich am besten in der zehnten Morgenstunde."

Mit dem Versprechen, in den nächsten Tagen für manche Familienzwecke thätig zu sein, verließ der alte Staatsmann die Gesellschaft, welche ihr lebhaftes Gespräch fortsetzte.

Der Gräfin waren durch die Erörterungen des Fürsten ganz neue Gedanken über den neuaufstrebenden Glanz ihrer Familie gekommen, und ihr ehrgeiziges Herz sah wenigstens ihren Sohn als Reichskanzler und Lenker eines großen Reiches, wenn sie nicht gar vielleicht die geheimen Hoffnungen hegte,

daß irgend ein Tag kommen werde, wo der Glanz der Krone ihre späten Enkel selbst umleuchte.

Eben so erfreut war der alte General über den muthigen Entschluß seiner Tochter, deren schöne, hohe Gestalt er mit entzückten Augen maß. Er erinnerte sich des Lebens in den großen Kreisen, und es schmeichelte nicht wenig seinem Ehrgeize einen Schwiegersohn zu haben, dessen Namen an den Höfen Europa's bekannt, und von Zeitungen bei wichtigen Sendungen und Verhandlungen genannt werden mußte. Dabei freute er sich, daß Hortensie gezwungen werde, die Einsamkeit und das fromme Wesen abzuthun, welches seinen soldatischen Empfindungen in tiefster Seele zuwider war, und er konnte sich nicht enthalten, seine innersten Gedanken darüber kräftig auszusprechen.

„Komm her, Du Herzenshortensie," rief er fröhlich, „Mädchen, ich muß Dir einen Kuß geben, daß Du solchen männlichen Entschluß fassen kannst, und den ganzen alten Sauerteig, das fromme Singen und Beten, und die heiligen, schwarzen Bücher hinter Dich wirfst. So ist's recht, so bist Du mein gutes, liebes Kind, und ich bin überzeugt, Du wirst in den Salons der großen Welt Dich eben so stattlich, der Welt und Gott gefällig ausnehmen, wie in dem einsamen weißen Zimmer an der Harfe unter den Psaltern Davids und König Salomons."

Auf Hortensien machten diese Worte einen tiefen Eindruck. Jetzt erst dachte sie daran, daß sie

selbst in der großen Welt leben, und wie ihr Vater prophetisch sagte, die stille, weihevolle Ruhe, wenigstens zum großen Theile aufgeben müsse. Sie lehnte sich schweigend in die väterlichen Arme, und beantwortete seinen Kuß mit einem leisen Seufzer. Die Freude ihrer Eltern zerriß ihr Herz, in dem feuchten Auge ihrer Mutter, die bei dem Gedanken des Glückes ihres Kindes und der Hoheit des diplomatischen Schwiegersohnes die Thränen nicht unterdrücken konnte, schimmerte ihr ein unerträglich peinlicher Schmerz zu; sie hätte forteilen mögen in tiefer, weiter Einsamkeit, sie fühlte, wie verlassen, wie unglücklich sie war, wie drohend die Zukunft sie umschwebte, denn in der starren, stolzen Kälte ihres Bräutigams, der schweigend ihr gegenüber stand, las sie die Stürme, welche ihrer warteten. In dieser Minute riß der Vorhang des Allerheiligsten in ihrer Brust, die klare Ruhe war dahin, sie liebte ihn, der sie haßte, und sie haßte den Leichtsinnigen und Verkehrten, der sie nicht verstehen konnte und wollte. Bittere, nie gekannte Gefühle preßten ihre Brust zusammen; es war die Eifersucht, der gekränkte Stolz einer hochgearteten Seele; bleich und zitternd umschlag sie mit beiden Armen den Hals ihres Vaters, und legte, als suche sie Schutz bei ihm, den Kopf an sein Herz."

„Bist Du krank, mein Kind?" fragte der alte Mann, besorgt sie festhaltend.

„In der That," erwiederte sie lächelnd, und legte

die Hand auf die heiße Stirn, der Kopfschmerz und Schwindel sind wieder gekommen. Ich bedarf der Ruhe, erlauben Sie, daß ich mich entferne."

Als sie ging, reichte sie dem Grafen die Hand. Er zog sie an seine Lippen, sie war kalt wie Eis, aber erkältender noch war sein Kuß, den er leise darauf drückte. Sie hörte nicht, was er ihr sagte, die Töne drangen dumpf und verworren in ihr Ohr. Als sie in ihrem Zimmer war, warf sie sich nieder vor dem kleinen Crucifix, aber zum ersten Male konnte sie nicht beten. Zerstreut, verwirrt klammerten die Hände sich um die Stirn, die Gedanken rollten fieberisch darin umher, aber ihr Herz fand keine Thräne der Erlösung. Sie ergriff die Harfe, aber schreiend klangen die Saiten; endlich ließ sie sich entkleiden, doch der Schlaf kam nicht, und die wirren Träume zauberten ihr nur schreckende Bilder, ach! und immer wieder den Mann, dem sie angehören sollte und der sie verachtete, und neben ihm den kleinen Gelehrten mit den schwarzen, strahlenden Augen, ihren Vertrauten, seinen Ankläger, seinen Verderber.

16.

Mißmuthiger und zerfallener mit sich selbst mag selten ein Bräutigam am Vorabende der Hochzeit gewesen sein, als Graf Heinrich. — Langsam ging

er seiner Wohnung zu, schweigend an der Seite des Komthurs, der eben so verdrießlich schien, als er selbst es war.

Endlich nicht weit von seiner Wohnung blieb der alte Herr plötzlich stehen und ergriff den Arm seines Neffen. — „Nichts gefällt mir, Heinrich," sagte er, weder Deine Braut, noch Deine Heirath, noch die Vorschläge des Fürsten."

„Mir auch nicht," erwiederte der Graf.

„Fürstendienst, ich hasse ihn von Grund der Seele und begreife Deine Mutter nicht; und Deine Braut, der die ganze Welt zuwider ist, noch weniger."

„Ich auch nicht," murmelte Heinrich.

„Neue Moden, verdammtes modernes Zeug; um einen Dienst zu haben, bei dem man schweres Geld zugeben und seine ganze Selbstständigkeit aufopfern muß, sollst Du einen Examen machen, wie ein Schulbube, und es als eine Gnade betrachten, wenn er Dir erlassen wird. Warum willst Du das, mein Kind?"

„Mein Wille ist es nicht," sagte der Graf, „aber was kann ich thun, wenn Alle es wünschen? Ich gehorche mit Widerstreben."

„Gehorche nicht," rief der Komthur, „wenn sie Alle modern sind, sei Du es auch. Ungehorsam ist die aller modernste Tugend."

„Zeigen Sie mir einen Ausweg," versetzte der Graf.

„Heinrich," sagte der alte Herr, „hier an mei-

ner Thür will ich Dir ein Wort zum Abschiede sagen. Daß ich Dich liebe, mehr als wärst Du mein Sohn, ist nur zu wahr, und daß ich Dich glücklich sehen möchte, kostete es mich auch den Rest meiner alten Tage, ist eben so gewiß. — Du hast Dein Herz an ein Mädchen gehängt, die Du nicht glücklich machen kannst, und sollst eine Andere heirathen, vor der Du gern laufen möchtest, so weit es geht. Nun überlege Alles, ehe es zu spät wird, und sei ein Mann und handle!"

„Dazu ist die Zeit vorüber," erwiederte der Graf finster.

„Noch nicht," sagte der Komthur eifrig, „noch steht Ihr nicht vor dem Altar."

„Wie," rief Heinrich erstaunt, „Sie wollen, daß ich zurücktrete?"

„Ich will nichts," versetzte der Oheim, „Du mußt wollen, Du mußt Dich entscheiden. Freilich werden sie Zeter schreien, freilich wird die Welt spotten und lachen, aber es sind schon ärgere Dinge geschehen, und man hat es vergessen. — Geh nach Paris, geh nach Italien, geh nach Constantinopel meinetwegen, und vergiß die Tänzerin und die Gräfin, hier denkt in zwei, drei Jahren die Welt an ganz andere Dinge. Laß Briefe zurück, sage Du mußt, ich will es ordnen, wie ich kann. Sei modern, geh ihnen durch, sieh die Welt, wie sie ist, und komm wieder, wenn Du Deinen Frieden gemacht hast. Ich sage nichts mehr, aber wenn Du Geld brauchst, so kannst Du auf

meinen Bankier Deine Wechsel ziehen, und nun gute Nacht, und thue, was Du mußt, um glücklich und zufrieden Dein Leben zu sichern."

Er ging schnell hinein, und betroffen lächelnd starrte ihm der Graf nach. „Gut gemeint wenigstens," sagte er dann, „es wäre ein Ausweg für Viele, für mich nicht. Ich habe nur einen Weg zu thun, nur eine Hoffnung zum Glück, und diese darf ich nicht in der Fremde suchen." — Er überlegte dann nochmals, was sein Oheim gesagt, aber die Trennung von Josephinen schien ihm entsetzlicher, als die Vereinigung mit Hortensien. „Nein," sagte er, „die Minute ist nahe, wo sich Alles zum Glück gestalten kann, ich will sie nicht aufgeben, und wenn ich unglücklich bin, was nützt es mir, in ferne Gegenden zu entfliehen, wie ein Feigling, und Verwirrung und Unheil zurückzulassen?"

In dem Augenblick kam ein Mann die Straße herab auf ihn zu, und blieb vor ihm stehen. Der Graf erkannte ihn sogleich, es war der junge Schubert. Er hatte über seine eigenen Plane das Geschick des Armen fast vergessen, jetzt aber drang die ganze Erinnerung dessen, was er gehört, in ihm empor.

„Gut, daß ich Sie finde," sagte der junge Mensch erfreut, „der Himmel führt Sie in meinen Weg, Herr Graf. Ich bin den ganzen Tag thätig gewesen."

„Haben Sie keine Nachrichten von Ihrer

Freundin?" erwiederte der Graf leise, und faßte seine Hand.

„Mein Vater hatte für mich ein Geschäft über Land," sagte Schubert, „und ich bin erst gegen Abend wiedergekommen. Aber es war gut, sehr gut, ich habe glückliche Geschäfte gemacht; ich brachte zwanzigtausend Thaler in Wechseln mit. Sehen Sie," fuhr er lachend fort, „es wohnt dort ein alter, reicher Mann, der gern Wuchergeschäfte macht, und mit meinem Vater in vielen Verbindungen steht. Beide helfen sich gegenseitig, und mehr als einmal habe ich von dort bedeutende Summen geholt. So kostete es mich ein Wort und eine kleine Quittung und die gültigen Wechsel waren in meinen Händen. Ich werde nicht arm die neue Welt betreten. Antonie soll glücklich sein, ich will ihr alle Thränen, allen Kummer ersetzen, und mein Vater kann sie hier bezahlen."

„Sie haben also heut nichts von den Unglücklichen gehört?" sagte der Graf mit bedeutungsvollem Tone.

„Gar nichts," erwiederte der junge Mensch, ohne darauf zu achten, „aber morgen soll sich Alles fügen und schicken. Mein Vater hielt mich auf, und ich bin umhergelaufen bis in die späte Nacht, um mein Geld und die Wechsel in Gold und englische Noten umzusetzen. — Denken Sie sich, mein Vater will mich mit einer Gräfin, der Tochter Ihres verarmten Verwandten, der ihm große Summen

schuldig ist, verheirathen, und ich habe mir den Spaß gemacht, richtig darauf einzugehen. Er war so fröhlich, wie ich ihn lange nicht gesehen, und ich lachte aus vollem Herzen mit. Morgen will er zu dem alten Grafen hinaus, an dessen Einwilligung er gar nicht zu zweifeln scheint. Aber um so besser, so habe ich den ganzen Tag Zeit, alle nöthigen Vorbereitungen zu machen, einen Wagen zu kaufen, Pässe zu besorgen, Alles zu ordnen, und dem alten, schlauen Fuchs die schlaueste Nase zu drehen. O! lieber Herr Graf, könnten Sie das Entzücken empfinden, das mich erfüllt. Nur wenige Tage noch, nur Stunden noch, und Antonie ist für immer mein."

„Denken Sie auch daran, daß oft das Schicksal in der letzten Minute noch seine furchtbare Hand erheben kann?" sagte der Graf gepreßt.

„Es hat mich ja so lange verfolgt," rief der junge Mensch, „es wird doch endlich sich meiner annehmen; und sehen Sie," fuhr er fröhlich fort, „daß ich gewissermaßen eine Art Verbrechen begehe, das gibt mir die meiste Hoffnung des Gelingens. Das Schicksal ist nun einmal den bösen Thaten günstiger, als den guten; nein, sagen Sie mir nichts weiter, Alles ist auf's Beste angelegt, es muß gelingen, und es wird gelingen. Mein Vater will mich zu einer Reise in seinen Geschäften verwenden, ich reise übermorgen ab, aber nach Hamburg, und er wird nicht eher etwas ahnen, bis er meinen Brief erhält, und ich längst auf dem grünen Meere

schwimme. — Den alten Ehrhardt lassen wir für's Erste hier, der kann nachkommen, denn sein starrer Sinn, sein Wahnsinn würde uns vielleicht verderblich werden. So geht Alles gut, und ich habe nur eine Bitte an Sie, Herr Graf."

„Wollte der Himmel, ich könnte recht viel für Sie thun," erwiederte Graf Heinrich mitleidig.

„Nur eine Kleinigkeit," sagte Schubert. „Ich habe zu Haus ein Päckchen, es enthält den größten Theil des Vermögens, welches ich mit mir nehmen will, in Banknoten. Irgend ein Zufall könnte es mir entreißen, irgend ein Auge könnte es entdecken. Nehmen Sie es, verwahren Sie es mir, nur zwei Tage, nur bis zur letzten, entscheidenden Minute. Sie sollen nicht der Mitwisser meines Geheimnisses sein, ich siegele es ein, Sie wissen nicht, was es enthält, und geben es mir zurück, wenn ich es fordere."

Die Bitte des jungen Menschen war so lebhaft und dringend, und bei der Ueberzeugung des Grafen, wie hoffnungslos sein ganzes Unternehmen sei, wie unlösliche Riegel das Schicksal schon vor die Thore seiner Hoffnungen geschoben hatte, war es ihm nicht schwer ein Ja zu sprechen, welches der junge Schubert mit den Ausdrücken der höchsten Dankbarkeit erwiederte.

Es war ihm unmöglich, diese sehnsüchtige Freude durch ein schreckliches Wort zu zerstören, unmöglich, die Empfindungen seines Glücks in Ausbrüche der Verzweiflung verwandelt zu sehen.

Früh genug mußte der Unglückliche erfahren, wie schwer ihn die unnahbare Hand des Schicksals getroffen hatte, die ihn zu gleicher Zeit doch vor einem anderen Falle bewahrte. Warum sollte er der sein, welcher die liebliche Binde einer sonnenvollen Zukunft mit harter Hand von seinen traumumschwärmten Augen riß? Er überließ das härteren Gefühlen, und folgte schweigend dem Glücklichen, der ihn in sein Zimmer führte, Licht machte und ihn bat, einige Augenblicke bei ihm Platz zu nehmen.

Verdüstert in allen seinen Empfindungen setzte sich der Graf auf das Sopha, von welchem der junge Mann in der Eile allerlei Schriften, Bücher und Kleidungsstücke forträumte, die im bunten Gemisch über einander gethürmt lagen. — Er betrachtete das große Gemach dann mit forschenden Blicken, und die sonderbare Unordnung darin erinnerte ihn an Josephinen, nur waren die Attribute hier ganz anders und weniger einladend. Die gelben Tapeten waren geschwärzt von Rauch und Zeit, und das einsame Licht zuckte flackernd hier über einem großen Schreibtisch, auf welchem Briefe und beschriebene Hefte, Risse von Gebäuden, Rechnungen und Aktenstöße lagen, dort über Kisten und Kasten, welche in den Ecken aufgethürmt standen, da, über einem Haufen altes Eisengeräth und tausend verschiedener Wirthschaftsutensilien. Kleidungsstücke aller Art hingen und lagen umher, und ein armseliges, zusammengewürfeltes Meublement von verschiedenen Rohr=

stühlen, dem alten Sopha mit dunklem Glanzleinen überzogen, und einem zersprungenen kleinen Spiegel in abgestoßenen Goldleisten vollendeten den abstoßenden Eindruck. Im Hintergrunde war eine Glasthür, welche in ein kleines Cabinet zu führen schien, aus welchem die weißen Tücher eines Bettes schimmerten, und der Graf konnte sich nicht enthalten, den jungen Schubert zu fragen, ob er hier in diesem Labyrinthe wohne.

„Leider, ja," versetzte dieser lächelnd, „denn mein Vater ist viel zu ökonomisch, um nicht jedes Plätzchen zu benutzen. Er hat große Häuser, Rittergüter, Fabriken, aber für sich nur eine Wohnung von drei Zimmern, von welchem ich hier in dem einen, welches uns als Comptoir dient, er im zweiten auf dem Hofe und unsere alte Haushälterin im dritten residirt. Tausendmal hat er schon gesagt, daß eine größere, bequemere Wohnung wohl Noth thue, daß er am Abend seines Lebens auch sein Geld genießen wolle, daß er eine Etage unseres schönen Hauses auf der Promenade mit einer Pracht einrichten wolle, wie sie kein Fürst bezahlen könne, aber diese Prahlereien werden ihm schnell wieder leid, und in der nächsten Stunde freut er sich, daß Leute von hohem Stande hier in sein räucheriges, abscheuliches Gemach treten müssen, daß sie zu seinen Sottisen unterthänig lächeln, ja seine Einfachheit bewundern, um Geld von ihm zu erhalten."

Der Graf blickte auf den Tisch vor sich, der

mit einem schmutzigen Tuche bedeckt war, auf welchem noch die Reste eines spärlichen Mahles standen. „Und seine Einfachheit ist gewiß bewunderungswerth,“ sagte er lächelnd.

Der junge Mensch lachte laut. „So bewunderungswerth,“ sagte er, „daß er mitten unter seinem Gelde das Leben eines Heiligen führt, und seinem einzigen Sohn, dem Erben seines Mammons, jedes Stück Brod zuschneidet, und jeden Pfennig berechnet. Und ich Thor, habe mir das Alles gefallen lassen,“ fuhr er fort, „ich bin ein Narr gewesen, ein Kind, das sich vor der Ruthe fürchtet; aber Gott sei Dank! Sie haben mich aus dieser Dummheit gerissen, und der alte Geizhals wird endlich an Wunder glauben, wenn er das Unglaubliche geschehen sieht.“

Er hatte während dessen aus mehreren verschlossenen Schiebfächern und aus einer großen Brieftasche Papiere hervorgesucht, diese zusammengelegt, einen Umschlag darüber gebogen, und begann jetzt denselben zu siegeln.

Der Graf störte ihn nicht, er gedachte schmerzhaft des Augenblicks, der den jungen Menschen aus seiner erträumten Emancipation aufschrecken mußte, er sah, wie Haß und Verachtung den Sohn erfüllten und gegen den Vater trieben, und er fühlte sein Gewissen rege, bei dem Gedanken, daß er diese Flamme geschürt hatte. Dabei schlug sein Herz in doppelter Pein, denn über seinem Haupte hörte er

die Schritte seines Oheims, des Komthurs, der unruhig auf und niederging, und in der Stille der Nacht ruhlos und schlaflos sich mit dem Schicksale seines Neffen beschäftigte. — „Welch ein seltsames Reich von Glück und Qual ist jede Menschenbrust," rief es tief in seinem Innern; „wie bewegen sich dicht neben einander das Entzücken und die Verzweiflung; welche verschiedenen Loose der Erde trennt eine dünne Schicht von Fleisch und Bein, wie verwandelt webt der Geist der Erde das Verhängniß in den Mauern eines Hauses. O, mein Gott! wie entscheidet ein Augenblick über das Schicksal deiner Geschöpfe!"

Aus diesen Gedanken weckte ihn die Stimme des jungen Menschen. „Hier ist das Päckchen," sagte er, und reichte es ihm. „Dem Himmel sei Dank! es ist in Ihren Händen, und ich bin dieser großen Sorge los. Nehmen Sie, nehmen Sie, nun ist Alles gut, das Uebrige macht mir keinen Kummer."

Der Graf nahm zögernd die Papiere und steckte sie in die tiefe Tasche seines Mantels. „Sie sind so fröhlich, so sorglos," sagte er, „und doch haben Sie das Schwerste noch vor sich, und Ihre Lust kann Trauer werden."

„Jetzt kommen die Tage der Freude," rief der junge Schubert. „O! wie oft habe ich hier einsam gesessen, weinend, trostlos, mein Geschick verwünschend, und mich in tausend Plänen abquälend,

und doch war diese Einsamkeit mein höchstes Glück. Mein Vater stört mich hier nie am Abend, da konnte ich meinen Gedanken nachhängen, Briefe an Antonien schreiben, auch wohl kleine Lieder machen, die sie liebt, weil sie kummervoll waren, wie wir, und mit den sanftesten Tönen meiner Flöte mir Ruhe in's Herz bringen, und den nächsten Morgen vergessen. Mehrmals war sie auch hier, dort saß sie, wo Sie jetzt sitzen, Herr Graf, und dies alte, schlechte Zimmer war ein goldener Saal. Ich hielt sie an meiner Brust, ich tröstete sie, sie mich, unsere Thränen mischten sich und unser Glück. O! mein Herz thut sich auf, wenn ich daran denke; niemals, auch wenn ich unglücklich bin, werde ich dieser Stunden hier vergessen. Wir waren so glücklich in unserem Unglück, so voll seliger Lust in unserem Elende."

In dem Augenblicke ließ sich der schwere Tritt eines Mannes auf der Flur hören, der langsam die Stufen zum Zimmer des jungen Schubert hinaufstieg.

„Wer kommt da?" sagte der Graf verwundert.

„Es ist mein Vater," erwiederte der junge Mensch bestürzt, „ich kenne seinen Husten. Um's Himmels willen, sollte er etwas erfahren haben; er kömmt niemals sonst, er darf Sie nicht finden."

Der Graf schlüpfte schnell in das Cabinet, eben als der Hauswirth die Thür öffnete. Der Sohn trat ihm verlegen entgegen. Er blieb an der Thür

stehen und warf einen Blick über das Zimmer. Sein kurzer, dicker Körper war in einen weiten Mantel gewickelt, über dessen schwarzen Kragen das weiße Haar lang herabfiel; den abgetragenen Hut hatte er tief in's Gesicht gedrückt, und die Augen quollen gläsern und starr aus den rothen Höhlen. Er holte tief Athem und fuhr mit der Hand über sein Gesicht; der Hut rollte zu Boden, und lachend stieß er ihn mit dem Fuße fort.

„Mein Gott! Vater, sind Sie krank?" fragte der junge Mensch, und hob den Hut auf.

„Bist Du noch auf, Eduardchen?" sagte der Alte mit lallender, schwerer Zunge und heftiger lachend; „das ist mir lieb, wollen Punsch trinken, wollen Wein trinken, Eduardchen, ist schlecht Wetter draußen."

„Wo sind Sie gewesen, Vater?" rief der Sohn erschreckt. „Ich habe Sie noch nie in solchem Zustande gesehen."

„Zustand?" schrie der Hauswirth, „zum Teufel! ich bin in gutem Zustande. Geld, viel Geld, Geld macht Alles gut. Ich war in Gesellschaft, habe ein Bischen getrunken, was?"

„Soll ich Sie zu Bett bringen, Vater?" sagte der Sohn.

„Nicht zu Bett," schrie der Alte, „ich will trinken, immer mehr trinken. Ruf die Lore, sie soll Wein holen."

„Es ist zu spät, Alles zu Bett, Vater,“ versetzte Eduard finster.

„Was siehst Du mich so an?“ rief der Alte, in seine heftige Gemüthsart fallend. „Du bist ein Pinsel, ein Narr, ein Taugenichts, Du bist, wie Deine Mutter war, die auch blos weinen konnte, und finstere Gesichter machte, wenn ich lachte.“

„Ich wundere mich nur, was Sie bewegen mag, so spät noch in Ihrer Abendgesellschaft zu bleiben.“

„Lustige Geschichten, Eduardchen,“ rief der Vater; „ich bin ein Duckmäuser gewesen, ein Geizhals, ein Knapphans, aber das soll aufhören; ich will auch leben, und gut leben, und Du sollst die Gräfin heirathen, die große Rosalie mit dem blassen Gesicht, und sollst auf der Promenade wohnen, Equipage halten, und einen Titel sollst Du auch haben, auslachen wollen wir die ganze Welt.“

„Sie haben mir schon davon gesagt,“ versetzte der junge Mensch, „morgen wollen wir weiter sprechen.“

„Morgen, morgen,“ sagte Schubert; „ja was kann eine Nacht thun. Der alte Narr, was hatte er für eine weite Kehle, wie konnte er schreien und heulen, und eine schmale Schnur um den großen Hals, da ist's vorbei, der schreit mir nie wieder.“

„Wer? Von wem reden Sie?“ fragte der junge Mensch.

„Haha!“ rief der alte Mann, „das ist ja die

lustige Geschichte. Er hat sich ja aufgehenkt diese Nacht, der alte Bettler, der Taugenichts, der Mordgehilfe; hat's Gesetz nicht gelernt, und was das Beste ist, das Mädchen hat er auch mitgenommen, hinüber in die andere Welt, um gleich einen Kläger zu haben vor seinem Richter."

„Wer? Wer?" schrie der junge Schubert mit furchtbarer Stimme.

„Die sind wir los, Eduardchen," rief der Alte, ihm näher tretend und leise mit der Hand winkend. „Den alten Tischler und das dumme Ding, die Antonie. Es ist gut so, es ist ganz recht so; was sollten die noch auf der Erde, verhungern hätten sie müssen, wenn's nicht so gekommen wäre."

Der Graf sah, wie der junge Mensch zurücksank, wie er sich an den Schreibtisch hielt, um nicht zu fallen, und er wollte hervortreten und ihm zur Hilfe eilen, als jener plötzlich sich wieder aufrichtete.

„Allmächtiger im Himmel!" rief er mit dem Ausbruch der Verzweiflung, „was that ich dir, was thaten dir die Unschuldigen? Vater, Vater! Gottes Rache wird uns treffen, aber nicht mich, Gott der Gnade! nicht mich, ich bin unschuldig!"

„Narr!" rief der Alte, und zwang sich zu einem krampfhaften Lachen, „dummer Narr, was geht es mich an!" — Der Zorn siegte über seine Trunkenheit, er ballte die Faust wie zum Schlage, und trat dicht vor seinen Sohn. — „Du unnatürlicher Bösewicht!" schrie er, „willst Du mir etwa

Vorwürfe machen, weil ich von dem mörderischen Bettelvolke nichts wissen wollte, weil ich Deine dumme Zuneigung zu der liederlichen Dirne hinderte? Schweig still, oder ich reiße Dich an den Haaren nieder, und zermalme Dich unter meinen Füßen."

Eine rasende Gluth stieg in der Brust des jungen Menschen auf, fieberhaft hob sich seine Gestalt und alle seine Nerven spannten sich. „Wagen Sie es nicht, mich anzurühren," schrie er, „denn die letzten Fesseln meiner Kindlichkeit sind abgestreift. O! wollte Gott, ein Blitz zerschmetterte mich, wollte Gott, ein Abgrund öffnete sich unter meinen Füßen und verschlänge mich auf ewig; wollte Gott, ich wäre der Sohn jenes Mannes, der auf dem Blutgerüste starb, es wäre besser, als daß ich Ihren Namen führe. — Ja, hören Sie es, ich klage Sie an, denn ein anderer Mensch kann es nicht. Ich aber, ich weiß es, Sie betrogen den Unglücklichen, Sie stürzten ihn in's Verderben, Sie führten ihn zur Verzweiflung, Sie trieben ihn zum Verbrechen und zum Blutgerüst! Sie verfolgten die unglückliche Familie, der sie den Ernährer geraubt, Sie vermehrten ihr Elend, denn Ihr Gewissen suchte Trost in einem unnatürlichen Haß, und jetzt, wo der wahnsinnige Ehrhardt Hand an sich und das unglückseligste Geschöpf legte, suchen Sie es durch Wein und Trunkenheit zu betäuben. Aber die Rache kömmt, Vater, und wird Sie treffen, und wäre es

erst jenseits des Grabes, an dessen Rande Sie stehen; dort vor einem ewigen Richter finden Sie mich mit den übrigen Klägern und meiner armen Mutter, die an Ihrer Rohheit, an Ihren Verbrechen unterging. Gott weiß und sieht Alles, Gott richtet die Thaten und die Herzen; ich höre den Spruch der Vergeltung, den Spruch der Rache auf das Haupt des Sünders, o, Allbarmherziger! auf das Haupt meines Vaters fallen.“ —

Der Alte mit dem glühenden, zornigen Gesicht hatte zum Schlage bereit vor dem Sohne gestanden, aber mit jedem Worte verschwand seine Kraft. Endlich konnte er den Blick nicht mehr ertragen, die Flamme des Gerichts, welche aus den Augen seines Kindes leuchtete, durchschauerte ihn, dann trat er auf ihn zu, als wolle er ihm die Hand reichen, aber mit Widerwillen zog der Sohn die seine zurück. Er sah ihn an, bittend, vernichtet, verwirrt, ein Paar unverständliche Worte murmelten über seine halbgeschlossenen Lippen, plötzlich aber drehte er sich um, und eilig, als verfolge ihn eine strafende Gewalt, verließ er das Zimmer.

Als er hinaus war, trat Graf Heinrich aus seinem Versteck. Der junge Schubert hatte die Hände vor die Stirn zusammengeschlagen, und lehnte sich mit ihr auf die hohe Einfassung des Schreibtisches, stumm, bleich, keines Wortes mächtig.

Der Graf war in einer peinlichen Lage. Er wußte, wie wenig ein schaler Trostspruch helfen

konnte, wie der ganze Tempel der Zukunft plötzlich, von einem Erdbeben zertrümmert, in dem Herzen des armen Jünglings umgestürzt liege, und wie keine menschliche Hand im Stande sei, ihn wieder zu bauen. Sanft faßte er seine Schulter. „Mein armer, junger Freund," sagte er, „das Schicksal hat noch nicht aufgehört, Sie zu prüfen; allein der wahre Mann besiegt seinen bösen Stern durch den festen Entschluß, sich über ihn zu erheben."

„Ich glaube es noch nicht ganz," versetzte Schubert heftig; „ich glaube der Alte lügt oder ward belogen. Mein Gott! Es ist unmöglich. Reden Sie, sagen Sie mir, er lügt, nicht wahr, er lügt?"

Die krampfhafte Heftigkeit und der Ton der tiefsten Seelenangst, mit welchem er diese Worte hervorstieß, erschütterten alle Trostgründe des Grafen, dennoch aber glaubte er ihm keine trügerischen Hoffnungen machen zu dürfen. — Wenn das Herz sich dem Schmerze geöffnet hat, wenn der erste Sturm beugend darüber hinfuhr, können eitle Träume der Tröstung nur die Qualen verlängern und schärfen. Der Graf erzählte ihm, was er davon gehört, und seufzend, erblassend sank der junge Mensch halb bewußtlos auf das Sopha. Endlich brach er in ein krampfhaftes Schluchzen aus, in Worte und Ausrufungen, welche sein gequältes Herz erleichterten, bis die Ermahnungen, die verschiedenartigsten

Zusprüche des Grafen ihm einen Theil seiner natürlichen Stärke zurückzugeben schien.

„Sie mögen Recht haben," sagte er, „und ich verkenne es nicht, daß dies entsetzliche Ereigniß mich zu einem neuen Leben ruft, daß vielleicht manches Böse dadurch verhindert und der dunkle Schleier meiner Zukunft sich freundlicher gestalten kann, als flöhe ich mit meiner Liebe in die dunklen Wälder des Missisippi. Ja, vielleicht haben Sie selbst Recht, daß ich dort nicht glücklicher geworden wäre, als hier, daß Antonie niemals die Schmerzen vergessen haben würde, welche ein trauriges Verhängniß so früh über die Schuldlose brachte und alle Gefühle ihres Lebens auf immer verbitterte. Vielleicht auch hätte ihr siecher, kranker Körper nicht lange mehr widerstanden, und ich wäre fern von der Heimath ein Raub meiner Verzweiflung und des tiefsten Kummers geworden; aber die Hoffnungen meines Daseins sind auf immer zerknickt, mein Leben ist ein zerbrochener Baum, ich werde fortan ein willenloses Geschöpf sein, dem es gleichgültig ist, wie sich die Zukunft gestaltet. Ich will nichts mehr, ich glaube nichts mehr, und hoffe auch nichts, was habe ich also noch von dieser Welt zu erwarten? — Mein Vater hat Recht, vollkommen Recht, die albernen Gefühle verderben die Menschen, man muß nichts empfinden, nichts fühlen, als sich selbst, und auf den Nacken der Träumer und Narren emporsteigen." — Ein Strom von Thränen erstickten

seine Worte, und laut schluchzend verbarg er das Gesicht in beiden Händen.

Graf Heinrich sah, welche Richtung die Erbitterung seiner Gedanken nahm, und überließ es ihm, einsam in der Stille der Nacht sich mit sich selbst auszusöhnen. „Morgen," sagte er, „werde ich Sie gefaßter finden, erleichtern Sie Ihr Herz, weinen Sie, nichts mildert die Stürme so sehr, als die Thränen, das göttliche Geschenk der Ruhe für jeden Geschlagenen. Wenn Sie stärker sind, wollen wir über die Zukunft sprechen."

Er nahm das Päckchen mit den Banknoten heraus, und legte es leise auf den Tisch; der junge Schubert aber stand mit Heftigkeit auf, und drückte ihm das werthvolle Papier von Neuem in die Hand. — „Verlassen Sie mich nicht," sagte er, „o! ziehen Sie sich jetzt nicht von mir zurück. Nehmen Sie das, Herr Graf, bewahren Sie es, bis ich einen Entschluß fassen kann; ich weiß noch nicht, was ich thun werde, ob ich mein Dasein hier ferner ertragen kann, ob ich nicht doch noch fort muß, hinaus in die weite Welt."

Der schwache Widerstand des Grafen wurde von den dringenden Bitten leicht besiegt, und als fürchtete er, daß es ihn reuen könnte, ergriff der junge Mann schnell das Licht und den Schlüssel, und geleitete seinen späten Gast aus dem Hause.

Verdüstert ging der Graf die Straße hinab, sein Herz war auf's Aeußerste von den Scenen des

Schmerzes und der menschlichen Verworfenheit erfüllt, ein Kampf der Gefühle erhob sich in seiner Brust. In der Mitte zwischen dem Wege, der nach seiner Wohnung führte, blieb er stehen. Er sah die große Straße hinab, welche zu Josephinen führte, und er schwankte; sollte er sein Vorhaben ausführen, sollte er auf immer davon zurückweichen? — Hortensie, die Zukunft, sein Glück und Leid schwebten an ihm vorüber. — „Vergessen," rief er, „ja ich will vergessen, ich will denken, auch sie sei gestorben, wie die arme Antonie; fliehen, fort, wohin es auch sei, und glücklich werden. In diesem Augenblicke schlug die Uhr einer nahen Kirche die zwölfte Stunde. — „Erbärmliche Schwachheit!" sagte er plötzlich und hemmte seine Schritte. „Bin ich ein Mann, soll ich aufgeben, was mich allein glücklich macht? Nimmermehr! Laß die Welt gehen, wie sie ist, laß Jeden seinen Frieden suchen, wie er kann, der meine ist nur in deinen Armen, theure, geliebte Josephine."

Rasch eilte er die Straßen entlang. Der Himmel hing voll schwarzer Wolken, deren riesige geballte Massen langsam vom Süden heraufzogen, und vom scheidenden Monde beleuchtet, dem einsamen Wanderer drohende, gespenstische Krallen ent-

gegenstreckten. Der Wind hatte sich aufgemacht, und warf die schweren Tropfen plätschernd auf die schallenden Trottoirs, und das falbe Zucken an den Säumen der aufgethürmten Wolkenschicht verkündete ein Gewitter.

Mit pochendem Herzen blickte der Graf nach Josephinens Fenstern. Ein schwacher Lichtschein, das Geflimmer eines Lämpchens zuckte hinter den weißen Vorhängen. Leise, mit zitternder Hand, drückte er an die Hausthür, sie war unverschlossen; behutsam stieg er die Treppe hinauf, und aus dem Spalt der angelehnten Doppelthür sah er den hellen Schimmer eines Lichtes brechen.

Auf den Zehen schlich er hinein, und vor ihm saß die alte Christine, angelehnt an die Mauer, wie ein Gespenst mit offenen Augen, stier, todt, mit verzerrten Zügen und dem häßlichen, widrigen Grinsen darin, das ihm immer so fatal gewesen war. Einen Augenblick glaubte der Graf, die Alte sei gestorben, und ein Grausen überfiel ihn der häßlichen Leiche gegenüber, aber sie athmete schwer, sie träumte, sie bewegte die Lippen, sie zählte murmelnd Geld und nannte seinen Namen, und er wandte sich von der schlafenden Sünde, die im Traume noch widerlicher war, als im Leben.

Er legte den Mantel leise über den nächsten Stuhl, und stand horchend an der Thür still, welche in Josephinens Zimmer führte. Nichts regte sich, Alles war ruhig darin; nur hinter ihm flüsterte die

Alte immer schwerer und lauter, und lachte unheimlich grausenhaft aus der tiefsten Brust, als spotte sie über den zaghaften Thoren, der ungewiß und zitternd den Drücker des Schlosses bewegte.

Da öffnete er die wohlbekannte Pforte und stand in dem tiefdunkelnden Zimmer. — Auf dem Seitentischchen brannte eine zierliche chinesische Lampe; er kannte sie wohl, es war sein Geschenk. Der bunte Schirm rund umher verbreitete ein süßes magisches Dämmerlicht, und festgebannt stand er auf der Schwelle, seine Sinne ordnend, seine Gedanken; seinen Kopf, der fieberisch brannte, gewaltsam hingebeugt zu dem kleinen Nebencabinet, dessen Thür offen stand, und aus welchem leise volle Athemzüge eines sanften, ruhigen Schlafes in gemessenen Pausen zu ihm herüberdrangen.

Dann gewannen seine Augen die volle Sicherheit und erblickten die reizende Gestalt seiner Geliebten. Es war ihm nicht auffallend, sie halb bekleidet, ausgestreckt auf dem weichen Lager ruhen zu sehen. Sie liebte es auf den Kissen des Sophas oder auf dem Bett nach langem Sinnen, nach stundenlangem, halbwachem Träumen zu entschlafen, bis sie in der Mitte der Nacht, oft erst am Morgen erwachte, um von Neuem umherzuwandeln, zu sprechen, zu schreiben, zu lesen, und dann unter den schwellenden Decken spät noch einmal zu entschlummern. Auch heut hatte der Schlaf sie überrascht, und so lag sie vor ihm, das schöne Haupt hinter-

wärts herabgebeugt, die schwarzen Locken aufgelöst niederrollend, wie ein glänzendes Meer zwischen weißschimmernden Ufern, eine schöne Marmorgestalt, die eines Phidias zu bedürfen schien, um zum Leben zu gelangen.

Zitternd vor Liebe und Verlangen stand der Graf, und vor seinen Augen schwanden die Welten. Er dachte nichts mehr, er empfand nichts mehr, als dies eine süße, unendliche Wollen, alle seine Unruhe, all sein Bangen war vergessen, und jetzt hob die holde Gestalt beide Arme und streckte sie gegen ihn aus, jetzt hörte er zitternde, leise Worte, jetzt sprach sie seinen Namen mit den Tönen der tiefsten Sehnsucht und Liebe. Er stürzte auf sie hin, er umschlang sie im glühenden Taumel und fühlte sich umschlungen; Lippe brannte auf Lippe, und alle heiße Leidenschaft schmolz in der heißeren Gluth.

„So laß mich weiter träumen," flüsterte Josephine endlich, und schmiegte sich fester an ihn.

„Immer, ewig!" versetzte er zärtlich, und bedeckte sie mit seinen glühenden Küssen.

Plötzlich schlug sie die Augen auf, und starrte ihn seltsam, ängstlich, dann immer wilder und furchtbarer an. Er sank an ihrer Seite auf's Knie und preßte die Hände an seine Lippen. Da riß sie sich gewaltsam los, ein Schrei der Wuth und des Schmerzes durchrieselte ihn; sie stand mitten im Zimmer, die kleinen Hände geballt, die Augen auf ihn mit solchem Entsetzen gerichtet, als sehe sie ein

furchtbares Gespenst, und in jeder Miene, in jeder Bewegung den Ausdruck einer gewaltigen und doch so ohnmächtigen Verzweiflung.

So standen sie sich gegenüber, der Graf in Scham und Bestürzung, die Tänzerin im stummen Schrecken, im zweifelnden Bewußtsein einer fürchterlichen Wahrheit, die jeden Augenblick ihr unerträglicher wurde.

Endlich ermannte sich der junge Graf. Er bekämpfte gewaltsam die Verlegenheit, er suchte den sicheren Blick, den der Sieg verleiht, und lächelnd streckte er die Arme aus, lächelnd flüsterte er leise, zärtliche, süße Worte, und wollte sie von Neuem in seine Arme schließen.

Bei der ersten Bewegung, welche er machte, sprang Josephine zurück und streckte die Hände abwehrend gegen ihn aus. „Gespenst, Mörder!“ rief sie, „fort von mir. Heilige Katharina! Heilige Mutter Gottes! Beschütze mich vor dem entsetzlichen Teufel!“

„O, meine Josephine!“ rief der Graf zärtlich, und suchte sie zu umfassen, „kannst Du mir verzeihen, kannst Du der heißesten Liebe vergeben, wenn sie raubte, was Deine Kälte ihr versagte? Jetzt ist die Scheidewand gefallen, jetzt bist Du auf ewig mein, und keine Erdenmacht soll mich von Deinem Herzen reißen!“

„Wahrheit! Entsetzliche Wahrheit!“ rief die Tänzerin, und hob die Hände zum Himmel, „allmächtiger Gott, wie furchtbar! — Aber Dein bin ich nicht, in Ewigkeit nicht, lieber der ganzen Hölle gehören, als Dir! — Rühre mich nicht an!“ schrie sie mit entsetzlicher Stimme, und drängte sich dicht in eine Ecke, „wag' es nicht, mich zu berühren, Böse-

wicht, Unmensch! Ich hasse Dich, ich verachte Dich, ich verfluche Dich in Ewigkeit!" —

Eine dunkle Röthe des Zornes bedeckte seine Stirn, er wußte nicht, sollte er der inneren Gluth folgen, die fieberisch in ihm sich regte, sollte er bittend vor ihr niedersinken, und nicht aufhören ihre Verzeihung zu erflehen. Liebe und Stolz rangen in seinem Herzen, das Bewußtsein seiner Schuld und der Trotz, der ihn dazu getrieben. Und doch war sie so schön in ihrer Verzweiflung, ihr gehobenes, rollendes Auge, das mit verzehrender Gluth ihn zu durchbohren schien, und die erblaßten Wangen; wie ein zürnendes Götterbild, verschönt durch menschliche Leidenschaften, trat sie aus dem schweigenden Dunkel.

„Verzeih mir," sagte der Graf flehend; „wenn ich frevelte, so hast Du mich dazu getrieben. Du hast mit meinem Herzen gespielt, Du hast die zauberischen Liebesknoten um mich geschürzt, Du hast die Flamme geweckt und genährt, welche mich zu verzehren drohte. Und was hab' ich denn gethan? — Ich habe Dich aus dem Taumel Deiner Selbstsucht gerissen, aus einem unnatürlichen, fieberhaften Wahne, der Dich hinderte, ein liebendes Weib, ein glückliches, beglückendes Wesen zu sein. — Habe Erbarmen, meine Josephine, nur Liebe, unendliche Liebe trieb mich hierher, willst Du die Hand verstoßen, die treueste Hand, welche sich Dir entgegenstreckt?"

„Daß ich ein Mann wäre," rief die Tänzerin, „diesen nichtswürdigen Spott zu züchtigen; daß ich einen Mann fände, der mich an diesem Teufel rächte. Haß, Rache, Verachtung sollst Du bei mir finden, nicht Liebe; ja, ihr Heiligen, laßt mich nicht sterben, bis ich mich gerächt habe!"

„Klage den Himmel an," versetzte der Graf

düster, „daß er Dich so schön machte, daß er Dir den Körper gab, der die Sinne umstrickt und das Herz nicht, um die Liebe zu empfinden. — Du hast mich verführt, Du hast mich dahin gebracht, und jetzt bist Du mein, Du weißt es, daß Du ganz mein bist. Ein Wort von mir, und die ganze Welt zweifelt nicht daran, ja sie zweifelt schon jetzt nicht mehr, und das ist es, was Deinen verkehrten Stolz am meisten kränkt."

„Gemeiner Mensch!" rief die Tänzerin stolz, „geh hinaus, schrei es auf den Gassen aus, daß Du mich im Schlafe überfielst; sag es Deiner Mutter, Deinen hochmüthigen Verwandten, erzähle es den Ahnenbildern in Deinem Schlosse, und sie werden mit den Köpfen nicken, und dem edlen Enkel zulächeln. — Geh, erzähle es Deinen Genossen, ich werde es nicht läugnen, ich werde Deinen Triumph bestätigen, ich werde Alles thun zu Deinem Ruhme, aber verlaß mich jetzt, Deine Nähe ist mir Gift, sie erstickt mich, ich kann die Luft nicht ertragen, in der Du athmen kannst."

Stolz kreuzte der Graf die Arme über die Brust. „Ich bleibe," sagte er kalt und verächtlich, „bis Du wieder vernünftig bist."

Ein dumpfer Donner rollte über den Himmel, und die Tänzerin hob mit Heftigkeit beide Arme empor. „Hörst Du, wie Gott spricht?" rief sie in der heftigsten Erregtheit; „doch was fragt ein Bösewicht, wie Du, nach Gott. Geh den Augenblick, oder meine Hand zerschmettert dies Fenster, ich rufe laut nach Hilfe und Rettung; Menschen werden mich von Dir befreien, ich will Ihnen Deine Thaten erzählen, das Gesetz soll mich beschützen, und der Tod mich von Dir erretten. — Mit der Schnelle des Blitzes stürzte sie sich auf den Nachttisch, und er=

griff ein kleines Messer mit goldener Schneide, in zierlicher Silber= und Perlmutterschale, das neben der flackernden, halb erloschenen Lampe lag. Eine furchtbare Entschlossenheit blitzte in ihren Augen, als sie das mörderische Instrument emporhob, aber schneller noch hatte der Graf ihren Arm gefaßt, und mit einem raschen, gewaltsamen Druck war das Messer in seiner Hand.

„Thörin!" rief er empört, „thue, was Du willst, ergib Dich Deiner Narrheit ganz, aber nicht um meinen Anblick. Ich gehe, ich verlasse Dich, aber ich sehe Dich wieder, denn Du gehörst mir, so lange Du lebst."

Er eilte hinaus und warf schnell den Mantel über. Die alte Christine stand zitternd und bleich mit erstarrten Blicken an der Thür. „Geh hinein," rief er ihr zu, „verlaß sie nicht, beruhige sie, versöhne sie, und ich will Dich reich machen."

Er floh die Treppe hinab, lautes Weinen und das Geheul der Alten schallte ihm nach. — Plötzlich fühlte er eine starke Hand an dem Kragen seines Kleides. — „Was geht hier vor, was bedeutet das Geschrei?" fragte eine heftige, tiefe, aber gedämpfte Stimme.

„Wer fragt danach?" versetzte der Graf bestürzt und zornig.

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie? Was thun Sie hier?" rief der Fremde schnell.

Der Graf stieß heftig den Arm zurück, der ihn aufhielt. „Mein Name und mein Thun kümmert Niemanden!" sagte er rauh.

„Mehr als Sie denken, mein junger Herr," versetzte der Angreifer. „Nicht von der Stelle, hinauf mit ihm, zurück; helfen Sie mir, Freund, ich will Alles wissen."

In dem Dunkel der Nacht sah der Graf die Umrisse zweier Männer. Jetzt spaltete ein Blitz den schwarzen Himmel, und auf einen Augenblick zuckte es hell über die Hausflur. — Ein großer Mann in einen Mantel gewickelt, stand vor ihm, neben ihm eine kleine, breite Gestalt. Der Graf glaubte in dieser seinen Vetter zu erkennen, und die Wuth seines ganzen Lebens strömte durch seine Adern. Mit unwiderstehlicher Gewalt stieß er die Arme fort, welche ihn hielten; in dem kurzen Ringen war er der Stärkere, aber von Neuem faßte ihn eine kräftige Hand. — Mit furchtbarer Gewalt ließ der Graf auf den Unbekannten die Faust niedersinken; sie war bewehrt, sie hielt noch das kleine Messer, welches er Josephinen entriß. Ein lauter Schrei, ein Fall folgten dem Schlage, der Graf war frei, er stürzte auf die Straße, die Laternen waren erloschen, der Regen fiel in Strömen herab, die tiefste Dunkelheit lag auf der Stadt. —

Athemlos erreichte er seine Wohnung, er wußte nicht, ob er verfolgt ward. Erstarrt warf er die nassen Kleider, den zerrissenen Mantel ab, da fiel ihm das Päckchen mit den Banknoten ein, er griff in die Tasche, er durchsuchte Alles, es war verschwunden, er hatte es verloren. Mit einer wilden Verwünschung seines Schicksals schlug er die Hände vor die Stirn und warf sich auf's Bett, ruhlos, in eitlen Plänen und Entwürfen, und mit bitterem Lachen begrüßte er den Morgen, der ihn auf ewig mit Hortensien verbinden sollte.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei Friedrich Rückmann in Leipzig.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

S. 101 p beschmutzt 22/1 55 Kl.

nude

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mügge, Theodor,

Tänzerin und Gräfin ein Roman

Bd.: 1

Leipzig (1839)

P.o.germ. 958 ed-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114971-4